

Schwäbische Heimat

Oktober-Dezember DM 12.00



1994/4

Die Nikomedeskirche
in Hildrizhausen

Erinnerungsstätte
«Die Männer von Brettheim»

Die Rollesel –
Heiligabend im Hällischen

Nicht mehr heilig:
keltische Viereckschanzen

Schwäbische Heimat

45. Jahrgang
Heft 4
Oktober–Dezember 1994

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2164308,
Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) 3027701,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

**Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle
des Schwäbischen Heimatbundes:**

Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Telefon (0711) 22 16 38, Telefax (0711) 29 34 84
Geschäftszeiten:
Montag bis Donnerstag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr
Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–15.30 Uhr

Inhalt

| | |
|--|-----|
| UWE KOSSACK Zur Sache: Kulturgüter unter dem Hammer? | 327 |
| MANFRED STEINMETZ Aus der Luft betrachtet: Der Vulkanschlot Hohenbol unter der Teck | 328 |
| WILFRIED SETZLER Springerle – ein Gebäck spiegelt 400 Jahre Kulturgeschichte | 330 |
| FRIEDRICH HEINZELMANN/GOTTHILF NIETHAMMER Von der Pfalzgrafenburg zum Chorherrenstift – die Nikomedeskirche in Hildrizhausen | 336 |
| BENIGNA SCHÖNHAGEN Museen des Landes: Erinnerungsstätte «Die Männer von Brettheim» | 348 |
| JOHANNES GROMER Ehemalige Schloßkirche Schmiedelfeld – eine bauhistorische Untersuchung | 356 |
| HANS ROTH Die Rollesel – Ein rauher Brauch am Heiligabend im Hällischen | 364 |
| DIETER KAPFF Die keltischen Viereckschanzen sind den Archäologen nicht mehr heilig | 376 |
| GABRIELE KREUZBERGER Die alten Boschgebäude – Vom Abriß bedrohte Stuttgarter Kulturdenkmale | 390 |
| Leserforum | 346 |
| Anschriften der Autoren und Bildnachweis | 347 |
| Buchbesprechungen | 401 |
| sh intern | 412 |
| Reiseprogramm | 420 |
| sh aktuell | 424 |

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad-Theiss-Verlages
sowie der Reisekatalog des Schwäbischen Heimatbundes bei.

Uwe Kossack Zur Sache: Kulturgüter unter dem Hammer?

Ist Manfred Rommel ein Banause und Barbar und mit ihm sein Bürgermeister Wolfgang Schuster? Wohl kaum. Schließlich ist Schuster von Amts wegen für die Förderung der Kultur zuständig, und sein Chef, der OB Rommel, dichtet sogar. Na also. Trotzdem hängt den beiden seit kurzem der Ruch der Kulturfeindlichkeit an. Wie die Sache tatsächlich lief, wissen nur die Beteiligten; jedenfalls habe, so klang es später aus dem Stuttgarter Rathaus, der Vorstandsvorsitzende der Landesgirokasse, Dr. Walther Zügel, ein Kaufinteresse an der städtischen Münzsammlung gezeigt. Daraufhin habe Kulturbürgermeister Schuster den Leiter des Stadtarchivs, Prof. Dr. Paul Sauer, beauftragt, die wertvollen Münzen aus der Zeit der württembergischen Grafen und Herzöge schätzen zu lassen. Da bekam die Öffentlichkeit in Gestalt der Presse Wind von der Sache, und von diesem Moment an wurde mal harsch, mal fadenscheinig dementiert: Natürlich habe man an einen Verkauf nie gedacht, aber andererseits sei die Landesgirokasse (LG) doch auch städtisch, außerdem könne die LG, im Gegensatz zum Archiv, die Sammlung zeigen. Zuletzt, sattelte Schuster drauf, müsse er in Zeiten knapper Kassen die Mittel nach Bedarf umschichten können. Also doch verkaufen?

Sollte mit dem Stuttgarter Gedankenspiel ernst gemacht werden, dann wäre ein Tabu gebrochen, die unausgesprochene Selbstverpflichtung aller europäischen Museen und Archive, niemals etwas aus ihren Beständen zu verkaufen. Aber wäre so ein Verkauf nicht ein Segen für so manches Museum, einmal ein Geldsegen und dann das Wunder, endlich wieder Platz zu haben? Schließlich schlummert doch auch hierzulande in den meisten städtischen Museen der Löwenanteil des Kunstbesitzes in Magazinen und verstaubt unbeachtet in Abstellkammern, unübersehbar und unübersichtlich. Denn im Lauf der Zeit kamen die disparatesten Stücke zusammen: wertvolle Dokumente, kostbare Preziosen, aber auch Trödel aller Art. Und nie durfte sich bisher ein Museum davon trennen. Das machte auch den Reiz für alle Stifter aus. Nur im Museum oder im Archiv wußten sie ihre Schätze sicher und der Willkür des Marktes entzogen. Außerdem hoffte der edle Spender, auf diese Weise in dankbarer Erinnerung zu bleiben. Wäre es also nicht wirklich an

der Zeit, sich von den Stücken zu trennen, die nicht erste Wahl sind oder die einem plausiblen Sammlungskonzept widersprechen?

So einfach ist die Sache nicht. Zunächst: Wer bitte will denn die Stücke minderer Qualität haben? Soll sich der Chefkonservator damit auf den Flohmarkt stellen? Der seriöse Kunstmarkt interessiert sich dafür nämlich nicht. Und selbst bei solchen Gegenständen, die einen gewissen Wert garantieren, wären die Verwaltungskosten beim Verkauf so hoch, daß der Netto-Gewinn den Schmerz über den Verlust nicht wettmachen könnte.

Aber das Sammlungskonzept! Wie, so lautet die Klage, soll ein Museumsleiter einen eigenen Gedanken verfolgen können, wenn ihm Kraut und Rüben seines Vorgängers im Weg rumliegen? Aber wer weiß, vielleicht dachten seine Vorgänger auch schon so über ihre Vorgänger, was nichts anderes heißen soll, als daß eine öffentliche Sammlung überpersoneell ist. Sie ist in der Regel älter, viel älter als die Amtszeit des gegenwärtigen Direktors. Sie ist historisch gewachsen, und als historische Substanz unterliegt sie anderen Maßstäben als den aktuellen Gestaltungswünschen des derzeit Verantwortlichen. Dessen wahre Verantwortung kann nur darin bestehen, den Geschichtswert der Sammlung selbst zu respektieren.

Derzeit sammeln die kommunalen Museen mit Vorliebe Gegenstände der Alltagskultur, Töpfe und Tiegel, Bierzipfel und die Gründungsurkunde des Gesangsvereins. Vor vierzig Jahren sammelten diese Museen moderne Graphik, weil sie den öffentlichen Geschmack auf die Höhe der Zeit bringen wollten. Weitere zehn Jahre früher wurde Völkisches gesammelt, und wieder eine Generation davor vielleicht württembergische Münzen als Ausdruck der klassischen Möglichkeit, Geschichte zu repräsentieren. Münzsammlungen mögen derzeit nicht populär sein, aber Popularität wäre als Kriterium für Museumsarbeit katastrophal.

Womit wir wieder bei unserem Stuttgarter Fall sind und bei einer schlimmen Vision. Möglicherweise wird am Nesenbach eines fernen Tages einer nach den Münzen fragen. Dann werden sie möglicherweise längst nicht mehr in öffentlicher Hand sein und die Landesgirokasse auch nicht mehr. Nur eine im Archiv befindliche Akte wird verraten, daß seinerzeit Kulturmittel umgeschichtet wurden. Damals sei es übrigens das letzte Mal gewesen, heißt es in einer anderen Quelle, daß den öffentlichen Sammlungen der Stadt Stuttgart etwas geschenkt wurde.

Das Titelbild zeigt den Ortskern von Hildrizhausen, Kreis Böblingen; anstelle der Kirche stand hier im Hochmittelalter eine Burg. Näheres auf den Seiten 336 ff.

Manfred Steinmetz Aus der Luft betrachtet: Der Vulkanschlot Hohenbol unter der Teck

Noch anno 1790 beschreibt G. F. Rösler in seinen *Beyträgen zur Naturgeschichte des Herzogthums Württemberg* einen Tuff der Schwäbischen Alb als *eine merkwürdige Art Sandstein*. Ein Jahr später jedoch erkennt Bergrat Wiedemann im «Basalt» des Eisenrüttels bei Münsingen den vulkanischen Ursprung des dortigen Gesteins. 1824 zählt man bereits neunzehn Vulkane auf der Alb und in ihrem Vorland, um die Jahrhundertwende sind weit über hundert Vorkommen bekannt, und mittels geophysikalischer Prospektionsmethoden konnten bis heute 356 Ausbruchsstellen des «Schwäbischen Vulkans», wie man sie wegen des einheitlichen Fördermaterials zusammenfassend bezeichnet, lokalisiert werden. Die Schlotte konzentrieren sich im Umkreis von rund 20 Kilometer um Bad Urach als Zentrum einer tektonischen Mulde, in der sich verschiedene Grabensysteme vergittern und deren Senkungstendenz man zu den auslösenden Faktoren des Albvulkanismus rechnet.

Mit Ausnahme des «Grabenstettener Basaltganges» bestehen alle Vulkanröhren aus Tuff, also aus nach den Ausbrüchen verfestigtem Lockermaterial; nur in einigen wenigen Schloten ist nachträglich flüssige Gesteinsschmelze gangartig in den Tuff eingedrungen. Daneben bergen die Tuffe meist auch Trümmer des durchschlagenen Grund- und Deckgebirges, so daß sich die landschaftliche Situation und die Eruptionsumstände zur Ausbruchszeit im Miozän wie folgt rekonstruieren lassen: Das in der tektonischen Schwächezone von Bad Urach in Zerrüttungsspalten emporgestiegene Magma traf auf in diesen Spalten vagabundierendes Grundwasser – Gase und Magmapartikel fördernde Ausbrüche waren die Folge. Sie durchschlugen das damals auch im heutigen Albvorland noch bis zum Weißen Jura Delta vorhandene aufliegende Schichtpaket, lagerten an der damaligen Erdoberfläche Kraterwälle und weiträumige Tuffdecken ab, beziehungsweise bildeten Maare aus. Bereits während der mehrmaligen Eruptionsvorgänge brachen aus den felsmechanisch instabil gewordenen Schlotbegrenzungen Weißjurablöcke heraus und fielen in die Vulkanröhre. Durch Kompaktion setzten sich die Schlotfüllungen und oftmals umgelagerten Tuffe auch später noch und führten so zu weiterem Nachbrechen der Kraterwände.

Tuffdecken und Kraterwälle sind längst abgetragen; nur die Schlotfüllungen blieben erhalten und bilden

je nach Lage auf der Albhochfläche oder im Albvorland unterschiedliche morphologische Erscheinungsformen: Auf der Albhochfläche verraten sich die Vulkanschlotte meist durch leichte Geländedepressionen; sie wurden zu bevorzugten Siedlungslagen, da die Tuffe und ihre Verwitterungsböden im Gegensatz zu den verkarsteten Jurakalken Wasserstauer sind und in ihnen erfolgreich Brunnen gegraben werden konnten. Grabenstetten, Ochsenwang, Hülben, Laichingen, Zainingen und zahlreiche andere Ortschaften liegen also wegen der Wasserversorgung direkt auf Tuffschloten. Die Schlotfüllungen sind aber auch leichter erodierbar als die sie umgebenden harten Schichten des Weißen Jura. Deutlich wird dies besonders dort, wo die Erosion am Albtrauf liegende Schlotte angeschnitten und ausgeräumt hat wie beispielsweise im Randecker Maar. Im Albvorland dagegen – hier ist das Weißjurapaket vollständig abgetragen – erweist sich die Schlotfüllung wesentlich widerstandsfähiger gegen die Erosion als die weitgehend tonigen Braun- und Schwarzjura-Schichten. Die Vulkanschlotte treten deshalb im Vorland als morphologische Härtlinge in Erscheinung und werden im Volksmund mit Bühl, Bülle, Bohl oder Bol bezeichnet, dem Begriff für Hügel oder Anhöhe.

Ein solcher vulkanischer Härtlingshügel ist auch der Hohenbol nordöstlich der Ortschaft Owen unterhalb der Teck. Die Häuser im linken Hintergrund des Bildes gehören zu Bissingen, wir blicken also von Nordwesten auf den abgetragenen Stumpf des Vulkanschlotes, dessen Umriß im durchschlagenen Braunjuragelände aus der Luft klar auszumachen ist: Saftig grüne Wiesen und Streuobstbestände bedecken noch im August die wasserhaltenden Tonmergelböden des Braunjura Delta. Deutlich markiert der geschlossene Heckenzug unterhalb des leuchtend weißen Feldwegs im Vordergrund den Wechsel in der Bodenbeschaffenheit und damit den Schlotrand. Dieser verläuft weiter an der Außenkante des vom linken Bildrand angeschnittenen Wäldchens, zieht unmittelbar am Ende des gelben Stoppelfeldes – für den Betrachter nun nicht sichtbar – hinter der Kuppe des Hohenbols entlang, fällt mit dem schräg nach rechts unten weisenden Feldweg zusammen, trennt dann wieder Obstwiesen und Gebüschaufwuchs, trifft rechts oberhalb der Stallungen auf die von Owen heraufführende Straße zur Teck und schließt in seinem Verlauf in



der Straßenkurve die elliptische Form des Schlotes. 602 Meter hoch ist die Kuppe des Hohenbols und erreicht damit ziemlich genau die Höhenlage der Braunjura-/Weißjura-Schichtgrenze, die man im Bereich des Gefälleknicks unterhalb des im rechten Bildhintergrund steil zur Teck aufsteigenden Hangwaldes zu suchen hat. Waldrand und davorliegende Heidefläche stocken allerdings auf Weißjura-Hangschutt, der hier den Untergrund verhüllt.

Aber nicht nur die fast lehrbuchhafte Herauspräparation eines Tuffschlotes durch die Abtragungskräfte nach einem Fazieswechsel macht unser Beobachtungsobjekt zum Prototyp eines Albvulkans, sondern auch für die bereits beschriebenen entstehungszeitlichen Prozeßabläufe finden sich Belege: Eingesprenkelt in den bräunlich versengten Magerasen kündigen helle, in den Schlot gestürzte und nun freigelegte Weißjura-Felstrümmer von der ehemaligen miozänen Landoberfläche.

Das kahle Aussehen der Vulkankuppe und der sie überziehende Magerasen sind Relikte einer überkommenen Kulturlandschaft und keineswegs «natürlich», wie das Wäldchen am Nordhang und

die sich ausbreitenden Gebüschinseln am südlichen, beziehungsweise am dem Betrachter zugewandten nordwestlichen Abhang zeigen. Mangelnde Schafbeweidung in den steileren Bereichen ist die Ursache für den Beginn eines Sukzessionsprozesses, der – wenn nicht stärker beweidet oder pflegerisch eingegriffen wird – über verholzende Stauden, Gebüsch, Gehölzaufwuchs und Vorwaldstadien schließlich zur Wiederbewaldung des Hohenbols führen würde. Damit wäre nicht nur dieser charakteristische Geotop im Landschaftsbild verschwunden, sondern auch die besondere Biotop-eigenschaft des Magerrasens mit seinen zahlreichen licht- und wärmeliebenden, z.T. geschützten oder für die Albheiden so typischen Pflanzenarten wie Silberdistel, Karthäusernelke, Gelbem Günsel, Sonnenröschen, Thymian und anderen mitsamt der darauf spezialisierten Tierwelt. Noch aber werden die Heiden um die Teck von Schafherden befahren, und mit Einbeziehung des Hohenbols in ein Naturschutzgebiet wird sich auch dieses natur- und kulturlandschaftliche Kleinod am Rande der Schwäbischen Alb erhalten lassen.

Wilfried Setzler Springerle – ein Gebäck spiegelt 400 Jahre Kulturgeschichte

Adonis liebt des Gebackenen viel, das Frau'n in den Formen bereitet, mischend das weißeste Mehl mit mancherlei Würze der Blumen, was sie mit lieblichem Öl getränkt und der Süße des Honigs, so übersetzt Eduard Mörike einen Text, der etwa 300 v. Chr. im antiken Griechenland entstanden ist. Eine Stelle, die nicht nur den klassischen Süßstoff Honig bezeugt, sondern auch erstmals literarisch, schriftlich belegt, daß Süßigkeiten, daß Süßgebäck in einer Form, einem Model, gestaltet wurden. Tatsächlich beweist eine Vielzahl erhaltener Backformen aus Ton oder Stein, daß Honigkuchen, Honiggebäck, im Altertum – sei es in Ägypten oder im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris – wohl bekannt waren und von den Griechen ebenso wie später von den Römern zu vielerlei Anlässen hergestellt wurden. Auch der Einbruch der Barbaren in die antike Welt und deren Untergang in der Völkerwanderungszeit brachten die Kunst, besonders geformte Honigkuchen zu backen, in Europa nicht gänzlich zum Erliegen. So drängt Papst Pelagius I. 550 in einem Brief an den Bischof von Arles darauf, dieser solle heidnische Bräuche, wie die Herstellung von Backwaren in Kinder- oder Hahnformen als Fruchtbarkeitsymbole bei Hochzeiten, verbieten. Und im 7. Jahrhundert wettet der heilige Eligius gegen die Sitte der Germanen, im Januar Backwerk in Gestalt von Hexen, Hirschen oder anderen unzüchtigen Darstellungen anzufertigen. Danach schweigen für einige Jahrhunderte die direkten Quellen, doch gibt es zahlreiche Indizien dafür, daß die Kirche die alten Bräuche schließlich toleriert und in ihren Dienst gestellt hat. Urkunden des 13. Jahrhunderts belegen, daß man damals, vor allem in Frauenklöstern, geformtes und bebildertes Gebäck aus Honig, Mehl und Gewürz zum Nachtmahl oder in der fleischlosen Fastenzeit auftrug. Einen Anstoß, geformte Backwerke zu schaffen, dürften neben der antiken Tradition auch die Kreuzzüge und damit verbunden das Kennenlernen orientalischer Spezereien gebracht haben.

Aus dem Jahre 1461 datiert der älteste Holzmodel

Der älteste datierbare Model in Deutschland stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist aus Kalkstein geformt. Aus gotischer Zeit, also bis etwa 1500, lassen sich rund 150 Model in Museen nachweisen; die meisten stammen aus dem 15. Jahrhun-



Religiöse Motive waren ursprünglich vorherrschend. Ausformung eines Models mit der Anbetung der Hirten im Stall zu Bethlehem.

dert. Sie sind überwiegend aus Stein oder Ton. Darauf verweist auch der deutsche Name «Kuchelstein», der ihnen neben dem lateinischen «modulus» gegeben wurde. Der älteste Holzmodel datiert aus dem Jahr 1461 und kann im Schweizer Landesmuseum in Zürich bewundert werden.

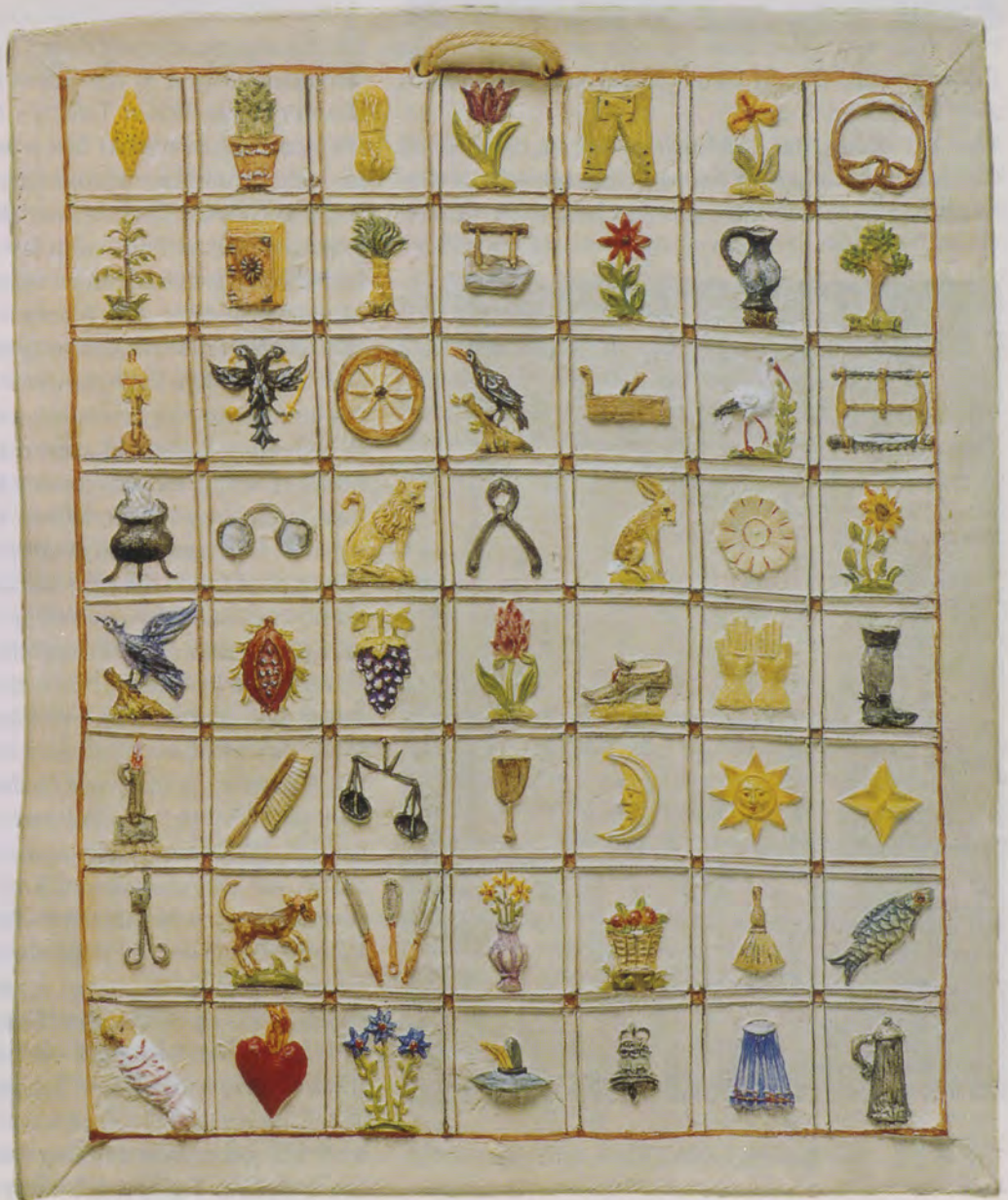
Die hohe künstlerische Qualität der frühen Model offenbart, daß nicht etwa der Bäcker selbst seine Form gefertigt hat, sondern daß meisterliche Medailleur-, Münz- oder Stempelschneider sowie bildende Künstler mit deren Herstellung beauftragt wurden. Im Pariser Musée Cluny finden sich zwei Modelsteine, die offenbar nach Kupferstichen von Martin Schongauer gestaltet worden sind. Neben religiösen Motiven – Heiligenbildern, Lamm Gottes, Kreuzigungsszenen – stehen schon damals, wenn auch nicht in gleicher Zahl, weltliche Themen: Liebespaare, Narren, Adelswappen, Portraits. Daß selbst Könige und Kaiser Lebkuchen mit ihrem Bildnis zieren ließen, verrät der Eintrag in einer Nürnberger Chronik zum Jahr 1487, wo es heißt: «Während des Reichstages, welchen Kaiser Friedrich in Nürnberg hielt, ließ der Kaiser die Kinder in den Stadtgarten vor dem Schloß laden, und er ließ viel Bletzlein von Lebkuchen backen, darauf stand des Kaisers Bild. Die teilt man unter die Kinder. Der Bletzlein waren viel, aber die Kinder noch viel mehr. Daß der Kaiser gerade

in Nürnberg Lebkuchen backen ließ, verwundert nicht, war die Stadt doch für diese Spezialität berühmt.

Etwa seit 1500 werden Model zunehmend aus Holz geschnitzt, ja recht bald verdrängen sie die Steinmodel weitgehend. Verwendet wurden natürlich Hölzer, die sich besonders gut zum Schnitzen eigneten; die zudem feinporig waren und so beim Abdrücken oder Ausgießen ein gutes Relief hinterließen. Gesucht waren zudem dauerhafte Hölzer, die eine häufige Benutzung garantierten, die das Zusammenbringen mit Teig, das Auswaschen und Reinigen viele Jahre gut überstanden. Beliebt waren Birnbaumholz, überhaupt Obstbaumhölzer, aber auch Fichte, Ahorn und Nußbaum wurden verwendet. Zum bevorzugten Material wurden schließlich im 18. Jahrhundert das Buchsbaumholz.

Zucker und süßes Backwerk als Kostbarkeit

Die Kunst, süßes Gebäck anzufertigen, vor allem Leb-, Pfeffer- oder Honigkuchen, bildete schließlich einen eigenen Beruf aus. Sieht man von Klöstern, Adelshöfen und reichen Patrizierhäusern ab, gibt es zunächst so gut wie keine private Herstellung. Schon wegen der Gewürze – Pfeffer, Nelken, Muskat, Safran, Kardamon, Zimt, Ingwer oder Anis, die teuer und schwer zu beschaffen waren – konnten im einfachen Haushalt keine Lebkuchen gebacken werden, man mußte dies speziellen Kuchenbäckern, den Lebzeltern, überlassen. Da diese meist nur saisonal – beispielsweise vor Weihnachten oder Ostern – ausgelastet waren, gehörte zu ihrem Berufsfeld oft nicht nur der Umgang mit Honig, sondern auch mit Bienenwaben, dem Bienenwachs, so



Holzmodel mit 56 kleinen Motiven. Kleine Springerle, weniger zum Essen, vielmehr für die Puppenstube und den Kaufladen.

daß Lebzelter häufig auch als Wachszieher Kerzen herstellten und mit derselben Form, die sie für die Lebkuchen verwendeten, Wachsbilder gossen.

Doch nicht nur die Gewürze, auch der neben Mehl wichtigste Rohstoff, der Honig, war teuer. Zucker, *jener Honig, der sich ohne Bienen im Rohr erzeugt*, wie er in einer mittelalterlichen Quelle genannt wurde, also Zuckerrohr war zwar auch schon im Mittelalter bekannt, doch galt er als absolutes Luxusgut, war außerordentlich kostbar und weit teurer als Honig. Erst nach der Entdeckung des Zuckergehaltes in der Runkelrübe 1747 begann der Preis des Zuckers allmählich zu fallen. Doch dauerte es noch über ein Jahrhundert, bis Zucker in großen Massen und billig auf den Markt kam. Im Jahr 1822 lag der Zuckerverbrauch pro Kopf in Deutschland bei 750 g im Jahr. 1860, der Verbrauch war auf 4,16 kg gestiegen, kostete das Kilo Zucker noch etwa 1,50 Mark, was dem Tagesverdienst eines Arbeiters in Württemberg entsprach. Von 1836 bis 1900 steigerte sich die Zuckerproduktion in Deutschland von tausend auf zwei Millionen Tonnen.

War bis dahin der Lebkuchen das dominierende Gebäck, man denke an das Märchen *Hänsel und Gretel* und an das Pfefferkuchenhäuschen, so verbreiten

sich nun zahlreiche alte Gebäckformen, die dem Lebkuchen Konkurrenz machen: die Aachener Prinzen, die Baseler Leckerli, die Thorner Kathareinchen, die Züricher Tirggel, der niederländische Spekulatius oder die Schweizer und schwäbischen Springerle.

Wie mit der Verbreitung des Zuckers süßes Backwerk Allgemeingut wurde, so gelangten nun Holzmodel auch in die Haushalte der sogenannten kleinen Leute. Zumal sie in gleicher Weise für verschiedene Gebäcksorten – Lebkuchen, Marzipan oder Springerle – verwendet werden konnten. Nur einige wenige Sorten benötigten spezielle Model wie etwa Spekulatius oder Tirggel, deren Negativformen wesentlich flacher sein mußten als die für Springerle, Lebkuchen oder Marzipan.

«Springerle ohne Füßchen sind ein Ärgernis»

Die Springerle, die seit dem 17. Jahrhundert in Süddeutschland und in der Schweiz bekannt sind und die der bürgerlichen Tafel als Ersatz für Marzipan dienten, ziehen nun in fast jeden bürgerlichen und in viele bäuerliche Haushalte ein. Seinen Namen hat das Gebäck – so meinen einige – durch die Eigenschaft seines Teiges, um fast das Doppelte seiner Höhe aufzugehen, eben zu springen. Nach anderer Meinung kommt der Name vom bevorzugtesten Motiv dieses Gebäcks, dem springenden Reiter.

Von den vielen Rezepten, die Generationen lang weitervererbt wurden oder werden, schildert das Rezept einer Baseler Hausfrau aus dem letzten Jahrhundert sehr anschaulich, wie Springerle entstehen bzw. entstehen sollen: *Nimm von Mehl ein Pfund, siebe es fein und stelle es über Nacht ins Ofenloch. Nimm ein Pfund trockenen Zucker und vier Eier, aber große, zwei Eßlöffel ausgeblasenen Anis. Vom alten Baseler Kirsch zwei Eßlöffel (lupft sie gut und vertreibt den Eiergeschmack). Zucker, Eier und Anis laß vom ältesten Buben rühren, dann vom zweitältesten, dann vom dritten, zusammen wenigstens eine halbe Stunde, dann gib das Rosenwasser dazu, schaffe das Mehl darunter und wirke den Teig auf dem Wallbrett, bis er schön verbunden ist. Welle den Teig auf, aber nicht zu dünn, und drücke mit Sorgsamkeit und Kraft die Model auf. Hernach alles auf mehlbestäubtem Brett 24 Stunden an die Wärme gestellt und bei schwacher Hitze backen. Um sie schön weiß zu haben, stäube vor dem Backen Mehl darauf und blase es nachher weg. Kriegen sie keine Füßchen, so schimpfe die Buben aus oder die Stubenmagd: War schlecht gerührt oder Durchzug in der Stube. Springerli ohne Füßchen sind ein Ärgernis.*

In der Regel wurde der Teig mit einer Prise Hirschhornsalz als Treibmittel, zum Springen, versetzt.



Alles, was man zum Backen der Springerle braucht: Holzmodel, Teig, «Rädle» zum Kantenschneiden oder «Ausstechen», Schneebesens.



Der Reiter, eines der beliebtesten Motive: Holzmodel (rechts) und bemalter Abdruck.

Der Anis wurde und wird meist auf das gefettete Backblech gestreut und nicht dem Teig beigegeben. So können die Aniskörner nicht das Bild des Springerlesköpfe, das Relief, stören.

Wichtig ist, daß die Springerle mindestens vier bis fünf Wochen vor dem Verzehr, vor Weihnachten beispielsweise, gebacken werden. Frisch beißt man sich an ihnen die Zähne aus. Erst wenn sie eben einige Wochen kühl und trocken gelagert sind, werden sie mürbe und können gegessen werden.

Neben den Springerle zum Verzehr gab und gibt es auch Springerle, die nur als Wandschmuck, Baumbehang oder zur sonstigen Zier hergestellt werden. Es handelt sich dabei um sogenannte Wasserspringerle, um Springerles-Produkte, bei denen anstelle Eier Wasser verwendet wurde. Diese eierlosen Wasserspringerle bleiben, wenn man auf das Hirschhornsalz verzichtet, flach und hart und lassen sich gut bemalen, was um die Jahrhundertwende ganz groß in Mode war. Zum Bemalen eigneten sie sich im übrigen ganz besonders gut, wenn dem Teig Astragalus, Tragant, zugegeben wurde.

*Reiter, Nikolaus und Buchstaben –
Herz, Pfätschkind und Bärenatzte*

Während die Springerle, Lebkuchen, Spekulatius heute meist zur Weihnachtszeit gebacken werden, konnten sie früher jedes Fest bereichern: So wurden sie bei Verlobungs- und Hochzeitsfeiern, bei Taufen, zu Neujahr oder Kirchweih, zum Schulbeginn, zum Geburtstagsfest, zur Konfirmation, zu Ostern, zur

Fastenzeit, zu Maria Lichtmeß und Allerseelen gereicht. Entsprechend reichhaltig und vielfältig sind die Motive, die abgedruckten oder abgeformten bildlichen Darstellungen. Zu den Lieblingsmotiven gehören als Einzeldarstellungen der Nikolaus, der Reiter, das Pfätschkind, das Herz, der Hirsch, das Paar, die Bärenatzte, der Wagen, der Schlitten. Doch es gibt kein Thema, das man nicht für Model aufgegriffen hätte. So finden wir Ereignisse modelliert – «Erste Giraffe auf Wiener Boden», «Mißernte 1816», «Zeppelinflug» – ebenso wie Karikaturen oder frivol-erotische Szenen. Auf Modeln werden religiöse Geschehnisse erzählt, sie dienen der politischen Propaganda oder unterrichten in vaterländischer Geschichte. Weit verbreitet war ein Model, der den Grafen Eberhard im Bart mit dem Kopf im Schoß seines Untertans zeigt.

So wie die Motive variieren, variieren auch die Formen: Es gab und gibt runde, rechteckige, rauten- oder herzförmige Model, Modelbretter, Modelrollen oder Modelwalzen mit mehreren Bildern, große oder kleine. Nicht selten sind Model, die man auf beiden Seiten benutzen kann.

Wer Springerle herstellte, besaß natürlich mehrere Formen, so konnte man, je nach Gelegenheit, auf bestimmte dazu passende Motive zurückgreifen: Auf das Herz zur Verlobung, auf das Pfätschkind zur Taufe, auf die Buchstaben zum Schulbeginn. Seit der Biedermeierzeit werden immer häufiger auch Holzmodel verwendet, die mehrere relativ kleine Motive aufweisen: vier, sechs, acht oder mehr. Natürlich gibt es auch Model, mit denen man

ganz kleines Gebäck für die Puppenstuben oder den Kinderkaufladen anfertigen konnte. Hinter manchem Motiv stehen jahrhundertalte, heute oft vergessene Traditionen. Das so oft gern herausmodellierte Pfätschkind, manches Mal auch als Wickel- oder Pfatschenkind bezeichnet, gehört zu den klassischen Motiven, die wir bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen können. Mit Pfatschen oder Pfätsch bezeichnete man das breite Band, mit dem früher Kleinkinder umwickelt wurden. Gebackene Pfätschkinder verschenkte man – das leuchtet schnell ein – der Braut am Hochzeitstag. Doch gehörten Pfätschkinder auch zu den Neujahrsgeschenken. Dahinter steht sicher die gedankliche Verbindung zwischen dem neugeborenen Kind und dem neuen beginnenden Jahr. Oft findet man Pfätschkinder, die wie Früchte auf Stengeln oder Ästen sitzen. Dahinter steckt die alte Vorstellung, nicht der Klapperstorch, sondern der Kindermann bringe die Kinder, die auf Bäumen wüchsen und von ihm herabgeschüttelt werden müßten. So hat sich der Reim erhalten, daß in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

*Zeugnisse der Kulturgeschichte,
die in der Vorweihnachtszeit benutzt werden wollen*

Vieldeutig ist auch das immer wiederkehrende Alphabet, der Buchstabenmodel. ABC-Lebkuchen waren Geschenke zum Schulanfang. Doch sollten sie den Beginn nicht nur versüßen, das eßbare Alpha-



bet – ob als Lebkuchentafel oder als Springerles-Teigbuchstaben – galt als magisches Mittel zur Stärkung und Steigerung der Lernfähigkeit. Nach dem Genuß des Alphabets – so dachte man – lernt das Kind schneller bzw. leichter lesen und schreiben. Natürlich wurden Buchstaben auch als religiöse Zeichen gedeutet, als Symbole Christi, der nach der Offenbarung Anfang und Ende, also Alpha und Omega, ist.



Oben: ein ABC-Täfelchen, unten: Mode auf Modeln. Original und bemalter Abdruck. Ganz rechts unten: ein gewickeltes Pfätsch- oder Pfatschenkind.



Holzmodell des
19. Jahrhunderts
und Abdruck mit
27 Motiven.

Die meisten Model geben nicht nur wieder, was sie vordergründig sagen wollen, sondern ermöglichen – ganz unbeabsichtigt – Einblicke in ihre Entstehungszeit. So zeigen sie die Menschen gekleidet, wie es in jener Zeit üblich war, geben Verse und Redewendungen wieder, die den jeweiligen Zeitgeist spiegeln, überliefern uns Sitten und Gebräuche. So sind die Model heute begehrte Objekte nicht nur bei Sammlern, sondern auch bei Volkskundlern, Kunsthistorikern, Kulturwissenschaftlern, Heraldikern, Historikern, Pädagogen. So erschien kürzlich ein gewichtiger Band *Mode auf Modeln*, der mit der Holzmodell als Forschungsobjekt die Entwicklung der Mode in den letzten 400 Jahren aufdeckt; zudem kann er die Zusammenhänge zwischen Kleidung und sozialer Stellung oder geographischer Herkunft aufzeigen. Ein anderes Buch beschäftigt sich auf der Grundlage von Holzmodellen mit der Geschichte des Handwerks.

Heute werden Model – ob für Springerle, Lebkuchen oder Spekulatius – maschinell gefertigt, sie sind meist keine großen Kunstwerke mehr, auch wenn es viele gute und interessante Motive gibt. Vor allem aber sollte man bei aller Freude am Kunstwerk nicht vergessen, daß man mit diesen Modellen auch backen kann. Die Springerlesmodel waren und sind Gebrauchsgegenstände. Selbst die künstlerisch wertvollen alten, von meisterlichen Formschneidern geschaffenen Model dienten nicht dem ästhetischen Genuß, sondern der Herstellung von Gebäck. Damit verbindet sich nun ja nicht nur das Produkt «Springerle», das süße, würzige Weihnachtsgebäck, sondern damit verbindet sich auch die Freude am Backen, das Erleben der Vorweihnachtszeit, die Gerüche, die durchs Haus ziehen, das Herauskrämen alter Rezepte, die Erinnerung an vergangene Zeiten, an gemeinsames Backen als Kind, an fröhliches Zusammenarbeiten am Küchentisch.

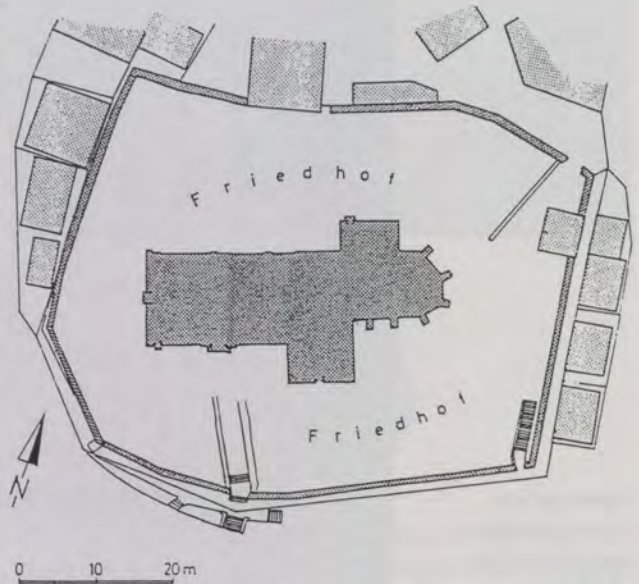
Anlässlich der Vorbereitung einer Ortsführung durch Hildrizhausen bei Herrenberg standen die Verfasser dieses Artikels vor der undankbaren Aufgabe, gleich zu vier verschiedenen Hypothesen über die Entstehung der Hildrizhausener Nikomedeskirche Stellung nehmen zu müssen.

Adolf Schahl, der als einer der besten Kenner der Kirchen Neckarschwabens gilt, stützt sich bei seinen Aussagen vor allem auf Merkmale der vorhandenen Bausubstanz. Seiner Meinung nach stellt die Nikomedeskirche eine früh- bis hochromanische Pfeilerbasilika dar (1000–1150), wobei im 14. Jahrhundert an die Stelle des südlichen Querhauses der heutige Kirchturm getreten sei. Die Ummauerung des Kirchhofs erinnere an eine spätmittelalterliche Wehrkirchenanlage, die der Überlieferung nach auf den Grundmauern der 1165 von Welf VII. zerstörten pfalzgräflich tübingschen Burg errichtet wurde. Die Ausstattung der Kirche deute aber eher auf eine Kollegiatstiftskirche aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hin. *Von hier aus gesehen, ist in Zweifel zu setzen, daß die Kirche an die Stelle der 1165 zerstörten Burg getreten sein soll*¹.

Dietrich Lutz vom Landesdenkmalamt äußerte sich aber aufgrund von Bodenfunden unter dem Langhaus der Nikomedeskirche 1970 wie folgt: *Nach Aussagen der (Boden)profile bestand (bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts) auf dem Platz der heutigen Nikomedeskirche (...) keine profane Anlage, ebenso fehlen Anzeichen für einen sakralen Vorgängerbau (...). Der bis heute wehrhafte Eindruck von Kirche und Friedhof wird mehr auf eine spätmittelalterliche Wehrkirchenanlage zurückzuführen sein als auf die Relikte der 1165 zerstörten Burg, deren Lage weiterhin unbekannt ist*².

Das schriftliche Quellenmaterial beschränkt sich im wesentlichen auf die Angaben in der Chronik des Hildrizhausener Pfarrers Bartholomäus Eyselin aus dem Jahre 1619³. Auf dessen Aussage basiert wohl auch der Text der Informationstafel, die man spätestens 1984 am südlichen Ausgang zum Kirchhof anbrachte: *Die ehemals dreischiffige Wehrkirche (...) entstammt dem 12. Jahrhundert. Sie wurde anstelle einer durch Welf VII. 1165 zerstörten Burg errichtet*⁴. Die Ergebnisse der Grabungen von 1970 blieben dabei offensichtlich unberücksichtigt.

Die Heimatforscher verfügen gelegentlich über Kenntnisse zur Geschichte ihrer näheren Umge-



Nur noch an der Nordseite ist in Hildrizhausen der wehrhafte Charakter der Kirchhofummauerung erhalten. Auf der Südseite stürzte der Mauerring ein und wurde nach Norden verschoben. So könnte der Turm ursprünglich zentral in der Mitte gelegen sein.

Hildrizhausen, Ortskern. Die Luftaufnahme, die als Titelbild zu sehen ist, zeigt die drei verschiedenen Baueinheiten der Nikomedeskirche: den hohen gotischen Chor von 1515, das romanische Langhaus mit südlichem Seitenschiff und den romanischen Turm, der bisher dem 14. Jahrhundert zugeordnet wurde.

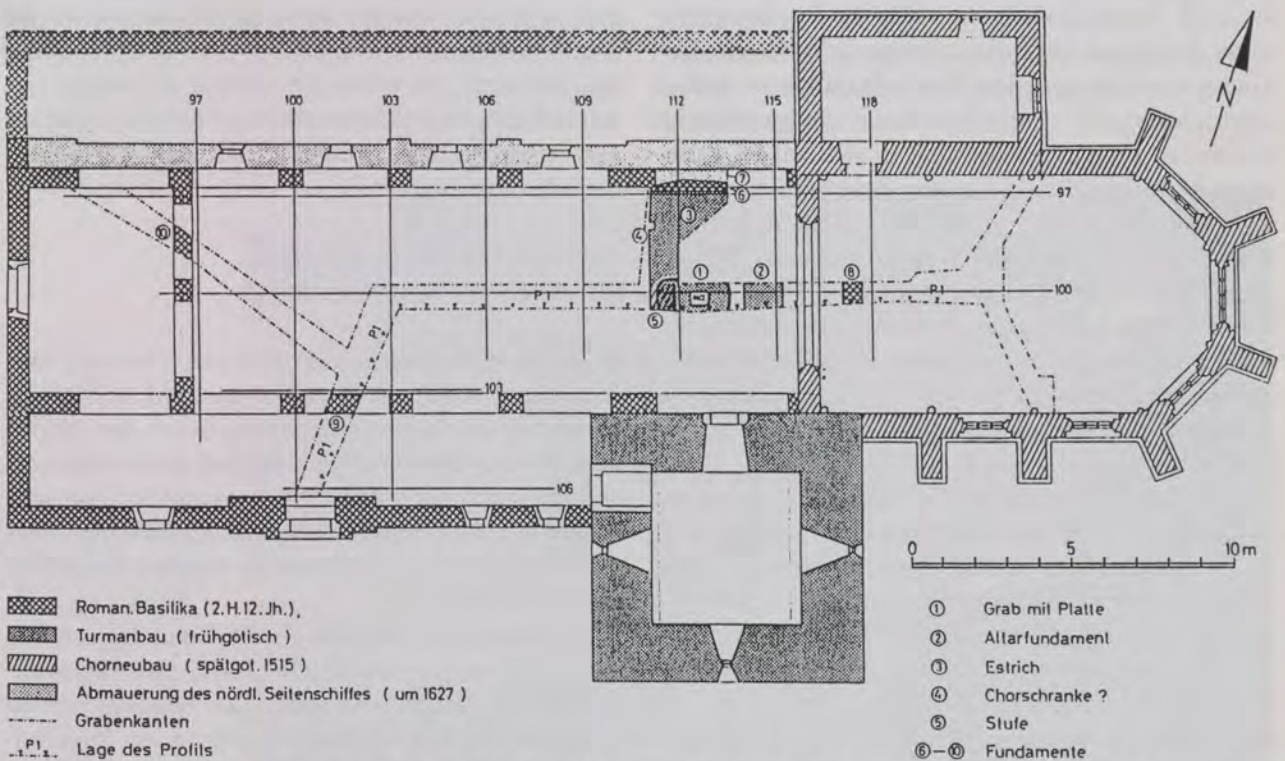
bung, die weder archivalisch belegt noch sonst irgendwo dokumentiert sind, aber trotzdem zutreffend sein können. So berichtet in Hildrizhausen Karl Heß von einem *uralten einfachen Wandfries auf der untersten Verputzschicht unter der Holzdecke der Nikomedeskirche, der 1954 bei einer Innenrenovierung entdeckt, aber leider nicht gerettet oder festgehalten wurde*⁵ Aufgrund derartiger Befunde gehen er und andere heute davon aus, daß Teile der Nikomedeskirche sogar noch vor das 11. Jahrhundert zurückdatiert werden müssen. Im Kirchenführer von Walter Rebmann (1985) ist zu lesen: *Wegen des archaischen Charakters der erhalten gebliebenen Bausubstanz könnte die Basilika bereits in frühromanischer Zeit entstanden sein (900–1000). Durch die Grabungen 1970 konnte dies weder eindeutig bestätigt noch widerlegt werden*⁶.

Kritische Anmerkungen zu den Hypothesen und dem derzeitigen Forschungsstand

Gegen die Argumente des Archäologen Dietrich Lutz sprechen vor allem die schriftlichen Quellen. Die Burg «Hilteatshusen» taucht schon seit 1078 in den Urkunden als Stammsitz eines Grafengeschlechtes auf, gesichert ist auch die Zerstörung der Burg im Jahr 1165 durch Welf VII. anlässlich der «Tübinger Fehde». 1619 verfaßte der vorhin erwähnte Pfarrer Eyselin sein *Chronicon Patriae Hyldrizhusanae et Herrenbergiae*, worin er die Umstände, die zur Entstehung der Nikomedeskirche geführt haben, beschreibt: *So ist auch die erste und alte Kirch selbst nur ein Hofkapell gewest, nämlich der Teil gegen Mitternacht, (...) allda ist die alt und erst Kirch oder Hofkapell gewest. Und heißt man den Teil für den Schwibbogen hinein bis an die Sakristei noch von alters her und bis an den heutigen Tag den alten Chor. Nachmals ist erst das hohe und mittel Teil der Kirchen (da die Kanzel steht) samt dem Teil gegen Mittag, (...) und dem starken Turm, ex collapsi castru ruinis, successu temporis daran gebauen. Der groß und neu Chor aber soll erst (...) 1515 bei Regierung Herzog Ulrichs (...) aufgebaut worden sein*⁷.

Pfarrer Eyselin gliedert demzufolge die Nikomedeskirche in drei Bereiche, die drei verschiedenen Bauphasen entsprechen: Einmal in die Hofkapelle

mit dem «alten Chor» auf der Nordseite des Langhauses, die Eyselin offensichtlich als Teil der einstigen Pfalzgrafenburg aus der Zeit vor 1165 einstuft. Leider wurde dieser Gebäudekomplex um 1627 abgebrochen⁸. Nur noch die vermauerten Arkaden entlang der Nordseite des Langhauses erinnern mit ihren nach Norden vorstehenden Säulenvorsprüngen daran, daß sich hier weitere Räumlichkeiten angeschlossen. In dem von Dietrich Lutz übernommenen Grundriß der Kirche ist dieser Bereich als nördliches Seitenschiff eingezeichnet. Nach Eyselins Angaben nahm der «alte Chor» den Raum zwischen Sakristei und «Schwibbogen» ein. Dieser Bogen könnte auf dem östlichen Pfeiler an der nördlichen Außenseite des Langhauses aufgesetzt haben, da dort die nach außen schräg verlaufenden Mauerfugen einen Bogenansatz erkennen lassen. Größe und Form der betreffenden Sandsteinquader erinnern stark an die Mauertechnik der Westarkaden im Langhaus, so daß man sich eine ungefähre Vorstellung von dem erwähnten «Schwibbogen» machen kann. Der «alte Chor» der Hofkapelle wäre also Eyselin zufolge nach 1165 im nördlichen Querhaus der neuen, größeren Nikomedeskirche aufgegangen. Der zweite Kirchenbereich umfaßt nach Eyselin die übrigen mittelalterlichen Teile der heutigen Nikomedeskirche, die *successu temporis*, also später, an die Südseite der Hofkapelle angefügt wurden: *das*



Nikomedeskirche, Grabungsbefund 1970. Nur ein einziges Grab – und das erst aus dem ausgehenden 12. Jahrhundert – wurde im Langhaus angeschnitten. Die von Bartholomäus Eyselin noch 1619 beschriebene «Hofkapelle» entspricht dem nördlichen Seitenschiff, das hier gestrichelt (und zu schmal) eingetragen ist.



Blick vom Chor auf die nördliche, 1627 vermauerte Arkadenreihe des Langhauses. Der große erste Arkadenbogen bildete die Verbindung zum «alten Chor», der nach Eyselin aus der einstigen «Hofkapelle» hervorgegangen ist.

hohe und mittel Teil samt dem Teil gegen Mittag (Langhaus mit südlichem Seitenschiff) und dem starken Turm, der *ex collapsi castris ruinis*, aus den Ruinen der zerstörten Burg, entstanden ist. Dem dritten Bauabschnitt entspricht der gotische Chor von 1515.

Aber nicht nur Lutz, auch Schahl, Rebmann und Heß setzen sich über die Angaben Eyselins hinweg; sie sind ihnen einfach zu unsicher. Eyselin stützt seine Aussagen über die Anfänge der Nikomedeskirche nicht mit Quellen. Deshalb mußte es seither offen bleiben, ob es sich bei diesen um persönliche Vermutungen handelte oder ob er sich auf zuverlässiges Material stützen konnte. Belastend für seine Glaubwürdigkeit ist auch, daß seine ausschweifende, bis zu Marc Aurel (!) ausholende Ortsgeschichte öfters recht phantastisch anmutet.

Die zitierten Kunsthistoriker und Heimatforscher halten durchweg das Langhaus der Nikomedeskirche für erheblich älter als 1165, den Turm der Kirche dagegen, Lutz eingeschlossen, für beträchtlich jünger.

Gegen eine wesentlich frühere Datierung des Langhauses spricht die unbestreitbare Tatsache, daß man unter dessen Boden anlässlich der Grabungen 1970 weder auf einen Vorgängerbau noch auf Spuren einer sakralen Nutzung stieß, die sich auf eine Zeit vor 1165 hätten datieren lassen. Statt den erwarteten Grundmauern der Grafenburg oder früh- bis hochmittelalterlichen Gräbern einer (Vorgänger-) Kirche barg man auf dem untersten Bodenhorizont des Langhauses nur eine stattliche Zahl von Keramikfunden, die im wesentlichen der Zeit zwischen

dem 9. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuzuordnen sind. Ein besonders gut erhaltenes Gefäß ist in der Turmkapelle der Hildrizhausener Nikomedeskirche ausgestellt. Art und Zustand der Keramikware weisen nach Lutz auf eine sich in unmittelbarer Nähe befindliche einstige Töpferwerkstatt hin, in der man die östlich des Rheines übrigens sehr seltene sogenannte «gelbe oberrheinische Drehscheibenware» herstellte. Das einzige Grab, das im Langhaus gefunden wurde, ist in den wesentlich jüngeren Bodenestrich der Kirche eingetieft und somit eindeutig jünger als die darunter gefundene Keramik⁹.

*Die Entdeckung im Turm:
eine romanische Rundbogentür*

In diesem verwirrenden Puzzle aus Theorien und Befunden stießen die Verfasser im Herbst 1992 auf eine Türe, die ihnen im wahrsten Sinne des Wortes Zugang zur Entstehungsgeschichte der Kirche verschaffte und sie in die Lage versetzte, die sich scheinbar widersprechenden Vorstellungen über die Entwicklung der Kirche zu einem Gesamtbild zusammenzufügen.

Den Anstoß dazu lieferte der Habitus des mächtigen, unförmig in den Kirchenraum hineinklotzenden Turms, der bisher immer – im Widerspruch zu Eyselins Angaben – dem 14. Jahrhundert zugeordnet wurde. Für diese Annahme gibt es einen gewichtigen Grund: die Kapelle im Erdgeschoß des Kirchturms mit Spitzbogenfenstern, Rippenge-

wölbe, Fresken und Türe ist gotisch, das Langhaus dagegen romanisch.

Für eine romanische und gegen eine gotische Entstehungszeit sprechen am Turm aber folgende Beobachtungen:

1. Der massive, ohne erkennbaren Grund in das südliche Seitenschiff hineingedrängte Turm würde, wäre er gotisch, eine erstaunliche (Fehl-)Entscheidung des Architekten darstellen, da er weit in den dritten Arkadenbogen hineinragt und ihn damit optisch entwertet, es sei denn, es wäre beabsichtigt gewesen, im Anschluß an den Turmbau auch das Langhaus neu zu gestalten. Beides hätte große Stiftungen im 14. Jahrhundert vorausgesetzt, von denen trotz der seit 1300 günstigeren Quellenlage in keiner Urkunde die Rede ist. Hildrizhausen wird 1296/1304 von den Pfalzgrafen von Tübingen an das Kloster Bebenhausen verkauft, das Chorherrenstift Hildrizhausen gerät 1382 an Württemberg. Im Jahre 1439 wurden die Chorherrenpfründen dem neu gegründeten Stift in Herrenberg übertragen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß unter diesen Bedingungen die Pfalzgrafen von Tübingen oder die Grafen von Württemberg an einen großartigen Umbau der Hildrizhausener Kirche gedacht haben¹⁰.

2. Die im Erdgeschoß des Turmes sichtbaren frühgotischen Spitzbogenfenster beeinträchtigen dessen Wehrfunktion erheblich. Für die Verteidigung von innen sind sie zu hoch angebracht, und bei einem Angriff von außen bieten sie ein willkommenes Ziel für Geschosse, Mauerhaken und Brandsätze. Sie müssen also zu einer Zeit in den Turm eingebaut worden sein, als die militärische Bedeutung der An-

lage geringer geworden war. Im Obergeschoß befinden sich dagegen Schießscharten, die die einstige Wehrhaftigkeit des Turmes belegen.

Auf Grund dieser Befunde muß die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß die gotische Kapelle erst nachträglich in den Turm eingebaut wurde.

Über einen induktiven Lösungsweg ließ sich dies anhand der heutigen Bausubstanz beweisen. Ausgangsthese: der heutige Kirchturm der Nikomedeskirche ist aus einem romanischen Bergfried der einstigen Pfalzgrafenburg hervorgegangen. Wenn diese Prämisse zutrifft, dann müßte seinerzeit über eine Leiter oder eine Brücke ein Zugang in das Turmobergeschoß geführt haben. Folgerung: Im Oberstock des Kirchturms sind vielleicht heute noch Spuren dieser alten Eingangspforte sichtbar. Falls dieser Eingang älter ist als die gotische Kapelle im Turmerdgeschoß, müßte dort oben eine romanische Rundbogentüre zu finden sein.

Bei einer Besteigung des Dachbodens des Langhauses im Herbst 1992 bestätigten sich diese Überlegungen. Der Aufgang zur Glockenstube führt tatsächlich noch heute vom Dachboden des Langhauses aus über eine romanische Rundbogentüre in das zweite Stockwerk des Turmes. Als Indiz für die Wehrhaftigkeit dieses Zugangs können die noch heute mit Holz ausgelegten Mauerlöcher auf der Türinnenseite gedeutet werden, in die im Falle einer feindlichen Belagerung eine Querstange zum Verrammeln der Tür eingelegt werden konnte. Außerdem befindet sich an der Turmaußenseite unter der Türschwelle eine große, tief in die Turmmauer hineinreichende rechteckige Öffnung, die ge-

Die Abmauerung des Langhauses von Nordosten aus. Die eingemauerten Pfeiler sind Bauelemente der einstigen Hofkapelle. Die vordere Säule, zwischen erstem und zweitem Fenster, zeigt noch die Ansätze eines Gewölbens (siehe nächstes Bild).



eignet scheint, als Aufnahmelager für den Balken zu einer Brücke oder einer Plattform gedient zu haben. Die sechs kleineren rechteckigen Vertiefungen im Türrahmen dienten vielleicht als Fassungen für hölzerne Handläufe.

Die Tatsache, daß der Eingang des einstigen Wehrturms auf der Höhe des heutigen Dachstocks der Kirche liegt, macht aber nur dann einen Sinn, wenn man davon ausgeht, daß ursprünglich nördlich dieses Bergfrieds kein Gebäude gestanden haben kann, da sonst die Türe für feindliche Angreifer zu leicht erreichbar und für die Verteidiger vom Turm aus nicht zu decken gewesen wäre. Damit bestätigen und erklären sich jetzt die archäologischen Befunde des Jahres 1970: Wie Dietrich Lutz richtig erkannt hat, gibt es im Bereich des Langhauses vor der Mitte des 12. Jahrhunderts keinen sakralen oder profanen Vorgängerbau, da die Verteidiger auf der Nordseite des Bergfrieds freies Schußfeld benötigten. Auch die Tatsache, daß um den Turm herum Töpferhandwerk betrieben wurde, muß nicht gegen



Hier könnte der bei Eyselin noch 1619 erwähnte «Schwibbogen» der alten Hofkapelle angesetzt haben. Die zunehmend schräg verlaufenden Fugen der Sandsteinquader zeigen den Ansatz eines Bogens. Die groben Ecksteine darüber wurden 1627 aufgesetzt.



Frühgotisches Fenster im Erdgeschoß des Turmes der Hildrizhäuser Nikomedeskirche. Im Gegensatz zu den Schießscharten im Oberstock dürften diese Öffnungen nie Verteidigungszwecken gedient haben.

den fortifikatorischen Charakter der Stelle sprechen: Wenn es sich bei der nachgewiesenen Töpferei um die erste sicher anzunehmende Anlage für die Herstellung (sogenannter) gelber oberrheinischer Drehscheibenware so weit östlich des Rheines handelt, dann ist die Aufnahme dieser ungewöhnlichen Produktionsstätte in den Burgbezirk durchaus verständlich¹¹.

Die Entdeckung des romanischen Ursprungs des Kirchturms bestätigt letztendlich die Angaben der Chronik Eyselins: Alle seine die Nikomedeskirche betreffenden Informationen waren sowohl mit den Grabungsbefunden von 1970 wie auch mit unseren Untersuchungen in Einklang zu bringen. Insbesondere dürften die lateinischen Satzpassagen Eyselins nicht auf Vermutungen, sondern auf historischem Quellenmaterial basieren, so wie dies bei anderen Stellen seiner Arbeit ersichtlich ist. Auf dieser Grundlage müßte es jetzt möglich sein, die Entstehung der Nikomedeskirche in Hildrizhausen zweifelsfrei darzustellen.



Der asymmetrische Mauerdurchbruch in der Nordwestecke der Turmkapelle dokumentiert, daß hier erst nachträglich, in gotischer Zeit, ein Zugang geschaffen wurde.

*Kapelle – Bergfried – Langhaus:
die Entstehung der heutigen Nikomedeskirche*

Die zentrale Lage des Bergfrieds innerhalb des Kirchhofs, den man Eyselin folgend weitgehend mit dem ummauerten Burgbezirk gleichsetzen kann, weist auf eine Turmburg hin, aus der heraus sich die Burg der Tübinger Pfalzgrafen entwickelte. Vielleicht schon im 11. Jahrhundert unter den Markgrafen von Hildrizhausen könnte der Bergfried um weitere Gebäude ergänzt worden sein. Nach der Eyselinschen Chronik stand, wie schon vorhin beschrieben, vor 1165 im Bereich des nördlichen Seitenschiffes der heutigen Nikomedeskirche eine «Hofkapelle». Außerdem erwähnt Eyselin Fundamente und weitere bis jetzt nicht sicher lokalisierbare Gebäudeteile der einstigen Burg¹².

Aus dem Baubefund des Turmes und dem Bericht Eyselins ergibt sich, daß einige Teile der Pfalzgrafenburg die Zerstörung 1165 durch Welf VII. überstanden haben müssen. Zum einen die «Hofkapelle», die als Gotteshaus vom Fehderecht ausgenommen und vielleicht 1165 unbeschädigt geblieben war¹³. Sie wurde um 1627 abgebrochen. Zum anderen die unteren Stockwerke des Bergfrieds; es ist anzunehmen, daß er bei der Zerstörung der Burg oberhalb des heutigen Steinsockels gebrochen wurde und den Angaben Eyselins entsprechend eine Ruine bildete.

Nach 1165 wurde die Burg in ein geistliches Stift umgewandelt. Bartholomäus Eyselin schreibt: *als*

Romanische Eingangspforte zum Turm, vom Dachboden des Langhauses aus betrachtet. Unter der Türschwelle befindet sich eine tief in die Turmmauer hineinreichende Öffnung, die vielleicht als Aufnahmelager für eine hölzerne Brücke gedient hat.

aber solch (...) Burg durch Krieg zerstört, geschleift und verderbt worden, ist vermutlich der Platz von den Pfalzgrafen zu einem Gottshaus geschenkt und auf selbiger Festung Bezirk die jetzige große Kirch zu Hildrizhausen, samt dem großen Turm, successivo dahin erbaut worden (...), welches ex ruderibus collapsi castris destofüglicher hat geschehen mögen¹⁴.

Nach der hier und eingangs zitierten Textstelle ergibt sich, daß die heutige Nikomedeskirche unter Einbezug des Bergfrieds und der Hofkapelle «aus den Ruinen» der zerstörten Pfalzgrafenburg errichtet wurde; das neu zu errichtende Langhaus nahm dabei den Raum zwischen Hofkapelle und Turm ein. Da dies erst nach der Mitte des 12. Jahrhunderts geschah, konnten hier in der Tat bei den Ausgra-





Über dem romanischen Turmeingang sieht man noch den Ansatz eines Querhausdaches, das mit der Errichtung des gotischen Hochchores 1515 beseitigt werden mußte.

bungen 1970 keine älteren Spuren einer sakralen Nutzung gefunden werden. Eyselins berichtet aber, daß sich viele alte Grabplatten im nördlichen, später abgerissenen Teil der Kirche befunden haben¹⁵.

Adolf Schahl schließt nicht aus, daß die Nikomedeskirche ursprünglich auch über ein Westturmpaar verfügte. Ob sich hinter dem Mauervorsprung in der Nordwestecke des Langhauses der Überrest eines romanischen Westturmes verbirgt, kann bis jetzt nicht bewiesen werden. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis Eyselins auf einen weiteren Teil gegen Mitternacht (...), da man auf die Bohrkirch hinauf geht. Vielleicht war dies der Kern eines alten romanischen Treppenturms, von dem aus man einen Zugang auf die Empore (= Bohrkirch) und den Dachstuhl der Kirche hatte¹⁶. Ein Querdach über der Vierung kann noch heute auf dem Dachstock des Langhauses an einzelnen Balken und an den Spuren eines Giebelansatzes auf der Nordseite des Turms nachgewiesen werden.

Warum entschied sich der Auftraggeber dieses Bauwerks für eine derart eigenwillige Kombination aus Kapelle, Bergfried und Langhaus? War es nur, um Kosten einzusparen? Oder verbirgt sich hinter dieser Anordnung wie bei anderen mittelalterlichen Kirchen der Grundgedanke: *Ecclesia materialis significat ecclesiam spirituale* (= im Bauwerk der Kirche drückt sich der Geist der Kirche aus)? Welche geistig-symbolische Bedeutung könnte der Raumaufteilung in der Nikomedeskirche zukommen? Der kreuzförmige Grundriß einer mittelalterlichen Kirche mit Langhaus, Querschiff und Chor entspricht dem Kreuz Christi. Die christliche Ge-

meinde in der Kirche bildete mit ihren verschiedenen Ständen die Glieder eines Leibes, so wie es Paulus im 1. Kor. 12, 12 ff. beschrieben hat, und wie es in dem bekannten spätmittelalterlichen Holzschnitt von J. Lichtenberger zu sehen ist: brüderlich sind Geistlichkeit, Adel und Bauern im Kreuz Christi vereint, jeder Stand entspricht einem Teil des Körpers des Erlösers und hat seinen speziellen, ihm von Gott zugewiesenen Auftrag.

Überträgt man diese Anordnung auf den Grundriß der nach 1165 errichteten Nikomedeskirche, dann entdeckt man in auffälliger Übereinstimmung im linken (nördlichen) Querhaus den «alten Chor» der Hofkapelle als Platz für die Oratores, die Geistlichkeit. Dieser Gebäudeteil war vermutlich schon in der einstigen Markgrafenburg dem hl. Nikomedes geweiht worden, einem Jünger des Petrus und damit einem sehr vornehmen Burgheiligen¹⁷.

Für die Adligen, die Bellatores, steht an der Stelle des rechten (südlichen) Querhauses der trutzige Überrest des alten Bergfrieds, der im Bereich des Arkadenbogens auf seiner Nordseite zur Vierung hin geöffnet war. Noch heute führt ein Gang mit einem Rundbogengewölbe von der Turmkapelle aus durch die Turmmauer nach Norden. Leider ist dieses Gewölbe der Öffentlichkeit nicht zugänglich, weil sich hier die elektrischen Anlagen der Kirche befinden. Der geschichtsträchtige Turm wurde beim Bau der Kirche wohl kaum aus militärischen Gründen in das Innere der Basilika mit einbezogen, denn durch den Anbau des Langhauses konnte er auf seiner Nordseite nicht mehr verteidigt werden. Seine auffällige Plazierung an der Stelle des südlichen

Querhauses sollte vielmehr den geistlichen Wandel in der Burg Hildrizhausen symbolisieren, der durch den Einzug der frommen adligen Chorherren eingetreten war. Den Laboratores, dem Volk zu Füßen Jesu, steht das Langhaus zu, von Adel und Geistlichkeit, den Armen Christi, geleitet und beschützt. Die Mittelachsen aller drei Bereiche schneiden sich auf dem Platz des Priesters vor dem romanischen Altarfundament, das Lutz 1970 anlässlich der Grabungen lokalisieren konnte.

Wenn man die eingangs zitierten Überlegungen Schahls zur Geschichte des Turms berücksichtigt, müßte im 14. Jahrhundert der Einbau der gotischen Turmkapelle erfolgt sein. Hinter der Spitzbogentüre, die heute vom südlichen Seitenschiff aus

eine Verbindung zur Turmkapelle herstellt, führt ein auffallend asymmetrischer Mauerdurchbruch ins Turminnere. Dies zeigt, daß diese Öffnung erst nachträglich, wohl in gotischer Zeit, durchgeschlagen wurde. Dafür schloß man im Bereich des Arkadenbogens den vorhin beschriebenen romanischen Verbindungsgang zwischen Kapelle und Vierung. Erst in der Neuzeit läßt sich die bauliche Entwicklung der Nikomedeskirche anhand von Kirchenakten verfolgen¹⁸. 1515 errichtete man an der Ostseite des Langhauses den hohen gotischen Chor. Als Folge dieser Maßnahme wurde spätestens jetzt das Querdach auf der Vierung beseitigt. Nach 1622 erfolgte dann der beschriebene Abriß der alten Gebäude an der Nordseite des Langhauses, 1628 erhielt der Turmhelm seine heutige Gestalt.

Pfalzgraf Hugo als Stifter in Hildrizhausen – Die Burg «zu einem Gotteshaus geschenkt»

Der Besitz der Markgrafen von «Hilderateshusen» war über Vererbung und Kauf um 1122/24 auf Herzog Friedrich II. von Schwaben, den Vater Barbarossas, übergegangen. Hans Jänichen nimmt an, daß nach 1143 die Herrschaft Hildrizhausen durch Tausch gegen tübingsche Rechte bei Ulm in den Besitz der Pfalzgrafen gelangt ist¹⁹. Die Hofkapelle der einstigen Pfalzgrafenburg dürfte den Angaben Eyselins zufolge recht bescheiden gewesen sein; sie entsprach in ihren Ausmaßen dem im 17. Jahrhundert abgebrochenen nördlichen Seitenschiff mit dem «alten Chor». Dagegen sah das neue Kirchengebäude am Ende des 12. Jahrhunderts mit Turm (Türmen?), Querhaus und Seitenschiffen recht stattlich aus. Es müssen also nach der Zerstörung der Burg im Jahre 1165 einschneidende Veränderungen in Hildrizhausen eingetreten sein, die eine derartige Erweiterung des Sakralbereichs auslösten. Bartholomäus Eyselin gibt darüber Auskunft: Der Platz der Burg wurde nach 1165 zu einem Gotteshaus geschenkt, d. h. die neue, große Nikomedeskirche war eine Stiftskirche, und die Grafenburg wurde damals in ein geistliches Stift umgewandelt.

Daß sich dies tatsächlich am Anfang der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ereignet hat und nicht früher oder später, ergibt sich aus dem Grabungsbe fund von 1970 – kein Vorgängerbau im Bereich des Langhauses, keine sakrale Nutzung vor der Mitte des 12. Jahrhunderts – und aus dem Baubefund: Die romanischen Arkaden im Kircheninnern sind nach Auffassung des Kunsthistorikers Adolf Schahl spätestens in die Zeit um 1150 einzuordnen. Andererseits wäre die Anlage von Welf VII. wahrscheinlich nicht zerstört worden, wenn Hildrizhausen schon



Der romanische Turmeingang von der Turminnenseite aus betrachtet. Im Hintergrund der Dachstuhl des Langhauses.

1165 ein geistliches Stift gewesen wäre. Darüber hinaus hätte dies auch kaum ohne erkennbare Empörung bei den zeitgenössischen Geschichtsschreibern geschehen können.

Nicht zu Hildrizhausen, aber zu zwei anderen geistlichen Stiftungen der Pfalzgrafen aus jener Zeit gibt es Gründungsurkunden und Stiftungsbriefe. Sie berichten über Ereignisse, die für Hildrizhausen von Bedeutung gewesen sein müssen und die Umstände erahnen lassen, unter denen das Chorherrenstift entstand.

In der Stiftungsurkunde des Klosters Marchtal an der oberen Donau wird 1171 mitgeteilt, daß Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen das heruntergekommene Stift Marchtal in ein Kloster verwandelte und es dem Orden der Prämonstratenser übergab *zu Ehren dessen, der ihm den Sieg über seine Feinde verliehen hatte*²⁰.

Was war dieser Klostergründung vorausgegangen? In die oben erwähnte Fehde zwischen den Welfen und Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen, in deren Verlauf Welf VII. die Burg Hildrizhausen zerstörte, hatte 1166 Kaiser Barbarossa eingegriffen; auf dem

Hoftag in Ulm mußte sich Hugo in demütigender Weise dem jungen Welf VII. unterwerfen und anschließend in die Verbannung gehen²¹. Aber schon ein Jahr später wurde Welf VII. das Opfer einer Seuche, die das Heer Barbarossas während des vierten Italienzuges vor Rom dezimierte²². Das traurige Ende dieses Heerzuges erschien vielen Zeitgenossen als Gottesurteil. Welche Genugtuung muß aber der verbannte Pfalzgraf über den unritterlichen Tod des jungen Welf empfunden haben, von dem er in Ulm schwer gedemütigt worden war! Und war es nicht auch als Zeichen Gottes zu verstehen, daß Welf ausgerechnet in Rom, wo sich die Grabkirche des hl. Nikomedes befindet, von der Krankheit befallen wurde – als Strafe für die Zerstörung der Nikomedes geweihten Burg in Hildrizhausen? Unter dem Eindruck dieser Nachrichten scheint der Pfalzgraf noch in der Verbannung einen gelübdeähnlichen Entschluß gefaßt zu haben, von dem die Mönche des Klosters Marchtal berichten²³. Im Jahre 1167 kehrt Pfalzgraf Hugo geläutert in seine Besitztümer zurück und stiftet, wie erwähnt, das Kloster Marchtal.



Romanischer Turmeingang, Türinnenseite. Die Bilder zeigen das linke und das rechte Aufnahmelager für eine Querstange, mit der die Türe von der Turminnenseite aus verrammelt werden konnte. Da der Schlüssel zu dem barocken Türschloß verlorenging, hat man eine quadratische Öffnung in das Türblatt gesägt.

Vielleicht stammt dieses romanische Tympanon von der pfalzgräflichen Hofkapelle? Die Umschrift lautet: HIC LAPIS ORNATUS TEMPULUM NICOMEDIS HONORAT ILLUM QUI VIS HOMO ROGITET SUO PECTORE PRONO QOUD DELICTA SIBI DEMAT PRO NOMINE CHRISTI = «Dieser geschmückte Stein ehrt den Tempel des Nikomedes. Zu ihm fleht ein jeder offenen Herzens, weil Verfehlungen er tilgt im Namen Christi» (nach



Schahl, Anm. 1). Die zwei Palmen symbolisieren Psalm 92 V.13: «Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum!» In der romanischen Nikomedeskirche hatte das Tympanon seinen Platz im Hauptportal auf der Südseite, wie Eduard Paulus ermittelte (Anm. 1); nach der Gotisierung gelangte der Nikomedesstein in die Südwestecke der Kirche über den Eingang zum «Grufthäusle», wohl einem ehemaligen Beinhaus, das schon vor den Zeiten Eyselins aus dem südlichen Seitenschiff herausgeschnitten worden war.

Auch die Anfänge des Klosters Bebenhausen im Schönbuch bei Tübingen müssen vor diesem Hintergrund gesehen werden. Allerdings liegen über sie nur indirekte Informationen vor, die in dem sogenannten «Stiftungsbrief» von 1191 enthalten sind: Danach übergibt Pfalzgraf Rudolf, der Sohn Hugos, das von seiner Familie erbaute Kloster Bebenhausen mit ausdrücklicher Zustimmung des Kaisers (!) an die Zisterzienser. Der Stiftungsbrief erwähnt dabei, Bebenhausen sei ursprünglich für die Prämonstratenser bestimmt gewesen, daß jedoch Pfalzgraf Rudolf diese wegen gewisser Ursachen entfernt habe²⁴. Über diese gewissen Ursachen berichten die Prämonstratenser des Klosters Marchtal recht ausführlich: 1180 hatte sich hier Rudolf mit 130 Gefolgsleuten großzügig bewirten lassen und sich dabei allzusehr am Klosterwein vergriffen. Die Mönche meldeten die Verluste Pfalzgraf Hugo, der seinen Sohn öffentlich tadelte und zu Schadenersatz verpflichtete²⁵. Nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1182 rechnete Rudolf offensichtlich mit den Prämonstratensern ab und entzog ihnen Bebenhausen, wo ihre Stellung wohl noch nicht so gefestigt war wie in Marchtal. Daß die Vertreibung der Prämonstratenser nicht ganz problemlos verlief, läßt sich dem schriftlichen Hinweis auf die kaiserliche Rückendeckung entnehmen. Außer dieser Urkunde von 1191 konnte keine weitere Quelle über die Tätigkeit der Prämonstratenser

in Bebenhausen gefunden werden. Wahrscheinlich hatte die Kanzlei des Pfalzgrafen Rudolf alles vernichtet, was den Rechtsanspruch der Prämonstratenser auf Bebenhausen hätte stützen können. Die Aussagen des «Stiftungsbriefes» von 1191 sind jedoch so eindeutig, daß davon auszugehen ist, daß Pfalzgraf Hugo nach seiner Rückkehr aus der Verbannung auch Bebenhausen als Kloster ausgebaut und wie in Marchtal den Prämonstratensern übergeben hatte. Die Vorgänge in Bebenhausen und Marchtal geben nun Anlaß zu der Vermutung, daß es nur Pfalzgraf Hugo II. gewesen sein kann, der kurz nach 1165 auch die Burg Hildrizhausen zu einem Gotteshaus geschenkt hat, vielleicht als Ersatz für das Stift in Marchtal, vor allem aber als sichtbaren Dank an den hl. Nikomedes, der den Pfalzgrafen durch den schicksalhaften Tod Welfs VII. von seiner Verbannung erlöst und die Zerstörung der Burg gerächt hatte. Die symbolträchtige Kombination von Bergfried und alter Hofkapelle in der Stiftskirche zu Hildrizhausen wäre dann vor diesem geschichtlichen Hintergrund zu erklären. Nachdenklich macht das Fehlen schriftlicher Quellen über den Stiftungsvorgang. Vielleicht wurden, wie in dem benachbarten Bebenhausen, auch Prämonstratenser nach Hildrizhausen gerufen und dann durch Pfalzgraf Rudolf wieder vertrieben. Dabei könnten hier wie dort die Urkunden zugunsten der Prämonstratenser vernichtet worden sein.

ANMERKUNGEN:

- 1 Adolf Schahl: Der Schönbuch als Kunstlandschaft. In: Hermann Grees (Hg.): Der Schönbuch. Beiträge zu seiner landeskundlichen Erforschung. Bühl/Baden 1969. S. 118–122. Adolf Schahl: Kunstbrevier Neckarschwaben. Stuttgart 1966, S. 187, 296. Die frühgotische Zuordnung des Turmes schon bei Eduard Paulus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Schwarzwaldkreis. Stuttgart 1897, S. 125.
- 2 Dietrich Lutz: Beobachtungen und Funde aus der evangelischen Pfarrkirche St. Nikomedes in Hildrizhausen, Kreis Böblingen. 44 – Fundberichte aus Bad.-Württ. 1, S. 687 f. (Kopie im Besitz der Grund- und Hauptschule Hildrizhausen.)
- 3 Bartholomäus Eyselin: Chronicon Patriae Hyldrizhusanae et Herrenbergiae 1628. Abschrift durch Pfarrer Fischer 1900. Skriptum im Besitz des Pfarramts Hildrizhausen. (Original im Staatsarchiv Stuttgart, Kopie des Originals im Besitz des Pfarramts Hildrizhausen.) Vgl.: OAB Herrenberg. Stuttgart 1855, S. 206 ff.
- 4 Ähnlicher Wortlaut: Max Miller (Hg.): Baden-Württemberg. Handbuch der historischen Stätten Deutschlands VI. Stuttgart 1965, S. 283 f. Tafel wird schon erwähnt bei Karl Heß: Evangelische Kirche in Hildrizhausen: Die Entstehung ist umstritten. Sindelfinger Zeitung 28. 8. 1984, S. 11. (Kopie im Besitz der Grund- und Hauptschule Hildrizhausen.)
- 5 Heß a. a. O.
- 6 Walter Rebmann: Evangelische St. Nikomedeskirche Hildrizhausen, 1985, S. 3. (Kirchenführer der Evangelischen Kirchengemeinde Hildrizhausen.) Heß a. a. O. Ähnlich: Gustav Fischer: Aus der Geschichte von Hildrizhausen. Zum Tag der Wiedereinweihung unserer Kirche 23. Dezember 1900. S. 4. (Kopie im Besitz der Grund- und Hauptschule Hildrizhausen.)
- 7 Eyselin a. a. O. S. 9.
- 8 Rebmann S. 9 f.; zur Datierung des Abbruchs des Nordflügels anhand von Kirchenakten am besten: Gottlob Beßler: Hildrizhausen – einst und jetzt. Jahresarbeit 1949/50, S. 10 f. (Skriptum im Besitz der Grund- und Hauptschule Hildrizhausen.)
- 9 Lutz a. a. O. S. 675 f., 688.
- 10 Miller a. a. O.; Rebmann a. a. O. S. 6 ff.; Beßler a. a. O. S. 6 f.
- 11 Lutz a. a. O. S. 688.
- 12 Eyselin a. a. O. S. 9.
- 13 Heinrich Mitteis: Deutsche Rechtsgeschichte. München 1965, S. 45.
- 14 Eyselin a. a. O. S. 7 f.
- 15 Eyselin a. a. O. S. 9.
- 16 Eyselin a. a. O. S. 9; Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. Tübingen 1904, S. 1298. Paulus und Schahl vermuten sogar zwei Türme an der Westfassade.
- 17 Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Reclam. Stuttgart 1984, S. 444. Rebmann a. a. O. S. 5.
- 18 Beßler a. a. O.
- 19 Heinz Bühler: Wie gelangten die Grafen von Tübingen zum schwäbischen Pfalzgrafenamt? In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte (40) 1981, S. 188 ff. Hans Jänichen: Zur Geschichte des Schönbuchs. In: Hermann Grees (Hg.): Der Schönbuch. Beiträge zu seiner landeskundlichen Erforschung, Bühl/Baden 1969, S. 49–64.
- 20 Ludwig Schmid: Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. Tübingen 1853, S. 94 f.
- 21 Schmid spricht sogar von Haft.
- 22 Bruno Gebhardt: Handbuch der Deutschen Geschichte I. 7. Aufl. Stuttgart 1930, S. 332.
- 23 Schmid a. a. O. S. 94 f.
- 24 Schmid a. a. O. S. 110 f.
- 25 Schmid a. a. O. S. 98.

LESERFORUM

Mich freut, daß sich die SCHWÄBISCHE HEIMAT mit dem Herbstheft 1994 gleich zweimal auf literarische Spuren begibt: Gustav Schwab und Wolf Graf von Kalkreuth.

Nur vermisse ich zu **Wolf Graf von Kalkreuth**, wie Rilke dazu kam, vom Schicksal des jungen Grafen zutiefst bewegt zu sein. Johannes Kalkreuth, Wolfs jüngerer Bruder, schildert in seinem Buch «Wesen und Werk meines Vaters. Lebensbild des Malers Graf Leopold von Kalkreuth», Hamburg o. J. (1967), den Bruder. Dort, Seite 319 f., findet sich das verbindende Glied: «In diese Zeit fiel die Korrespondenz mit dem Dichter Rainer Maria Rilke, die für Berta [Gräfin von Kalkreuth] von unausdenkbarer Bedeutung war. Rilke wurde ihr Beichtvater. *Es ist unvorstellbar, er weiß alles von mir.* Was er aber von ihr wußte, was sie ihm berichtete, werden wir nicht erfahren. Sie befahl nämlich, alle Briefe Rilkes nach ihrem Tod zu verbrennen, und auch Rilke – wohl auf ihr Geheiß – scheint alle Briefe Bertas vernichtet zu haben. Wahrscheinlich ist mit dieser schriftlichen Zwiesprache etwas Unersetzliches verloren gegangen, aber der Mutter letzter Wille mußte von der Familie geachtet werden. Übrigens hat sie Rilke nie gesehen. Ihr geistig-seelisches Verhältnis zu ihm schien ihr zu wesentlich, um es den Zufällen einer

persönlichen Bekanntschaft auszusetzen. Im Jahre 1909 schickte ihr Rilke, in kalligraphischer Mönchschrift niedergeschrieben, sein Requiem für Wolf Kalkreuth.»

Egbert-Hans Müller, Stuttgart

SH-Leser und Kletterer Klaus E. Schneider, Blaustein, erregt sich über das Bild in SH 1994/2, Seite 129, unten links, und schreibt: Zu der zum Glück mißlungenen Verbauung, die verhindern soll, daß unter einem Felsen durch die Schuhe der Kletterer ein ebenso wertvolles Biotop Geröllhalde innerhalb von wenigen Jahrzehnten entstehen wird.

Ist es nicht **schizophren**, daß eine natürlich entstandene Geröllhalde ein äußerst wertvolles schützenswertes Biotop ist, daß aber eine **neue Geröllhalde eine katastrophale Naturzerstörung** ist, auf die man nur mit Kletterverboten reagieren kann. Ist nicht die neue Geröllhalde ein weit wertvolleres Biotop als der auch sehr schöne und vielleicht sogar mit wenigen Steppenheidepflanzen durchsetzte Blaugrasrasen, der dem Kletterbetrieb zum Opfer fiel?

Seit 56 Jahren klettere ich im Gebirge und auch an den

Felsen der Schwäbischen Alb. Ich kann mir aber kaum vorstellen, jemals ein Felsenplänzchen beschädigt zu haben. Nach meiner Ansicht ist die Felsenflora weit mehr gefährdet, weil hochwachsende Stauden aus den Familien der Malven- und Geraniengewächse aus den breiteren Felsspalten alles überwuchern und ersticken, was aus den schmalen Felsspalten an echten, ans Leben am Fels angepaßten Felsenpflanzen hervorzuwachsen versucht.

Daß nicht die Kletterer die große Naturzerstörung hervorrufen, zeigte mir im Juli eine Kletterei am Aggenstein auf der Grenze Bayern-Tirol. Zwei Kletterrouten – beide viel begangen mit überdeutlichen Handschweiß- und Hautfettspuren auf allen Griffen – kommen genau an dem Punkt zum gemeinsamen Weiterweg auf dem Gipfelgrat zusammen, wo drei Edelweiß-Stöcke mit mehr als einem Dutzend Blüten wachsen. Dutzende Kletterer gehen jede Woche über diese Edelweißpflanzen hinweg, ohne sie zu beschädigen.

Unsere Felsen drohen zum großen Teil von unten her im sich ansammelnden Hangschutt zu versinken. Würde man wenigstens einen Blick auf die geomorphologische Entwicklung der vergangenen und der kommenden halben Million Jahre werfen, dann würde man sicher über den Naturschutz am Fuß der Felsen anders denken.

Im Elbsandsteingebirge darf man nur noch auf Brücken aus Balken, Bohlen und Rundhölzern 20 bis 50 cm hoch über dem Waldboden an die Felsen und Einstiege zu den Kletterwegen herangehen. In hundert Jahren, wenn die jetzigen Brücken morsch sind und der Raum darunter mit Sand zugeweht ist, wird man neue Brücken 10 cm höher anbringen, während der Fels darüber durch natürliche Verwitterung in Hagel und Gewittersturm ein Zehntel Millimeter im Jahr – also fast 10 cm – niedriger geworden sein wird. Extrapoliert man diese Entwicklung auf die nächsten 200 000 Jahre, dann wird man von hohen Holzbrücken auf die darunter liegenden Felsen hinunterblicken, so wie man heute von den Wolkenkratzern

Chikagos oder Manhattens auf die Kirchtürme in den Straßenschluchten der Großstädte hinuntersieht.

Es bleibt also nur die Hoffnung, daß die Naturschützer der nächsten 100 000 Jahre klüger sein werden als diejenigen am Ende des jetzt auslaufenden Jahrtausends. Schon heute aber sollte man die Parole ausgeben: Kein Naturschutz, wo die Verwitterung am Fuß der Felsen wesentlich langsamer vor sich geht als die Verwitterung am Felsgipfel.

Ein Dankeschön dem Schwäbischen Heimatbund, daß er das **brisante Thema Klettern** aufgegriffen hat! Der Beitrag beschreibt die Situation so, wie sie wirklich ist. Sicher werden Sie manche Briefe von Kletterern bekommen, die behaupten, sie würden auf jede Pflanze und jedes Tier aufpassen und keinen Schaden anrichten. Aber dann haben eben diejenigen, die vor ihnen den Klettersteig angelegt, ausgeputzt und ausgetreten haben, die Pflanzen zertritten und die Tiere verjagt. Das Problem ist doch dasselbe wie bei allen Freizeitnutzungen: Einen allein oder einige wenige kann jedes Felsbiotop ertragen, aber Hunderte, ja Tausende, eben nicht! Zur Zeit werden die Naturschützer als Leute hingestellt, die an allem herumnörgeln und die Kletterer aus der Natur verbannen wollen – womöglich, um selbst ungestört die Natur genießen zu können. Viele Unbeteiligte freuen sich an diesem Streit – zum einen, weil sie nicht direkt betroffen sind, zum anderen, weil sie es den Naturschützern gönnen, wenn ihnen jemand kräftig einheizt. Kaum aber jemand denkt daran, daß die Kletterer aus reinem Eigennutz, um ihres Freizeitvergnügens willen, für ihre Sache kämpfen, während das Häuflein Naturschützer ohne jede persönliche Vorteile dafür eintritt, daß auch noch unsere Kinder und Enkel die gefährdeten Tiere und Pflanzen an Felsen sehen können!

Veit Erdmann, Reutlingen

Anschriften der Autoren

Johannes Gromer, Dipl.-Ing., Schloßstraße 7,
71570 Oppenweiler

Friedrich Heinzelmann, Marderweg 17,
73230 Kirchheim/Teck

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 70197 Stuttgart

Uwe Kossack, Rappenberghalde 74, 72070 Tübingen

Gabriele Kreuzberger, Dr., Matthäusstraße 15,
70499 Stuttgart

Hans Roth, Kirchberger Straße 3, 74532 Eckartshausen

Benigna Schönhagen, Dr., Neckarhalde 40,
72108 Rottenburg a. N.

Wilfried Setzler, Dr., Zwehrenbühlstraße 11,
72070 Tübingen

Manfred Steinmetz, Steinenberg, Traubenweg 15,
73635 Rudersberg

Bildnachweis

Titelbild: Gerhard Bäuerle, Gärtringen; S.329: Projektphoto Sach und Schnetzler, Marbach-Rielingshausen; S.330–395: Peter Neumann, Ammerbuch; S.336 f.: D. Lutz: Beobachtungen und Funde aus der evangelischen Pfarrkirche St. Nikomedes in Hildrizhausen. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg, 1 (1974) S.66 ff.; S.338–345: Friedrich Heinzelmann, Kirchheim/Teck; S.348–355: Erinnerungsstätte «Die Männer von Brettheim», Rot am See-Brettheim; S.357–362: Dipl.-Ing. Johannes Gromer, Oppenweiler; S.364–375: Privatfotos; S.377: Kartenausschnitt aus dem Viereckschanzen-Atlas des Landesdenkmalamts, Beilage 1; S.378: a.a.O. S.167; S.384 unten: a.a.O. S.155; S.379 oben und unten, S.382 f., S.384 oben, S.385, S.386 unten und S.389: Landesdenkmalamt; S.380 unten und S.381: Dieter Kapff, Stuttgart; S.386 oben: Landesdenkmalamt, Germania 71/1993, S.76; S.387 unten: a.a.O. Beilage 1; S.387 oben: Christlein/Braasch: Das unterirdische Bayern, Theiss-Verlag, S.77; S.388: Bittel/Kimmig/Schiek: Die Kelten in Baden-Württemberg, Theiss-Verlag, S.109; S.390, 392 f. und 400: Archiv der Firma Bosch; S.391: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt; S.394–399: Dr. Gabriele Kreuzberg, Stuttgart; S.414: Fotohaus Seibert-Daiker, Bad Mergentheim; S.416: Ulrike Dziellak, SHB; S.418 oben und 421: Dieter Dziellak, SHB; S.418 unten: Eberhard Zier; S.437: Werner Hübner, Metzingen.

Benigna Schönhagen Museen des Landes: Erinnerungsstätte «Die Männer von Brettheim»

Zeitgeschichte im Museum war lange Zeit ein Tabu und ist auch heute – trotz anhaltender Diskussionen – nicht selbstverständlich. Besonders nach der noch immer als «jüngste Vergangenheit» apostrophierten Zeit des Nationalsozialismus sucht man in vielen Stadt- und Heimatmuseen unseres Landes vergeblich. So werden die zwölf Jahre der Hitlerzeit zwar in den letzten Jahren anlässlich von Gedenkdaten und runden Jahrestagen in vorübergehenden Ausstellungen «aufgearbeitet», danach verschwindet das Thema aber in der Regel wieder in der Versenkung und die Darstellung im Depot des jeweiligen Museums.

Gerade im überschaubaren lokalen Rahmen gelten die Beteiligung an und die Verstrickung in das nationalsozialistische Unrechtssystem noch immer als heißes Eisen. Da wird mittlerweile zwar der Opfer des Regimes gedacht, doch der erkennende Blick auf die Täter weiterhin behindert und mit einem Mantel des Schweigens verhüllt. Allenfalls bemüht man sich, durch die moralisierende Präsentation einiger Versatzstücke der NS-Propaganda die eigene

Distanz und Unangefochtenheit unter Beweis zu stellen, und demonstriert damit letztlich doch nur, wie wenig abgeschlossen und aufgearbeitet die ganze Geschichte ist. Insofern sind unsere Stadt- und Heimatmuseen ein wahrheitsgetreuer Spiegel der allgemeinen Probleme im Umgang mit dem schwierigen Thema Nationalsozialismus.

Nicht zuletzt zeigen auch die in dieser Reihe besprochenen Museen des Landes, daß dieses Thema vorerst nur in Ansätzen bei der Museumsarbeit zur kritischen und identitätsstiftenden Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte eingesetzt wird. Auch wenn sich weitgehend die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß Geschichte im Museum dem Aufspüren der eigenen Vergangenheit dienen soll, so überspringt diese Einsicht dennoch meist die Jahre zwischen 1933 und 1945. So entsteht eine gefährliche Leerstelle im kollektiven Bewußtsein gerade auch der Nachgeborenen, offen für eine erneute Besetzung mit rechtsextremistischem Gedankengut, wie die sich häufenden neofaschistischen Gewaltakte der letzten Zeit demonstrieren.



Die Linden am Eingang zum Brettheimer Friedhof. Zum Ort des grausigen Geschehens führt ein historischer Rundgang.



Brettheim v. Flugzeug aus

Brettheim vor der Zerstörung, Schwarzweiß-Postkarte. Mutige Bürger versuchten vergeblich eine kampflöse Übergabe und wurden daraufhin Opfer der SS-Justiz.

Gedenkstätten halten die Erinnerung an das Unrecht der NS-Zeit wach

Anders dagegen die seit den 80er Jahren entstehenden Erinnerungs- und Gedenkstätten. Sie sprechen das NS-Unrecht ausdrücklich an, machen Morde, Quälereien und Denunziation, aber auch die seltenen Fälle von Zivilcourage und Mut – auch und gerade im lokalen Zusammenhang – zu ihrem zentralen Thema. Meist gehen sie auf die Initiative von einzelnen oder engagierten Gruppen zurück. Oft sind gewaltige Vorbehalte und Bedenken in der Bevölkerung auszuräumen. Nicht selten wehrt sich diese vehement gegen eine Thematisierung der Nazi-Zeit ausgerechnet in ihrem Ort. Man denke nur an die anhaltenden Probleme in Dachau oder an die Pläne, in Ravensbrück auf den Überresten des KZs einen Supermarkt zu errichten. Nur zu gerne glauben manche, die unangenehme Vergangenheit entsorgen zu können, indem man sie der unmittelbaren Anschauung entzieht, ihre baulichen Überreste abreißt oder neuer Nutzung zuführt. Diesem Trend entgegenzuwirken und die Erinnerung wachzuhalten, ist die Aufgabe von Gedenkstätten. Selten sind diese Gedenkstätten in eine jahrzehntelange kollektive Erinnerungsarbeit eingebunden wie in Brettheim. In der hohenlohischen 1000-Seelen-Gemeinde, heute ein Teilort der Gemeinde Rot am See, wird seit über vierzig Jahren die Erinnerung an die «Männer von Brettheim» gepflegt.

Jahr für Jahr versammeln sich Gemeinderäte und Bewohner am Eingang des Friedhofs unter den Linden. Sie gedenken dort dreier Bürger, die in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs wegen Wehrkraftzersetzung von einem Standgericht der SS zum Tode verurteilt und erhängt wurden. Sie gedenken gleichzeitig aber auch der nahezu vollständigen Zerstörung des Ortes durch amerikanische Luft- und Bodenangriffe, die «die Männer von Brettheim» vergeblich zu verhindern versucht hatten.

Der Fall Brettheim

Was war geschehen? Anfang April 1945 war der Krieg für Deutschland zweifellos verloren, auch wenn die NS- und Wehrmachtsführung in letzten verzweifelten Befehlen und Durchhalteappellen die kampfmüde Bevölkerung aufzustacheln suchten. So hatte der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, beispielsweise im sogenannten Flaggenbefehl angedroht: *Aus einem Haus, aus dem die weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen. Es darf bei diesen Maßnahmen keinen Augenblick gezögert werden.* Die Alliierten forderten dagegen in zahllosen Flugblättern die Bevölkerung zur kampflösen Übergabe ihres Ortes auf: *Gewissenlose Elemente können durch das Abgeben von auch nur einigen Schüssen Ihre Bemühungen zunichte machen und die Zerstörung Ihres Ortes herbeiführen.*



Blick auf Durchhalteappelle und Schwarzweiß-Fotografien von standrechtlichen Erschießungen. Auf dem Boden liegen Aufforderungen der Alliierten zur Kapitulation. Wenige Mittel genügen, um den Zwiespalt der Bevölkerung bei Kriegsende anzudeuten.



Bewaffnete Hitlerjungen – hier einer mit einer Panzerfaust – wurden zur Bedrohung des Ortes. Das Geschehen ist nachgestellt.

Solch widerstreitende Vorgaben inmitten einer ohnehin vollkommen unübersichtlich gewordenen Lage kennzeichneten auch die Brettheimer Situation im April 1945. In dem abgelegenen Dorf, wo man bislang vom Luftkrieg verschont war, wurden die Amerikaner, die bereits in Richtung Crailsheim vorrückten, voller Spannung erwartet. Jede Fortführung des Kampfes war sinnlos, das Ende des Krieges schien nur noch eine Frage von Stunden zu sein. Die Brettheimer wollten ihr Dorf deshalb kampfflos übergeben. Einige Bürger hatten bereits heimlich

die vom Volkssturm errichteten Panzersperren wieder abgebaut, als am Abend des 7. April vier Hitlerjungen mit Gewehr, Panzerfäusten und Handgranaten bewaffnet ins Dorf kamen, um auftragsgemäß Panzeraufklärung zu betreiben und Panzerannäherung zu verhindern. Für den Brettheimer Bauern Friedrich Hanselmann war es deshalb eher ein Akt selbstverständlicher Vernunft als prinzipielle Gegnerschaft zum NS-Staat, als er zusammen mit anderen die Hitlerjungen entwaffnete und sie zu ihrer Einheit zurückschickte. Bewußter Widerstand gegen das Regime war es jedenfalls zu keiner Minute.

Der für das Gebiet zuständige SS-General Max Simon aber wollte ein Exempel statuieren. Der als «Durchhaltegeneral» berüchtigte Kommandant verlangte von seinem Sturmbannführer Friedrich Gottschalk: *Die Schweinerei von Brettheim muß ausgeräumt werden!* Noch in derselben Nacht verhängte ein SS-Standgericht im Brettheimer Rathaus, nach zermürbenden Verhören, über Hanselmann die Todesstrafe. Doch der zum Beisitzer bestellte Ortsgruppenleiter, Hauptlehrer Leonhard Wolfmeyer, verweigerte seine Unterschrift unter das Todesurteil ebenso wie der anschließend zur Unterschrift aufgeforderte Bürgermeister Leonhard Gackstätter. Daraufhin verurteilte die beiden zwei Tage später ein zweites SS-Standgericht ebenfalls wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode. Zusammen mit Hanselmann wurden sie am 10. April 1945 in Brettheim erhängt.

Die an zahlreichen Stellen angeschlagene rote Bekanntmachung des SS-Generals bedrohte die Familien der Verurteilten mit Sippenhaft: *Das deutsche Volk ist entschlossen, mit zunehmender Schärfe solche feigen, selbstüchtigen und pflichtvergessenen Verräter auszumerzen, und wird nicht davor zurückschrecken, auch deren Familien aus der Gemeinschaft des in Ehren kämpfenden deutschen Volkes zu streichen.* Tagelang traute sich deshalb niemand, die Erhängten abzunehmen und zu bestatten, mit denen die Hitlerjungen noch makabre Scherze getrieben hatten. Schließlich provozierte die im Dorf einquartierte SS-Einheit doch noch, was Hanselmann durch sein beherztes Eingreifen hatte verhindern wollen: Am 17. April zerstörten amerikanische Luft- und Bodenangriffe das Dorf fast vollständig, siebzehn Bewohner, darunter auch Evakuierte und Fremdarbeiterinnen, verloren dabei ihr Leben.

Nachkriegsprozesse

In der Nachkriegszeit machte die juristische «Aufarbeitung» der Brettheimer Ereignisse den «Fall Brettheim» bundesweit bekannt. Empört reagierten Öffentlichkeit und Presse auf die Urteile, die den ehemaligen SS-General ebenso wie seine damaligen Helfer unter Anerkennung von NS-Recht in drei Prozessen in Ansbach von der Anklage des Mordes freisprachen. Lediglich Gottschalk erhielt im letzten Verfahren eine kurze Gefängnisstrafe, weil er im zweiten Standgericht ein bereits fertig formuliertes Todesurteil gegen Hanselmann vorgelegt hatte, was sogar gegen NS-Recht verstieß. Erfolgreich hatte die Verteidigung versucht, die kriegsmüde Bevölkerung als feige und eigennützig zu diffamieren, das Verhalten des abgebrühten SS-Generals aber als

sinnvoll und notwendig hingestellt, als ob zu jenem Zeitpunkt auch nur irgend etwas noch den Ausgang des Krieges hätte abwenden können. Neben allem, was sich daran über die politische Kultur der jungen Bundesrepublik ablesen läßt, zeigen die Prozesse und ihre Urteile aber auch überdeutlich, daß sich das in Hitler-Deutschland begangene Unrecht nicht juristisch bewältigen läßt, sondern der gesellschaftlichen Aufarbeitung bedarf.

Ein Ort stellt sich seiner Geschichte

Unser Bürgermeister Leonhard Gackstätter und unser Mitbürger, Bauer Friedrich Hanselmann, und unser Hauptlehrer Leonhard Wolfmeyer wollten am Ende des schon verlorenen Krieges Blutvergießen und sinnlose Zerstörung durch ein rechtes Handeln verhindern. Sie wurden von der SS verhaftet und am 10. April 1945 an diesen Linden erhängt. Jahrzehntlang genügte dieser 1964 in die Brettheimer Friedhofsmauer eingelassene Text dem örtlichen Gedenken. Dabei haben zwei Aspekte zweifellos die örtliche Gedenktradition erleichtert: Zum einen die Tatsache, daß in diesem Fall die Täter tatsächlich alle von außen kamen und man sich weder mit grausamen SS-Richtern noch unreifen Hitlerjungen in der eigenen Bevölkerung auseinandersetzen mußte; zum zweiten die doch noch erfolgte Zerstörung des Dorfes, die alle zu Opfern des Geschehens machte. Und so war das Datum des lokalen Gedenktages lange Zeit der Tag der Zerstörung, also der 17. April, bis man – empört über die Nachkriegsurteile – beschloß, an jedem 10. April zum Gedenken der Männer von Brettheim eine Sitzung des Ortschaftsrats mit anschließender Kranzniederlegung beim Friedhof abzuhalten.

Je weiter man sich zeitlich von dem Geschehen entfernte und je mehr von den Zeitzeugen starben, desto stärker wurde das Bedürfnis nach einer Stätte, in der über das Gedenken hinaus auch Informationen an die Nachgeborenen vermittelt werden konnten. Angeregt von einem örtlichen Verein und unterstützt von den seit einigen Jahren vor Ort abgehaltenen Lehrerseminaren der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg entstand schließlich im Dachgeschoß des Brettheimer Rathauses eine «Erinnerungsstätte» für «die Männer von Brettheim».

Die Konzeption erarbeitete der Stuttgarter Historiker Hans Schultheiß in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung, die Gestaltung übernahm die Schwäbisch Gmünder «Gruppe für Gestaltung» Bertron & Schwarz. Am 8. Mai 1992 wurde die Erinnerungsstätte unter reger Anteil-

nahme eröffnet. Seitdem haben an die 5000 Besucher, darunter 80 Schulklassen und 80 Vereine oder Gruppen, den Weg in das abgelegene Brettheim gefunden.

«Bühnenbild mit gesprochenen Aufführung»

Die 150 qm des Dachgeschosses im Brettheimer Rathaus sind zu einem anschaulichen Lernort über das Ende der NS-Zeit geworden. Denn die Brettheimer Ereignisse vom April 1945 ermöglichen einen konkreten Zugang zur Herrschaftswirklichkeit des «Dritten Reichs». Sie enthüllen die Willkür und Widersprüchlichkeit der Nationalsozialisten und vergegenwärtigen die Angst und den Schrecken, den sie bei denen verbreiteten, die mit ihnen nicht (mehr) übereinstimmten.

Konsequent haben die Ausstellungsgestalter die Ereignisse in den Mittelpunkt gestellt. Daneben werden die Nachkriegsprozesse dokumentiert sowie Grundzüge der NS-Pädagogik dargestellt. Nicht ganz will allerdings einleuchten, warum die authentischen Orte des Geschehens nicht in die Gestaltung einbezogen, sondern einer «Geschichtlichen Ortsbegehung» vorbehalten wurden, zu der ein Faltblatt aufliegt.

Wie dem auch sei: Das Hauptinteresse der musealen Gestaltung gilt den Ereignissen zwischen dem 7. und 17. April 1945. Auf sieben schwarzen Stellen aus mattedem, gewalztem Stahl wird erzählt, was sich zwischen der Entwaffnung der Hitlerjungen und der Zerstörung des Ortes ereignete. Auf den schmalen, aufrechten Metallständern vergegenwärtigen knappe Zeitzeugenzitate quasi als O-Ton das Geschehen: *Das unterschreib ich nicht!* heißt es da beispielsweise bei der Unterschriftenverweigerung des Bürgermeisters, *Aufhängen soll man die Kerle!* beim SS-General und *Die Rotzbuben wollen noch verteidigen!* bei der Entwaffnung der Hitlerjungen. Darunter referiert, in kleinerer Schrift, ein sachlicher Text die historischen Fakten.

So entrollt sich vor den Augen der Betrachter das Brettheimer Drama, die Erinnerungsstätte wird zur Bühne. Der Ausstellungsmacher Hans Schultheiß selber spricht von einer *Bühne mit gesprochenen Aufführung*. Nicht von ungefähr hat er den Stoff mittlerweile tatsächlich zu einem Drama verarbeitet, das zum 50jährigen Gedenktag von der Landesbühne Esslingen aufgeführt werden wird. Zitate, bei denen allerdings nicht immer klar ersichtlich ist, ob sie besonders gut erfunden oder ob sie in den Vernehmungprotokollen und Zeugenaussagen gefunden wurden, übernehmen in der Gedenkstätte die Hauptrolle. Den vorhandenen Objekten bleibt



Erzählte Geschichte: Zitate auf schwarzen Stelen vergegenwärtigen das Geschehen. Objekte sind ihnen nur illustrierend beigeordnet, wie eine Panzerfaust, die in einem Teich gefunden wurde. In dem wassergefüllten Behälter wirkt die Waffe allerdings wie «entmilitarisiert».

lediglich eine dienende, illustrierende Rolle. Ebenso wie die großformatigen, auf Lochwände aufgezogenen Fotografien sind sie Staffage, Bühnenbild. Allerdings setzen sich die Ausstellungsmacher längst nicht so konsequent über die – wie sie es nennen – *3-D-Doktrin moderner Museumsmacher* hinweg, wie es ihre Absichtserklärung im Lesebuch zur Ausstellung vermuten läßt. Denn den subjektiven Ausrufen und den objektiven Schilderungen auf den Stelen haben sie dann doch immer wieder Objekte zugeordnet: Sei es eine Panzerfaust, die ihrer befürchteten waffentechnischen Faszination wegen hinter einer Scheibe im Wasser wie im Dorfteich, wo damals die Waffen landeten, «entmilitarisiert» wurde, oder der Abschiedsbrief des erhängten Ortsgruppenleiters, der «Flaggenbefehl» der

NS-Führung aus dem Fernschreiber, die nachgebaute Panzersperre oder die mit den Hohenloher Leoparden versehene Bank von Schloß Schillingsfürst, auf der die Angeklagten auf ihr Urteil warteten.

Dienen alle diese Gegenstände mehr oder weniger der atmosphärischen Einstimmung und Untermauerung, so wird es allerdings peinlich, wenn unter den Bildern der Erhängten eine Cognacflasche und eine x-beliebige Ziehharmonika die makabren Späße andeuten sollen, die die Hitlerjungen mit den Todgeweihten und den Toten trieben. Da wäre die Reduktion auf die sachliche Schilderung mehr gewesen, verläßt sich die Konzeption sonst doch auch auf «die Wirkungsmacht des Wortes» und eine gekonnte graphische Aufbereitung.

*Statt Heroenkult
die Darstellung widersprüchlicher Menschen*

Besonders positiv dagegen fällt auf, daß die Brettheimer Erinnerungsstätte vermeidet, die drei Männer, die mehr oder weniger zufällig in die Maschinerie des Terrorsystems gerieten, zu Helden zu stilisieren, auch wenn die Apostrophierung im Gedenkstättennamen als «die Männer von Brettheim» solches nahelegt. Die Darstellung dagegen macht deutlich: Die drei Männer waren weder überzeugte Nazigegner noch die *Widerstandskämpfer der letzten Stunde*, als die sie die Berliner Widerstandsgedenkstätte führt. Aber die Zivilcourage, die sie bewiesen, als es darauf ankam, war beispielhaft.

Die Erinnerungsstätte zeigt die Männer von Brettheim in ihrer Komplexität als handelnde Menschen, eingebunden in eine bestimmte Situation mit ihren Freiräumen und Zwängen. Sie schildert sie als widersprüchliche Menschen – eine Eigenschaft, die im Hitler-Deutschland nicht erlaubt war. Unmittelbar vor seiner Hinrichtung wünschte Ortsgruppenleiter Wolfmeyer noch *dem Führer alles Gute*. Von Protest oder Widerstand, als einige Jahre zuvor im benachbarten Michelbach die Synagoge demoliert wurde, ist nichts bekannt. Erst als es um ihre Existenz und die ihrer nächsten Umgebung ging, gerieten die Männer von Brettheim in Konflikt. Dann aber bewiesen sie beispielhaft Standhaftigkeit und aufrechte Solidarität. An ihrem Schicksal läßt sich deshalb exemplarisch ablesen, wie mörderisch der NS-Staat auf alle jene reagierte, die sich ihm nicht bedingungslos unterordneten. Zugleich läßt sich erkennen, daß die seit 1939 nach außen getragene Vernichtungspolitik auch vor der eigenen Bevölkerung, selbst vor den eigenen Anhängern, nicht halt machte.

Das Schicksal ihrer Frauen und Kinder, von dem man leider nur in dem lesenswerten Begleitbuch erfährt, zeigt zudem eindrucksvoll, wie leicht sich die meisten Zeitgenossen diesen Strukturen anpaßten. Nach der Hinrichtung ihres Mannes wurde die hochschwängere Frau Wolfmeyer vom Krankenhauspersonal aufgefordert, das Krankenhaus zu verlassen. Als Frau Hanselmann auf das Grab ihres endlich bestatteten Mannes Blumen legen wollte, beschwor sie der Pfarrer: *Frau Hanselmann, ich bitte*

Die Männer von Brettheim, daneben die Bekanntmachung des SS-Generals. Ihnen gegenüber – auf dem Foto nicht sichtbar – sind ihre «Henker» abgebildet.





Die Bekanntmachung drohte den Familien der Erhängten mit Sippenhaft und versetzte das Dorf in Panik.

Sie, die SS hat befohlen, kein Tamtam. Frau Hanselmann, ich bitte Sie im Namen des ganzen Dorfes: Nehmen Sie die Blumen wieder vom Grab Ihres Mannes fort. Zwei kleinere Ausstellungseinheiten ergänzen die Schilderung der Ereignisse. Die Akten der Prozesse von 1955, 1958 und 1960 dokumentieren zusammen mit Zeitungskommentaren und Leserbriefen das Verdrängen des NS-Unrechts in der bundesrepublikanischen Nachkriegswirklichkeit. Dabei verlangt die Masse an Text dem Besucher zwar einiges an Geduld ab, ermöglicht aber auch anhand der kompletten Kopien selbsttätiges Forschen und Lernen. So steht für weiterführende Lektüre auch ein Seminarraum zur Verfügung, der Aufbau einer Studienbibliothek ist geplant.

Die Ausstellungseinheit *Erziehung zum Krieg – Kindheit, Jugend und Schule im Nationalsozialismus* schließlich führt über das lokale Geschehen hinaus. In einem nachgestellten Klassenraum sitzend erfährt der Betrachter die Grundzüge der menschenverachtenden NS-Pädagogik, als simulierte Unterrichtseinheit auf eine Schultafel projiziert. Typische Gegenstände aus dem NS-Alltag von Jugendlichen,

hinter Maschendraht präsentiert, sowie monochrom verfremdete HJ-Plakate auf Lochblechen ergänzen den Eindruck allgegenwärtiger Instrumentalisierung.

Allerdings fragt man sich, warum nicht auch die am Geschehen beteiligten Hitlerjungen als konkrete Personen vorgestellt werden, weshalb sie die einzigen sind, die in der Ausstellung gesichtslos bleiben. Könnte nicht gerade die Darstellung ihrer individuellen Situation, ihr Hin und Her zwischen selbstherrlicher Überheblichkeit und totaler Überforderung, zwischen Gruppenzwang und heimlicher Angst, gleichaltrige Besucher besonders nachdenklich machen? Im Anschluß an den Rundgang durch die Erinnerungsstätte hat der Besucher schließlich noch die Möglichkeit, sich mehrere Filme anzusehen, darunter eine eindrucksvolle Schülerarbeit über die Zerstörung des Ortes.

Lernort oder Museum?

Wie andere historische Museen der jüngsten Zeit, zumal wenn sie auf keinen gewachsenen Sammlungsbestand zurückgreifen können, provoziert die Brettheimer Erinnerungsstätte Diskussionen darüber, ob es sich überhaupt um ein Museum handelt. Gewiß paßt das meiste, was hier ausgestellt wird, auch zwischen die Deckel eines Buches. Und einiges davon ist ja auch tatsächlich zu einem eindrucksvollen, die Darstellung vertiefenden Lesebuch zusammengestellt worden.

Der Entschluß für eine dauerhafte Ausstellung jedoch entstand, wie Ortsvorsteher Friedrich Braun einwendet, aus der Notwendigkeit, den Nachgeborenen die Ereignisse zu veranschaulichen und den Zeitzeugen einen Ort zur Vermittlung ihrer Erfahrung zu schaffen. So steht also der Bildungsauftrag im Vordergrund, und angesichts der Bedeutung, die die Erinnerungsstätte mittlerweile für die politische Bildung hat, scheint es müßig darüber zu streiten, ob sie ein «richtiges» Museum ist. Im Vordergrund stehen nun einmal die Ereignisse und die Motive der Handelnden, und die lassen sich kaum aus materiellen Überresten erschließen.

Dem Sammlungsauftrag eines Museums kommt die Erinnerungsstätte dennoch – ungewollt? – nach. Das zeigen die vielen, seit Eröffnung der Ausstellung angesammelten Gegenstände aus der NS-Zeit, die von Besuchern vorbeigebracht werden. Allerdings stehen sie vorerst noch im bunten Durcheinander – die Elastolinsoldaten neben dem HJ-Hemd, das Hakenkreuzlampion neben dem Schulheft – unkommentiert in einer Art Fundstückvitrine am Eingang. Zu authentischen Zeugen des Gesche-

Überreste des nationalsozialistischen Jugendkultes – hinter Gitter gestellt, um nicht zu Reliquien zu werden.



Unten rechts:
Verfremdete HJ-
Plakate vermeiden die
Faszination der ge-
konnten Propaganda
und zeigen ihren In-
halt doch.

hens werden sie erst, wenn bei Führungen ihre Geschichte und vor allem ihr Weg in die Erinnerungsstätte erzählt werden.

Vorerst werden solche Führungen von dem engagierten Ortsvorsteher und anderen Mitgliedern des Fördervereins übernommen. Angesichts der Vielzahl von anreisenden Schulklassen und Gruppen wird aber eine langfristige Lösung gefunden werden müssen. Denn auch eine noch so gut museal aufbereitete historische Darstellung verlangt nach weiterführender Auskunft und nach pädagogischer Vermittlung.

LITERATUR:

Die Männer von Brettheim. Lesebuch zur Erinnerungsstätte. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Redaktion Hans Schultheiß. Villingen-Schwenningen: Neckarverlag 1993. DM 36,-

Erinnerungsstätte

«Die Männer von Brettheim»,

74585 Rot am See-Brettheim,

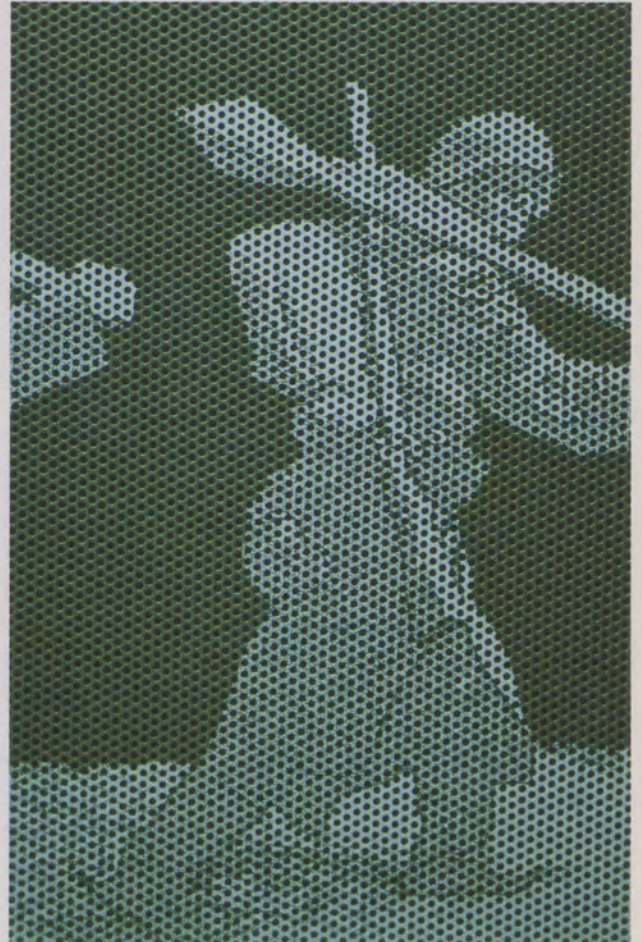
Kirchstraße 3, Telefon (0 79 58) 3 66 und 3 61.

Ganzjährig geöffnet.

Führung durch Mitglieder des Fördervereins
nach Vereinbarung.

Eintrittspreis DM 1,00

Seminarräume vorhanden; der Aufbau einer
öffentlich zugänglichen Bibliothek ist geplant.



Johannes Gromer Ehemalige Schloßkirche Schmiedelfeld – eine bauhistorische Untersuchung

Die Schmiedelfelder Schloßkirche liegt hoch über dem Kochertal auf einem Ausläufer der Limpurger Berge. Sie wurde dort in den Jahren 1594/95 an der Südseite der schon seit staufischer Zeit bestehenden Ministerialenburg gleichen Namens errichtet und behielt ihre Funktion bis in die Zeit um 1800. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Kirche zum Wohn- und Wirtshaus umgebaut und verlor dabei ihre spitzbogigen Maßwerkfenster und Portale. So prägen heute einfache, rechteckige Fenster- bzw. Türöffnungen und ein schabiges Zementputzkleid die Außengestalt der ehemaligen Kirche. Allein der polygonale höhere Chor, der Gebäudesockel und das gekahlte Traufprofil deuten auf die Bauzeit zwischen Spätgotik und Renaissance und auf die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes hin.

Im Inneren jedoch birgt die wenig ansehnliche Hülle noch die originalen, kunstvoll gearbeiteten Renaissance-Stuckdecken mit figürlichem Zierat und Reste von Beschlagwerks-Malereien, die das einst prächtige Erscheinungsbild der Schmiedelfelder Schloßkirche erahnen lassen.

Die übrige, noch 1790 von Pfarrer Heinrich Prescher detailliert beschriebene überaus reiche Innenausstattung ist um 1835 allerdings verloren gegangen, bis auf die zwei Stifterfiguren, die heute im Chor der Sulzbacher Kirche aufgestellt sind. Auch der Bauzustand ist ausgesprochen beklagenswert. Durch das undichte Dach und aufsteigende Feuchtigkeit ist vor allem das Schiff gefährdet.

Zur Erhaltung und zur Unterstützung der dringend erforderlichen Sanierungsmaßnahmen an dem ehemaligen Kirchenbau hat sich in Sulzbach-Lauffen, Kreis Schwäbisch Hall, ein Heimat- und Kulturverein gebildet. Zudem wird das Sanierungsprojekt durch den Landkreis unterstützt, dessen Verwaltung als ersten Schritt das Landesdenkmalamt hinzuzog. Von dort erhielt der Verfasser dann auch den Auftrag zur zeichnerischen, fotografischen und bauhistorischen Befundaufnahme und Analyse des ehemaligen Kirchenbaus, deren Ergebnisse im folgenden vorgestellt werden¹. Zweck der Untersuchung war es, zuverlässige Unterlagen über den historischen Bestand und seine geschichtliche Entwicklung zu schaffen, anhand derer der Wert der vorhandenen Denkmalsubstanz belegt und später fällige Entscheidungen getroffen werden können. Begleitend fand eine restauratorische Untersuchung des Gebäudes statt².

Baukörper und Raumstruktur

Der Baukörper der gewesteten Kirche gliedert sich unter einem durchlaufenden First in das breitere Schiff mit Satteldach und den sich westlich anschließenden Chor mit einem 5/8-Schluß. Der gewölbte Chor überragt die Schiffstraupe um ca. zwei Meter. Dieser Höhenunterschied wird durch ein niedrigeres Dachwerk über dem Chorbereich ausgeglichen³.

Das Baugelände steigt steil nach Norden an. Während der Erdgeschoß-Fußboden an der Südseite des Gebäudes etwa 75 cm über dem Straßenniveau liegt, steckt die nördliche Traufseite teilweise bis zur halben Schiffshöhe im Erdreich. Eine Stützmauer ermöglicht dort die Belichtung der westlichen Erdgeschoßfenster. Sie dürfte ursprünglich auch in der östlichen Fassadenhälfte vorhanden gewesen sein, worauf ein im Inneren ablesbares ehemaliges Spitzbogenfenster hindeutet, das bis zu einer Brüstungshöhe von ca. einem Meter über dem Erdgeschoß-Fußboden hinunter reicht. Möglicherweise handelt es sich bei der Stützmauer um Reste des staufischen Zwingers.

Statt der heute vorhandenen Anbauten an der Nordfassade dürfte ursprünglich ein zweistöckiger Sakristeianbau mit Grafenloge im ersten Obergeschoß vorhanden gewesen sein. Wie die Befunde im Inneren des Chores zeigen, lag er an der Nordseite des Chores.

Die gegenwärtige Erschließung erfolgt für das Erdgeschoß durch eine moderne Alu-Haustür in der östlichen Giebelfassade, für das erste Obergeschoß durch einen traufseitigen Nebeneingang in der Nordfassade im oberen Bereich eines ehemaligen Spitzbogenfensters. An der Südfassade läßt eine alte Sockelunterbrechung im östlichen Bereich auf eine recht schmale, bauzeitliche Eingangstür schließen. Eine weitere Eingangstür bestand ursprünglich in der Mitte der Südfassade. Hierbei handelt es sich möglicherweise um das ehemalige Hauptportal des Kirchenbaus.

Im ersten Bauzustand bis zum Ende der religiösen Nutzung waren die Innenräume von Chor und Schiff weitgehend ungeteilt und lediglich durch die Einschnürung seitlich des Chorbogens voneinander getrennt. Das Schiff erfuhr wohl eine gewisse Gliederung durch die Emporen, das große Doppeliptaph des Schenken Johann von Limpurg und seiner



Blick auf die frühere Schloßkirche Schmiedelfeld von Nordwesten aus.

Gattin Eleonora, durch die Kanzel und die Bestuhlung⁴.

Bei Umbauten im vorigen und in unserem Jahrhundert wurden Zwischendecken und Querwände eingezogen, die noch heute das Gebäudeinnere bestimmen.

Konstruktion des Kirchenbaus von 1595, verändert durch spätere Um- und Einbauten

Etwa mittig unter der westlichen Hälfte des Schiffs liegt ein aus sorgfältigen Werksteinquadern gefügtes Segmentbogen-Gewölbe mit einem ca. 2,50 m langen Belüftungsschacht nach Süden und einer Eingangsöffnung an der Nordost-Ecke. Der Eingang wird von Osten über einen Treppenhals erschlossen, der wohl nachträglich mit Backsteinen eingewölbt wurde. Die Fluchten des Gewölbes sind gegenüber dem aufgehenden Mauerwerk leicht verdreht und stehen in keinem erkennbaren Zusammenhang mit dem Fundament der Mauern des Schiffs. Auffällig ist allerdings, daß die Fluchten des Gewölbes in der ehemaligen Schloßkirche Schmiedelfeld etwa parallel zu der ebenfalls leicht aus dem rechten Winkel verdrehten jüngeren Wand verlaufen, mit der nachträglich der Chorbogen im Erdgeschoß verschlossen wurde.

Die Außenwände der ehemaligen Kirche sind aus 95 cm starkem Natursteinmauerwerk mit Eckquaderung gebildet, das in der Wandfläche aus grob hammerrechten Schilfsandstein-Brocken besteht. Soweit im gegenwärtigen Zustand erkennbar ist, waren auch die Laibungen der ehemaligen Kirchenfenster und -türen sowie diejenigen des Chorbogens mit Werksteinen gefaßt.

Auffallend ist, daß die schlanke und hohe Chorpartie nicht durch Strebepfeiler verstärkt ist. Dies erklärt sich aber wahrscheinlich dadurch, daß das vorhandene Stuckgewölbe – verglichen mit einem steinernen Rippengewölbe – praktisch keinen Seitenschub, sondern nur vertikale Auflasten bildet. Um die Tragfähigkeit des Dachgebälks über dem Chor zu verstärken, ist am Beginn des 5/8-Schlusses ein einfaches Hängewerk eingebaut worden, an dessen Hängesäule wenigstens früher der Überzug des Stuckgewölbes bzw. das Chorgebälk aufgehängt war. Diese Hängeverbindung besteht heute nicht mehr und muß wahrscheinlich wieder ersetzt werden. Der Stuhl des Chordachwerks ist liegend mit stehender Pfette ausgebildet. Die Längsaussteifung wird durch Andreaskreuze bewerkstelligt. Das Dachwerk über der freitragenden, ca. 9,5 m weit gespannten Schiffsdecke mit ihrem reichen und schweren Stuckdekor stellt eine statische und

zimmermannstechnische Meisterleistung dar. Die drei innenliegenden Dachbinder bestehen aus liegenden Stühlen mit liegenden Stuhlschwellen und Stuhlpfetten. Sie tragen über dreifach hochgestrebt Spitzsäulen einen kräftigen Mittellängs-Unterzug unter dem Deckengebälk. Die Spitzsäulen sind untereinander in Längsrichtung durch stockwerksübergreifende angeblattete Andreaskreuze angestreift. Der Windverband unter den Dachflächen besteht aus zwei Riegelreihen und Streben von Schwelle zu Pfette.

Das Gefüge der beiden zeitgleichen Dachwerke über Schiff und Chor ist mit Ausnahme der genannten Details durchweg gezapft. Die Verbindungen sind, wo nötig, durch Holznägel gesichert. Auffallend sind die kräftigen Abmessungen der erhaltenen alten Hölzer, die laut dendrochronologischer Datierung im Winter 1594/95 gefällt wurden⁵.

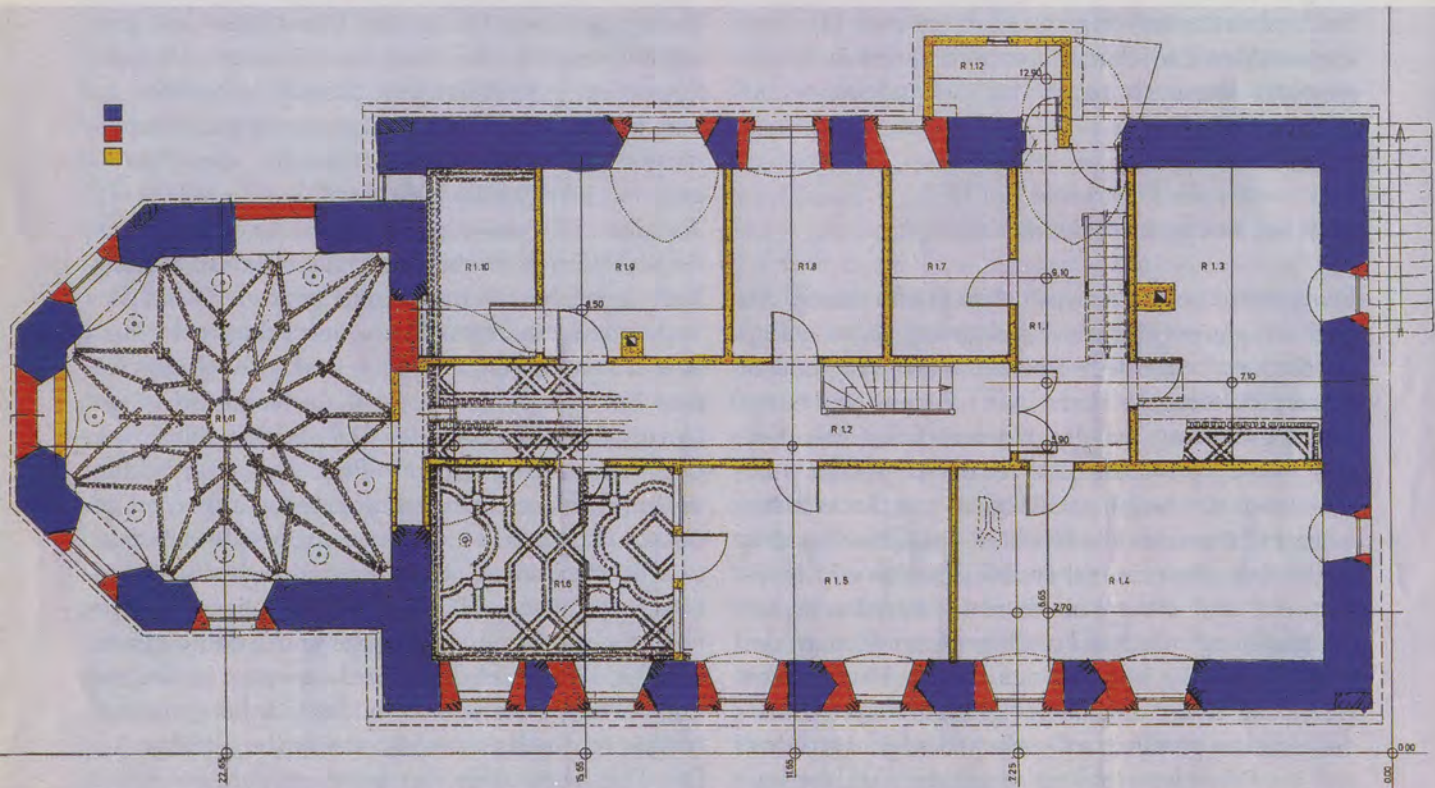
Die Dachhaut über dem Schiff besteht wie am Chor aus modernen Falzpfannen, zeigt aber schon wieder erhebliche Löcher. Dazu scheint die vorhergehende Deckung sehr schadhafte gewesen zu sein, weil fast sämtliche Sparren erneuert wurden, zwei Spitzsäulen im oberen Bereich völlig abgefault sind und auch zahlreiche Verstrebungshölzer fehlen.

Im Chor und im Schiff wurde nachträglich eine Zwischendecke aus querspannten Holzbalken

mit Lehmwickel-Isolierung eingezogen. Längswände aus Fachwerk und Längsunterzüge unterstützen im Bereich des Schiffs diese Zwischendecke. Die Deckenbalken wurden größtenteils ohne Streichbalken in Mauerwerksnuten aufgelegt. Diese nach Ansicht des Verfassers nachträglich eingetieften Nuten sind noch heute anhand ihrer Backsteinvermauerung oberhalb des Fußbodenniveaus im ersten Obergeschoß erkennbar und wurden benötigt, um die langen, durchlaufenden Deckenbalken von oben in die Nuten einstreifen zu können.

Wie die Zwischendecke dürften auch die Fachwerk-wände des Erdgeschosses mit ihren kräftigen Holzquerschnitten und den Bruchstein-Ausfachungen aus dem zweiten Bauzustand (1837 ff.) stammen. Die dendrochronologische Datierung dieser Hölzer auf das Jahr 1739 legt die Vermutung nahe, daß es sich um zweitverwendete Hölzer handelt. Vermutlich stammen sie aus dem 1739 neuerbauten Schloß, das in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts offenbar auf Abbruch verkauft wurde.

Die nochmals jüngeren Wände im nordöstlichen Teil des Erdgeschosses sind in Backstein gemauert. Mit Hilfe eines erhaltenen Baugesuchs können sie in das Jahr 1921 datiert werden. Die aus zweischalig angeordneten Gipsdielen bestehenden Längs- und Querwände des ersten Obergeschosses stammen



Baufmaß Schloßkirche Schmiehdelfeld, Büro Dipl.-Ing. Johannes Gromer, Grundriß erstes Obergeschoß – Baualtersplan, gezeichnet von Dipl.-Ing. A. Seidel.

dagegen wahrscheinlich noch von einem Umbau um 1900. Ebenso die aus Gipsdielen bestehende Mittellängswand im ersten Dachgeschoß. Diese Wand wurde ungeschickterweise an der Stelle der rechnerischen Maximaldurchbiegung des Schiffsdachwerks aufgesetzt und forciert die statische Spannung der bauzeitlichen Hölzer. Aus diesem Grund sollte sie möglichst bald entfernt werden.

Die Unterhangdecken aus Nut- und Federbrettern im ersten Obergeschoß, unter denen die schönen Stuckdecken der ehemaligen Kirche verschwanden, wurden vermutlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingezogen.

Bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Baukörper aus der Renaissance verändert

In der Beschreibung des Oberamts Gaildorf von 1852 wird berichtet, daß in der Schmiedelfelder Schloßkirche *bis 1830 dreimal jährlich Gottesdienst gehalten wurde*⁶. Bis zu diesem Datum dürfte also der 1594/95 errichtete Kirchenbau weitgehend unverändert erhalten geblieben sein. Über das Baudatum und die Ausstattung ist Genaueres aus der 1790 publizierten *Geschichte und Beschreibung der (...) Reichsgrafschaft Limpurg* von Heinrich Prescher zu erfahren: *Die Kirche wurde, besage der Aufschrift, die sich theils aussen über dem Kirchenportal, theils innen in Stein gehauen befindet und sehr weitläufig in alten Reimen den Ursprung der Kirche erzählt, in den Jahren 1594 und 95 von Schenk Johannis Gemahlin, Eleonora, gebornen Gräfin von Zimbern [Zimmern] aus ihren eigenen Gefällen gestiftet. Die Bildhauer-Arbeit an dem äussern Kirchenportal ist beschädigt, innen aber siehet auch die Stuccaturarbeit, woraus die Kanzel, die Verzierung an dem Eingang, die Emporkirchen und die Decke gefertigt ist, recht gut und wohlbehalten aus. Sie stellet die ganze Passion und andere Figuren in halb erhabner Arbeit dar. Die Decke zeigt eine Menge gutgemachter Wappen. Das prächtigste in der ganzen Kirche ist das herrliche Grabmal Schenk Johannis und seiner Gemahlin Eleonora, das sich beyde bey ihren Lebzeiten sezen ließen*⁷.

Als weitere Ausstattungsgegenstände führt Prescher den Choraltar, eine 1610 gebaute Orgel sowie einige Grabmäler der Limpurger Schenken auf⁸. Mit den von Prescher genannten Jahreszahlen am ehemaligen Kirchenportal stimmt also die dendrochronologische Datierung der Dachwerks-Hölzer überein.

Die von Prescher nicht erwähnte ehemalige Sakristei mit darüberliegender Adelsloge auf der Nordseite des Chores kann anhand der nachträglich geschlossenen Öffnungen in der Chor-Nordwand so-

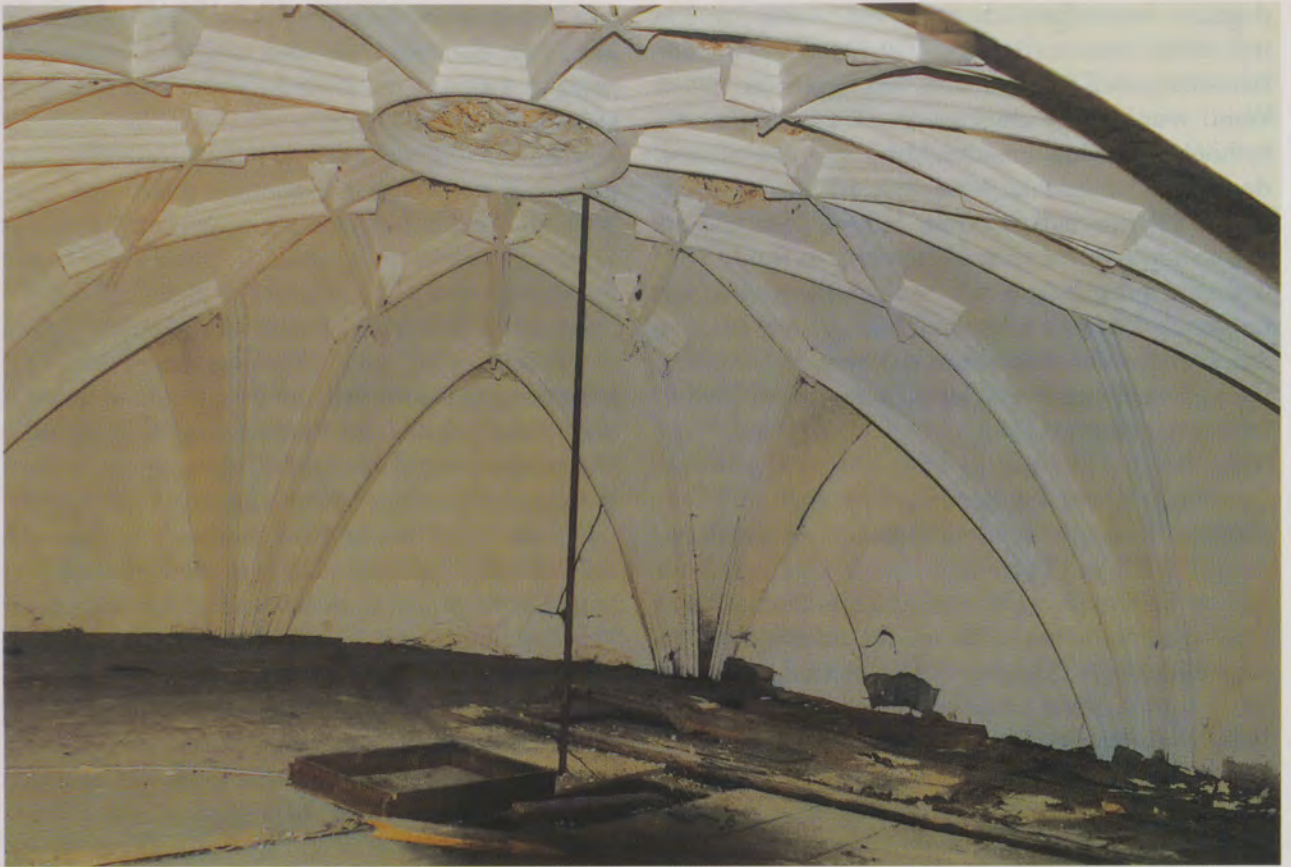
wie durch einen Lageplan von 1831 belegt und durch die Bemalung mit Beschlagwerk in der freigelegten Laibung der Adelsloge ebenfalls in den ersten Bauzustand datiert werden. Unklar ist dagegen, ob das Kellergewölbe, das sehr wahrscheinlich als Gruft gedient hat⁹, ebenfalls gleich mit dem Neubau der Kirche oder erst später, im Laufe des 17. Jahrhunderts, entstanden ist, denn seine Fluchten divergieren leicht gegenüber denen des aufgehenden Mauerwerks. Nach Einschätzung von O. Wölpert vom Landesdenkmalamt belegt die sorgfältige Quaderbearbeitung jedoch klar ein Baudatum der Gruft einige Zeit vor dem Umbau 1837, also noch während der Kirchennutzung.

Während das Schloß Schmiedelfeld 1634 geplündert und 1739 neu erbaut wurde¹⁰, scheint die Schloßkirche hiervon nicht betroffen gewesen zu sein. Ein Brief aus dem Jahre 1664 spricht jedoch von *Baumängeln hiesiger Schloßkirche*, die anscheinend schon damals auf Feuchtigkeit zurückzuführen waren¹¹.

1781 wurde das Schloß Schmiedelfeld an Württemberg verkauft, das den Besitz 1823 an den ehemaligen französischen Gardeoberst Freiherr von Plessen weiterverkaufte. Letzterer war allerdings schon fünf Jahre später bankrott und soll der örtlichen Überlieferung nach von seiner Frau im Jahre 1828 vergiftet worden sein und seither im Advent zusammen mit einem großen Bernhardiner im Schloß spuken. Diese Gespenstergeschichte ist bis heute lebendig; eine ältere Frau aus der Nachbarschaft, die im Gasthaus «Schloß Schmiedelfeld» aufwuchs, berichtete aus den zwanziger Jahren von dem Besuch einer Tante, die den «Graf» um Mitternacht mit weißen Handschuhen und Zipfelmütze am Tisch sitzen sah und am nächsten Morgen auf Nimmerwiedersehen abgereist sei.

Von dem 1595 errichteten Kirchenbau sind heute noch die Umfassungsmauern, die Tragsysteme der beiden Dachwerke über Chor und Schiff sowie das vollständige Chorgewölbe und wenigstens die Hälfte der reichen Stuckdecke über dem Schiff erhalten. Allerdings sind die Reste der alten Spitzbogenfenster und -türen nur noch unter jüngerem Putz und weitgehend vermauert erhalten, weil das Gebäude bei einem Umbau kurz nach 1837 mit dem Einzug einer durchgehenden Geschoßdecke neue, profane Fenster und Türen erhielt. Möglicherweise sind in den vermauerten Spitzbögen auch noch Reste des ehemaligen Maßwerks vorhanden.

Die weitere Innenausstattung ist verloren. Lediglich die beiden knienden Figuren Schenk Johannis und seiner Frau Eleonore vom großen Stifter-Epitaph fanden nach längerer Odyssee ihren Platz in der



Schloßkirche Schmiedelfeld, Stuckgewölbe des Chors.

Sulzbacher Michaelskirche. Gerüchteweise soll auch die Orgel von 1610 an einem anderen Ort noch vorhanden sein. Leider scheint auch der alte Kirchenfußboden vollständig abgegangen zu sein und mit ihm die Hinweise auf die frühere Bestuhlung und den Standort der ehemaligen Emporenstützen. Im Jahr 1832 werden die Schloßgüter von der Gemeinde Sulzbach an Dritte verkauft. Das Schloß ist zu dieser Zeit schon bis auf das erste Stockwerk abgetragen. So betrauert die Gräfin Valerie de la Corree, die «angetretene» Tochter des Freiherrn von Plessen, in einem Gedicht *An die Trümmer von Schloß Schmiedelfeld* vom 27. August 1841 den Niedergang mit folgenden Zeilen:

*Einst stand das Schloß dort stolz und hehr,
doch siehst von ihm du heut nichts mehr.
Und wo das fromme Kirchlein stand
all dort ein Wirtshaus schnell entstand.*

Derselbe Sachverhalt wird auch in der Gaildorfer Oberamtsbeschreibung berichtet. *Die an die Gemeinde mitverkaufte Kirche (...), wegen ihrer Kunstschätze und freundlichen Lage eine Zierde des Ortes und der Umgegend, kam 1837 in die Hände von Juden, die sie in eine Wirtshaus umschufen, wobei die Kunstwerke*

*theils verdorben, theils zerstreut wurden*¹². Dabei wurden folgende Veränderungen vorgenommen: Der Sakristeianbau wurde abgebrochen, die zugehörigen Durchgangsöffnungen vermauert, zum Teil mit Bruchstücken ehemaliger Steinmetzarbeiten. In Chor und Schiff wurde eine Holzbalkendecke eingezogen. Damit war die Vermauerung der bisherigen Spitzbogenfenster und der Einbau der vorhandenen Rechteck-Fenster verbunden. Im Erdgeschoß wurde eine Gastwirtschaft mit Küche und Gasträumen im Chor und in der westlichen Schiffspartie sowie mit Flur und Stall in der östlichen Schiffspartie eingerichtet. Hierbei wurden in Zweitverwendung im großen südlichen Hauptraum zwei zweiflüglige große und reich verzierte Türen eingebaut, die möglicherweise noch zum Ausbau des abgebrochenen Schloßgebäudes von 1739 gehört haben könnten. Der nicht mehr vorhandene Grundriß des ersten Obergeschosses aus dieser Zeit dürfte für eine Wohnnutzung mit Gastzimmern ausgelegt gewesen sein.

Die Ausbauteile der Türen im ersten Obergeschoß, die in Verbindung mit den Gipsdielenwänden dieses Geschosses eingebaut wurden, sprechen dafür, daß die Veränderungen hier etwas früher stattgefunden haben als der Umbau im Erdgeschoß, der

durch ein Baugesuch aus dem Jahr 1921 belegt ist. So wurde um 1900 das erste Obergeschoß vollständig mit neuen Wänden ausgestattet. Dabei ist auch die gegenwärtige Treppe vom Erdgeschoß herauf eingebaut worden, die am oberen Geländer ältere, schön geschnitzte Brettbaluster wiederverwendet. Da der seit dieser Zeit vorhandene Grundriß einen separaten nördlichen Eingang durch ein ehemaliges Spitzbogenfenster aufweist und damit andeutet, daß die Obergeschoß-Wohnung für sich genutzt wurde, kann angenommen werden, daß auch der Abortanbau für Erd- und Obergeschoß in jener Zeit entstanden ist. Jedenfalls ist er im Baugesuch von 1921 als Bestand eingetragen. In diesem Jahr wird der nordöstliche Teil des Erdgeschosses verändert: Der zuvor als Stall genutzte Raum wird als Zimmer eingerichtet, ein weiteres Zimmer wird vom bisherigen Flur abgetrennt. Dabei sind augenscheinlich die vorhandenen Tür- und Fensteröffnungen des Gebäudes nach Osten geschaffen worden. Weiterhin wurden zwei Eingangstüren der Südfassade durch Brüstungen geschlossen und in Fenster umgewandelt.

Die letzte Veränderung zum vorgefundenen Zustand wird durch ein Baugesuch der Zähleranstalt Köhler aus dem Jahr 1946 dokumentiert. Damals wurde an der Nordwest-Ecke des Chores eine Garage für die neue Nutzung angebaut, die auf eine vorhandene Stützmauer aufgesetzt wird. Möglicherweise handelt es sich hierbei um einen Rest der ehemaligen Sakristei oder sogar der alten Zwingermauer der Burg. Im Zuge der neuen Nutzung als

Zähleranstalt kann auch der Einbau der vorhandenen Unterhangdecken im ersten Obergeschoß und der Trennwände im Dachbereich angenommen werden.

*Weitere Untersuchungen dringend erforderlich –
Rekonstruktion des Sakralbaus um 1600 problematisch*

Ohne Zweifel handelt es sich bei der ehemaligen Renaissance-Kirche des Schlosses Schmiedelfeld um ein Kulturdenkmal von hoher heimatgeschichtlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Bedeutung. Ebenso kann kein Zweifel daran bestehen, daß das in den letzten fünfzig Jahren bis zum drohenden Ruin herabgewirtschaftete Gebäude dringend einer umfassenden Sanierung bedarf, wenn die erhalten gebliebenen Reste der sehr qualitätvollen Substanz aus dem ersten Bauzustand konservierbar bzw. restaurierbar bleiben sollen. Aus der Sicht des Verfassers sind hierzu zunächst folgende Arbeiten zu empfehlen:

- Eine vollständige Entrümpelung des Gebäudes.
- Das Entfernen der vorhandenen Erdgeschoß-Fußböden und die Untersuchung des Untergrundes auf Spuren historischer Substanz.
- Das Entfernen der Decke über dem ersten Obergeschoß des Chores, um das Netzrippengewölbe freizulegen, sowie der Unterhang-Decken über dem ersten Obergeschoß im Schiffsbereich, um die Stuckfelderdecke mit ihren Wappendarstellungen untersuchen und sichern zu können.



*Schmiedelfelder
Schloßkirche, süd-
westlicher Erd-
geschoßraum.*



Schloßkirche Schmie-
delfeld: Stuckdecke
des Kirchenschiffs,
Detail.



Schlussrosette des
Chorgewölbes mit
einer Darstellung der
Dreieinigkeit.

- Das Entfernen sämtlicher jüngerer Einbauten im Dach über dem Schiff – mit Ausnahme der Treppe vom ersten Obergeschoß –, um das bauzeitliche Dachwerk statisch zu entlasten.
- Das Abschlagen des Außenputzes, wobei nach Ansicht des Verfassers die Aufsicht des Restaurators unbedingt nötig ist. Danach müssen die freigelegten Details der ehemaligen Spitzbogenfenster und -türen des ersten Bauzustandes in den Bauaufnahmeplänen nachgetragen werden.
- Die Untersuchung des gesamten Gebäudes auf den vom Restaurator vermuteten Befall mit ech-

tem Hausschwamm und die Abklärung der Sanierungsmöglichkeiten.

- Die Hinzuziehung eines denkmal erfahrene n Statikers.
- Die Entwicklung von Entwurfs-Alternativen für eine neue Nutzung nach der Sanierung mit bzw. ohne die Um- und Einbauten von 1837.

Besonders in Hinblick auf den sich fast als selbstverständlich anbietenden Planungsansatz einer Rekonstruktion des ersten Bauzustandes rät der Verfasser zu besonderer Sorgfalt bei der Abwägung der

dafür bzw. der dagegen sprechenden Argumente: Natürlich wäre es erstrebenswert, die alte Renaissance-Kirche wieder herzustellen. Wenn man sich allerdings vergegenwärtigt, wieviel und wie bedeutende Details vor allem der Ausstattung seit 1837 verloren gegangen sind, erscheint ein solches Vorhaben doch eher fragwürdig. Die Kanzel, die Emporen, die zugehörigen Stuckarbeiten, das Stifterepitaph, der Altar und die Orgel lassen sich nicht mehr nach Befunden rekonstruieren, sondern bestenfalls anhand analoger Vorbilder neu erschaffen. Weiterhin bestehen bedeutende Fehlstellen an der Rohbaubsubstanz: Die Gewände der Spitzbogenfenster an Chor und Schiff sind nur noch teilweise vorhanden, und von den zu vermutenden reichen Maßwerken sind bestenfalls noch einzelne Bruchstücke zu finden, die sehr wahrscheinlich keine authentische Rekonstruktion mehr erlauben. Auch über die originale Verglasung liegen bisher keinerlei Befunde vor. Es fehlen auch jegliche Hinweise auf den Fußboden der ehemaligen Kirche und damit auch über den ursprünglichen Zugang zur Gruft. Auch für die ehemalige Sakristei mit Adelsloge sind außer den Zugangsöffnungen und den Außenmaßen keine Anhaltspunkte erhalten. Dagegen zeigt die Ausstattung qualitativ hochwertige, zweitverwendete Ausbauteile wie etwa die Brettbaluster am Treppengeländer im ersten Obergeschoß oder die wohl aus dem Schloßneubau von 1739 stammenden Flügeltüren. Die im Hauptraum des Erdgeschosses wahrscheinlich 1837 eingebaute Lamberie hat zusammen mit diesen großen Türen durchaus ihren eigenen innenarchitektonischen Reiz.

Der Versuch also, den Kirchenbau der Renaissance wieder herzustellen, müßte entweder mangels Masse sehr karg ausfallen – was notwendigerweise eine große Anzahl moderner Zutaten mit sich bringen würde, die an die Stelle der vorhandenen, historischen Substanz des 19. Jahrhunderts treten –, oder wegen zahlreicher freier, d. h. unbelegter Ergänzungen unglauwbüdig werden, von deren Kosten ganz zu schweigen.

Dagegen gehören zur geschichtlichen Gewordenheit des Gebäudes auch die 1837 eingebauten und damit nun schon 157 Jahre bestehenden Fenster, Wände, Zwischendecken und die damit zusammenhängende weltliche Nutzung, die nach Ansicht

des Verfassers ebenfalls als historische Dokumente gesehen werden müssen. Da das Gebäude nach seiner Sanierung sehr wahrscheinlich als Veranstaltungsraum genutzt werden soll, besteht ohnehin eine Notwendigkeit für Nebenräume: Garderobe, WC-Anlagen, Stuhllager, Teeküche, Heizung usw. Im Falle einer Kirchen-Rekonstruktion müßten diese Räume notgedrungen außen neu angebaut werden.

So sollte neben dem sicherlich nicht unproblematischen Planungsgedanken, den Sakralbau aus der Zeit um 1600 mit zahlreichen neuen Zutaten wieder herzustellen, auch die Alternative gesehen werden, die allein noch vorhandene Gebäudehülle der alten Schloßkirche zusammen mit den Relikten der späteren Veränderungen und somit den Belegen ihrer konkreten Geschichte als Denkmal zu erhalten.

ANMERKUNGEN

- 1 Für die Bearbeitung der Aufsatzfassung dankt der Verfasser Anja Krämer.
- 2 Die restauratorische Untersuchung wurde von M. Helget, Bad Mergentheim, durchgeführt. Eine schriftliche Auswertung liegt noch nicht vor.
- 3 Maße des Kirchenschiffs: Breite ca. 11,5 m, Länge ca. 19 m, Traufhöhe ca. 7 m, Höhe des Dachwerks ca. 7 m; Maße des Chorbereichs: Breite ca. 7 m, Länge ca. 8 m, Traufhöhe ca. 9 m, Höhe des Dachwerks ca. 5 m; Gebäudehöhe insgesamt ca. 14 m.
- 4 Heinrich Prescher: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. Stuttgart 1790, S. 255 ff.
- 5 Die Auswertung der Bohrproben wurde vom Büro Hofmann, Nürtingen, durchgeführt.
- 6 Beschreibung des Oberamtes Gaildorf, 1852, S. 215.
- 7 Prescher, 1790, S. 254 f.
- 8 Ebenda, S. 257 ff.
- 9 Während der Auswertung der gesammelten Befunde fand mit einem ausgewiesenen Spezialisten für Grablegen in Baden-Württemberg, dem Historiker Harald Schukraft, ein Gespräch über die Frage statt, ob es sich bei dem Kellergewölbe unter dem Schiff um eine ehemalige Gruft handelt. Dabei wies er darauf hin, daß die Bauzeit der Kirche um 1600 mit dem Beginn einer Entwicklung zusammenfällt, in deren Verlauf in unserem Land zunehmend Grüfte in Kirchen installiert werden und daß solche Einrichtungen vor 1600 nicht bekannt sind. Weiterhin spricht nach Ansicht von Harald Schukraft der niedrige Kämpferpunkt des Gewölbes für die ehemalige Funktion als Grablege.
- 10 Beschreibung des Oberamtes Gaildorf, 1852, S. 215.
- 11 Staatsarchiv Ludwigsburg, Aktenbestand der Reichsgrafschaft Limpurg, Briefe vom 23. Juli und vom 16. August 1664.
- 12 Beschreibung des Oberamtes Gaildorf, Stuttgart, 1852, S. 215.

Hans Roth Die Rollesel – Ein rauher Brauch an Heiligabend im Hällischen

Wer sich am Heiligen Abend in einem Dorf der Ilshofener Ebene im Hohenlohischen aufhält, kann in der beginnenden Abenddämmerung einer seltsamen Horde ansichtig werden. Von weitem durch rhythmisches Schellengeläut angekündigt, trabt im Gleichschritt eine weißgewandete Gruppe, formiert in Zweierreihen, durch die Ortschaft. Der verwunderte Betrachter sieht über unkenntlichen Gesichtern buschige Hüte, in den Händen halten die Gestalten derbe Stöcke. Nun ist auch zu erkennen, von wo das Klingeln und Läuten ausgeht: Alle tragen kreuzweise über Schulter und Brust Rollriemen oder Kuhglocken. *D Rollesl kumma*, sagen die Einheimischen, *etz isch Weinachda*.

Das Geläut ist für jeden, der in einem Dorf, wo «gerollt» wird, aufgewachsen ist, akustischer Bestandteil von Heimat. *Rollesl, dia hats scho immer gewa*, erfährt der Fremde, der einen Alteingesessenen fragt, was die Lauferei soll, *die ghära bei uns zu Weinachda*.



Die Rollesel kommen; hier in Steinbächle.

Gerät der Fragende an einen Erklärungsbedürftigen, so erfährt er, was er schon vermutete, nämlich die Spekulationen der Brauchtumpflege: Dies sei ein heidnischer Brauch zur Vertreibung böser Geister, Beschwörung von Fruchtbarkeit, Ritualisierung des Lichts, verbunden mit einem Heischeumzug und sicher uralte. Neben dem selbstverständlichen «schon immer» der älteren Einwohner reicht das Spektrum des vermuteten Alters bei diesem Brauch von der Keltenzeit bis in die armen Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Archivalische Belege gibt es nicht, und so ist nur gewiß, was dem neugierigen Fremden eine alte Bäurin sagt: *D Rollesl, dia hats scho gewa, wia i a klaas Kiind wor*.

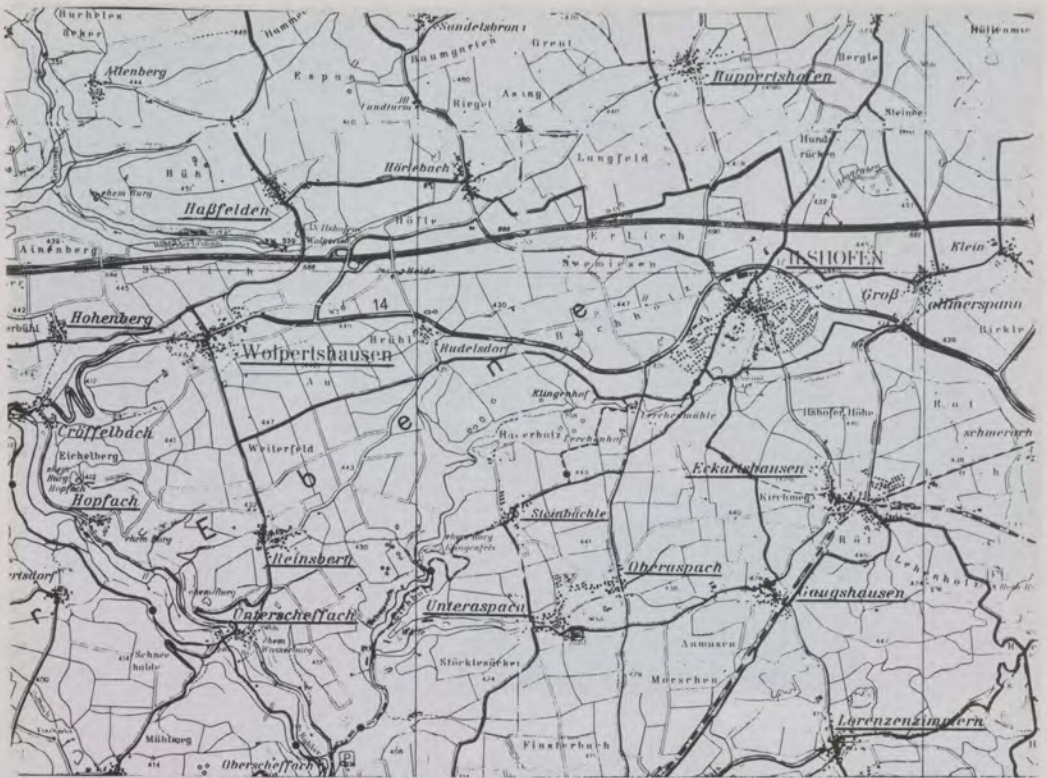
Es gibt sie heute noch, dort – und nirgends sonst – wo es sie «schon immer» gab, nämlich in der Stadt Ilshofen und in den dreizehn Dörfern Rupperts-hofen, Hohenberg, Haßfelden, Wolpertshausen, Reinsberg, Hopfach, Unterscheffach, Unteraspach, Oberaspach, Steinbächle, Gaugshausen, Eckartshausen und Lorenzenzimmern; hier ruht der Brauch derzeit, bis sich wieder genügend Buben dafür finden. Die Dörfer bilden ein zusammenhängendes Gebiet um das Städtchen Ilshofen. In den kleinen Gehöften dazwischen gibt es weder den Brauch, noch schließen sich die Buben von dort ihren Schulkameraden in den Nachbarorten zum «Rollen» an. In den Dörfern rings um das Rolleselgebiet ist der Brauch so wenig bekannt, daß junge Frauen, die von dorthier einheiraten, oft erst an Heiligabend erfahren, daß sie einen «Rolleselteller» richten müssen.

Die Rollesel «machen» Buben im Alter zwischen elf und vierzehn Jahren, nur wenn ihrer zu wenig sind, werden Ältere und Mädchen dazugenommen. Im Städtchen Ilshofen und in den Dörfern westlich des Schmerachbachs werden sie nicht Rollesel, sondern Rollenbuben genannt. Welche Bezeichnung älter oder gar authentischer ist, kann nur vermutet werden. Auch hier stößt der Nachfragende auf das jeweils eindeutige «schon immer» der mündlichen Überlieferung.

Bei allen Unterschieden: weiße Hemden, Schellenriemen, Hut und Maskierung gehören fast immer dazu

Zur Vorbereitung treffen sich die Buben Anfang Dezember in einer Garage, einer Werkstatt oder auch schon mal im Nebenzimmer eines Gasthauses.

Die Karte zeigt einen Teil der Ilshofener Ebene zwischen Schwäbisch Hall und Crailsheim mit den Dörfern, in denen «gerollt» wird. Die betreffenden Orte sind durch Unterstreichungen markiert.



Zunächst wird gewählt; offen und einstimmig, wie es männlich-bäuerlicher Tradition entspricht. Der «Angesehenste» wird «Chef»; wie sich's ergibt, ist er meist der Stärkste und Älteste. In Ilshofen heißt der Anführer Haupttreiber, außerdem werden dort Seitentreiber gewählt. Dann werden die Laufrouden festgelegt und die Parolen ausgegeben: *Was machen wir? – Böse Geister vertreiben! – Wo kommen wir her? – Die Wolpertshäuser kommen «vom Wald», die Hohenberger vom «schwarza Scheuerle», die Eckartshäuser «aus einer Höhle im Wald» und die Reinsberger steigen «aus dr Haanaklinga» herauf.* Bei der ersten Zusammenkunft werden auch die namengebenden Rollriemen, Kuhglocken und Ochsenroller verteilt oder die Bauern benannt, bei denen wer was abholen kann. Rollriemen sind die mit Schellen und Glöckchen besetzten Lederriemen, die früher den Schlittenpferden umgehängt werden mußten, damit man sie herantraben hörte. Ochsenroller sind schwere Schellen an Ledergurten für Zugochsen, *daß dr Knecht net eischläft und daß dr Bauer härt, ob r noch ackert;* alle Zitate sind authentisch.

Besprochen wird auch, wer mitmachen darf. In manchen Dörfern ist das «Roller» eine Sache der Einheimischen. Die Ilshöfer laden im Gemeindemittelungsblatt alle Buben und Mädchen zur Teilnahme ein – in der Ausgabe vom 24. Dezember. Auch in anderen Orten dürfen Mädchen mitmachen, wenn es an Buben fehlt, *das kann man ja wieder ändern, gell.* Ausländer sind nirgendwo dabei.



Am Heiligen Abend gehören zum Volksleben vielerlei Gestalten, so im Fränkischen der «Christeisl», dessen Verbreitung östlich von Crailsheim beginnt. Aufnahme von 1939 in Markt-lustnau.



Vier Wochen vor Heiligabend: die angehenden Eckartshäuser Rollesel bei ihrer ersten Besprechung.

Die Kostüme, für die es keine spezifische Bezeichnung gibt, werden in den meisten Dörfern gemeinsam bei mehreren Treffen hergerichtet. Dabei zeigt sich, daß seit den sechziger Jahren auch hier Liberalität waltet und mit der zunehmenden Eigenwilligkeit der Buben Tracht und Ausübung des früher streng reglementierten Brauchs allmählich verändert und damit lebendig erhalten werden. Die Buben modeln sich das Kostüm nach Lust und Laune zurecht. Alle tragen sie noch die traditionellen weißen Hemden, aber zwischen den bodenlangen Nachthemden der Großmütter sind immer öfter die kaum über die Hüften reichenden abgelegten Oberhemden der Väter zu sehen. Jeder Rollesel und Rollenbub braucht auch mindestens einen Rollriemen. Wer keinen auftreibt, kann nicht mitlaufen. *Wenn du ihn nicht mehr bringst, kriegst du ihn nicht mehr*, sagte mein Nachbar bei der Gelegenheit immer. In Ilshofen, wo es immer mehr Rollenbuben und immer weniger Bauern gibt, bei denen man das wichtigste Ausrüstungsstück ausleihen kann, lassen Eltern, die die Ausgabe nicht scheuen – die bei der zu erwartenden «Beute» einer Investition gleichkommt – beim Sattler für ihre Kinder Rollriemen machen, nach Maß und so, daß unterm Arm keine Schelle beim Laufen drückt. Der einstens obligatorische Schwarzdornrolleselstecken, schwer zu tragen und schwierig auszugraben, ist überall durch den leichteren Haselstecken, meist noch immer mit Wurzelstock, ersetzt.

Ist die Grundausstattung mit weißen Hemden, Rollriemen und Stecken in allen Orten identisch, so

variieren Hüte und Maskierung von Dorf zu Dorf und fast schon von Jahr zu Jahr. Wobei in «reinen» Bauerndörfern nur geringe, in solchen mit zurückgehendem bäuerlichen Anteil desto mehr Veränderungen festzustellen sind. Überall jedoch richten die Buben und – wo sie mitmachen – die Mädchen den Brauch ohne Einwirkung Erwachsener aus. Sie zeigen dabei einen Hang und eine ausgeprägte Fähigkeit zur Improvisation. Nichts wird gekauft. Seit es vor etwa zwanzig Jahren auch im Hohenlohischen Brauch wurde, den Lebensabschnitt Schule mit den kariesfördernden Schultüten beginnen zu lassen, benutzen die praktischen Kinder sie nun am Ende ihrer Schulzeit als Stumpfen, als Rohform für den «Flenderleshut», der früher aus Pappe geformt und zusammengenäht wurde. Die Tüte wird von der Spitze bis zum unteren Rand ringsum mittels «Mehlpapp», dem etwas Salz beigemischt ist, dicht mit Papierstreifen beklebt. Der Mehlkleister und die vielen Papierlagen machen die Kapp sehr stabil – und recht schwer. Sie wird, auch das eine neuere Erfindung, mit angenähten Stücken von Hosenträgern festgeschnallt. Gleichwohl bedingt der hohe Kopfputz einen eigenartig weichen Laufstil und läßt die wilden Geister, wenn sie durch Türen gehen, augenblicklich in die Knie sinken. Irgendwann kam den Buben der Einfall, die «Flenderlich» mit den losen Enden nach oben anzukleben, so daß sie an der aufgesetzten Kappe schön buschig runter bis ins Gesicht fallen; was sich besonders hübsch macht, wenn sie beim Laufen synchron zum rhythmischen Schellengeläut auf und ab wippen.

In jedem Dorf schmücken die Rollesel und Rollenbuben ihre Kappen anders. Die Wolpertshäuser schneiden ihre Flenderlich – das Hohenlohische bildet den Diminutiv im Plural mit -lich = Flenderlich, Madlich, Brötlich – aus vollgeschriebenen Schulheften, die Reinsberger aus bunten Werbeprospekten. Nur die Steinbächer nehmen dafür rotes, grünes

und goldenes Buntpapier; das hat seinen Grund, wer ihnen vor die Prügel kommt, muß sich freikaufen und erhält als Quittung ein vom Hut abgerissenes Flenderle. In Gaugshausen kleben sie eine Art Gewöll aus Glitzerpapier auf ihre trichterförmigen Kappen und benähen sie an der hinteren Seite mit aus Papiersäcken geschnittenen Streifen, die bis auf



Reinsberg.
Die Rollenbuben
beim Kappenbauen.



Unteraspacher Rollesel rüsten sich zum Rennen; die Kapp wird festgeschmalt.

Rechte Spalte: Ein Haßfelder Rollenbub mit der Strohkapp und mit angekoteltem Stecken. Noch fehlen bei ihm Hemd und Rollriemen.

Unten: Aus den Bekanntmachungen der Stadt Ilshofen vom 23. Dezember 1993.



den Boden reichen; die Spitze der Kappe ziert ein «Binsenbüschel», gebunden aus Schilffahnen. Der gleiche Helmbusch krönt auch die hohen Hüte der Ober- und Unteraspacher und die der Steinbächer. Die Eckartshäuser Rollesel setzen sich breitkrempe Filzhüte auf, die sie am unteren Rand dicht mit Flenderlich aus Zeitungspapier benähen.

Alle Rollesel östlich der Bühler tragen Masken. Die der Eckartshäuser sind fest mit dem Hut vernäht und bestanden früher aus einem Stück Pappe mit Mund- und Augenschlitzen und einer sehr haltbar angenähten, etwa 15 Zentimeter langen Pappnase. Dieses «G Gesicht» war ohne Andeutung einer Physiognomie wild bemalt – die Farben rot, schwarz und grün dominierten – und wurde durch ein Nackenband zusätzlich ans Gesicht gedrückt. Alles an den Rolleseln mußte haltbar und gut befestigt sein, weil sich manche Leute mit dem Versuch, sie zu demaskieren, einen Spaß machten. Ich kannte einen Bauer, der jedes Jahr einzelne Rollesel, indem er sie reizte, in seine Scheuer lockte, um ihnen dann ihr «G Gesicht» herunterzureißen. Am Weihnachtstag prahlte er dann damit in der Wirtschaft. Dies trieb er so lange, bis ihm einer der Vermummten eins mit seinem Rolleselstecken über den Schädel gab und ent-

Aus den Ortschaften

Dienstzeiten der Geschäftsstellen über die Weihnachts- und Neujahrsfeiertage

Die Bürgermeisteramts-Geschäftsstellen Eckartshausen, Unteraspach, Obersteinach und Ruppertshofen sind vom 27.12.1993 bis 7.1.1994 geschlossen. In dringenden Fällen wird gebeten, sich an die Ortsvorsteher oder an das Bürgermeisteramt Ilshofen zu wenden.

Ortschaft Unteraspach

Bekanntmachung!

Die Aspacher Rollesel informieren: Das diesjährige Rolleselrennen in Ober-/Unteraspach beginnt ca. gegen 16.45 Uhr und endet um ca. 19.00 Uhr zu Kirchenbeginn. Die Rollesel

wischte. Heute maskieren sich die Eckartshäuser bequemer mit leichten weißen Tüchern, an die sie ihre langen, nunmehr einheitlich blutroten Nasen nähen. Die Gaughäuser und die Aspacher schneiden sich ihre Masken aus weichem Leder. Arg furchterregend schrecken die Unteraspacher. Die beträufeln ihre Pappmasken mit buntem Kerzenwachs und sehen dann aus wie Aussätzige.

Die Rollenbuben westlich der Schmerach schwärzen ihre Gesichter mit Ruß; Kerzenruß auf Korken sei die beste Technik, schwören die Reinsberger. Nur die Ilshöfer zeigen sich ihren zahlreichen Zuschauern am Straßenrand ohne Maske und auch nur mit kleinen Flenderlesbüschen an den Spitzen ihrer Schultüten. Mit ganz anders verummumten Köpfen «springen» die Haßfelder Rollenbuben. Was nichts mit Narrensprung o. ä. zu tun hat: Springen meint im Hohenloher Dialekt laufen, laufen – laafa bedeutet gehen, rennen – die Aspacher Rollesel «rennen» – bezeichnet ebenfalls das, was das Hochdeutsche mit laufen meint, *awer a bissle pressander*. Die Haßfelder Rollenbubenkappe ist eine hohe Strohhaube, die bis auf die Schultern reicht und fast so lang ist wie einer ihrer kleineren Träger. Sie besteht aus fest gedrehten Strohseilen, die um vier Haselruten gewickelt sind. Kaum erkennbare Seh-schlitzte ermöglichen dem Träger den Durchblick,

ein aufgeklebter Flachsbart ist das einzige physiognomische Merkmal. Die Kappe wiegt über drei Kilo und wird beim Springen mit einer Hand an einer vorstehenden dicken Rute des Gestells festgehalten. Die früher überall üblichen Flachs-bärte kommen allmählich aus der Mode; wahrscheinlich finden sich auf den Dachböden keine Flachs-zöpfe mehr dafür. Kein Problem ist das für die Haßfelder, denn ihre Strohkappen erbt eine Generation von der andern. Sie sind auch die einzigen, die noch in Rohrstiefeln rollen. In Haßfelden wohnen fast nur Bauern.

Erst durch den Ort, dann in die Häuser – reichlich werden Gaben, wird Geld spendiert

Mit dem ersten Glockenschlag des Betläutens an Heiligabend laufen Rollesel und Rollenbuben los. Vorher haben sie sich an ihrem Treffpunkt «gerichtet». Nur die Ilshöfer kommen in voller Montur an ihrem Grauwespele, einem Sportplatz, an – wie seit hundert Jahren. Um die früher traditionell bestimmten, fast militärisch strengen Regeln kümmert sich seit zwanzig, dreißig Jahren niemand mehr. Damals mußte beim Bürgermeister gefragt werden: *Derf mr heier widder d Rollesl macha?* Die Antwort war immer: *Ja, awer daß mr ka Gloopcha (Klagen) kumma.*



Die Eckartshäuser Rollesel «gehen in die Häuser».

In allen Dörfern trabten die Buben früher drei Runden durch alle Straßen, je nach Anzahl im Gänsemarsch oder in Zweier- oder Dreierreihen und im Gleichschritt, der das typische rhythmische Geläut bewirkt. Geredet durfte nicht werden, das wäre der Dämonie des Vorgangs abträglich gewesen. *Da tät man ja merken, daß mir Leut sind*, sagte mir einer noch vor kurzem. Außerhalb des Dorfes verschnaupte die Schar, dann wurde die nächste Runde eingeläutet, die in größeren Ortschaften etwa zwei Kilometer lang sein konnte. Erstaunlich, wo die untrainierten Buben mit ihrer auf die Winterkleider gepackten Ausrüstung die Kondition hernahmen. Beim vierten, nun gemächlicheren Umgang gingen sie dann, wie auch heute noch, wo man sie läßt, «in die Häuser», erschreckten die Kinder, bekamen den Rolleselteller mit Brötlich (Weihnachtsgebäck) und schüttelten sich, um ihre Glocken zum Klingeln zu bringen. Das veränderte Geläut signalisierte den Kindern und Bäuerinnen: *Etz kummas*. Niemand hätte gewagt, die Rollesel vor verschlossener Tür wieder abziehen zu lassen. Meine Großmutter kam immer erst zur Familienweihnacht, nachdem die Rollesel bei ihr gewesen waren und sie ihnen Tribut gezollt hatte.

Fast alle Buben brachten mehr Brötlich mit nach Hause, als ihre Mütter gebacken hatten. Aber sie mußten oft auch ihre Beute verteidigen. Ältere versuchten manchmal, ihnen die Waschkörbe zu leeren, mit denen sie ihre Gaben einsammelten. Auch beim Heischen scheidet die Schmerach die Gebräuche; die westlichen Rollenbuben sammeln in die ei-

genen Leinensäcke, die östlichen Rollesel leeren die Teller in einen Wäschekorb und verteilen den Ertrag spät nachts oder am Weihnachtsmorgen. Gegeben wird überall reichlich; sowohl individuelle Säcke als auch kollektive Waschkörbe müssen mehrmals, wenn sie voll sind, geleert werden.

Heute bevorzugen die dämonischen Dämonenvertreiber – *des mit dene Gaaschder wor friar, heit gääts mehr ums Sammla*, sagte mir einer – immer mehr Orangen und die hochkonzentrierten weihnachtlichen Produkte der Süßwarenindustrie. Und Geld. *Des verbrichd net*, meinte der gleiche Schlaule. Einen Teil des Geldes spenden die Buben für karitative Zwecke. Die Christoffel-Blindenmission und besonders die Kindertagesstätte Casa Belen in Peru gehören zu den Begünstigten. Aber das Brauchen – hohenlohisch Zauber ausüben – ist den Einwohnern so viel wert, daß die Rollenbuben und Rollesel trotzdem nicht zu kurz kommen. 80 bis 100 Mark kriegt manchenorts jedes der Kinder, wenn nachts die Beute verteilt wird.

Der Heischebrauch wandelt sich nämlich allmählich zur Autowegelagerei, und es gab deshalb schon Beschwerden. Wenn sich noch vor einigen Jahren ein frommer Handwerksmeister beim Dekan beklagte, weil er durch den heidnischen Brauch *die Ehre der Kirche gefährdet* sah, so rufen neuerdings wütende «Geschröpfte» im Rathaus an. Denn wer an Heiligabend im Rolleselgebiet mit dem Auto unterwegs ist, muß gewärtig sein, mehrmals angehalten und mit Wegzoll belegt zu werden. Die vor einigen Jahren auch in den evangelischen Gemeinden



In Unteraspach wird von den Rolleseln Wegzoll kassiert.

hier eingeführten Christmetten wirken sich für die heidnische Horde in den drei Orten mit Kirchen recht ertragreich aus, weil sie vor und nach dem Gottesdienst die Straßen sperrt.

Längst ist der schweißtreibende und zeitaufwendige dreimalige Umlauf auf einen reduziert, und weil sich die Buben zum Sammeln in Gruppen aufteilen, sind sie in vielen Orten schon um sieben oder acht Uhr abends wieder daheim bei der Familie. Es sei denn, ein reger Autoverkehr muß abkassiert werden. Da kann es dann schon, wie es früher die Regel war, Mitternacht werden. Manche Eltern lassen ihre Kinder deshalb nicht mitrollen. Manche Buben wollen auch gar nicht, weil sie «keinen Bock» haben. Es besteht keinerlei Kameradschaftsdruck mehr, Mitläufer zu sein wie früher.

Einer rollt ganz nach Belieben einmal, zweimal, immer oder gar nicht mit. Natürlich ist neuerdings der finanzielle Ertrag dem Brauch ebenso zuträglich wie seine zunehmende Akzeptanz bei Zugezogenen und der allgemeine Hang zur Folklore.

Das Problem Alkohol ist überwunden – Schweigegebot wich fröhlicher Höflichkeit

Was den Brauch eine Zeitlang in Verruf brachte, war die Meinung mancher Hausherren, dies sei eine gute Gelegenheit, die Buben an Schnaps zu gewöhnen. Manche kamen sturzbetrunken nach Hause. Eine Mutter erzählte mir, sie hätte vor zwanzig Jahren die ganze heilige Nacht Angst gehabt, ihr Bub sterbe an Alkoholvergiftung. Diese Art Versuch eines Initiationsritus hat nahezu ganz aufgehört. Zumal es das Heilmittel für solche Fälle nicht mehr gibt. Schnapsleichen grub man früher bis zum Hals in strohigen Säumist ein; ein Schulkamerad überstand Alkoholvergiftung und Therapie. *Säumiischd isch kald, der ziacht d Hitz raus*, wußte man, als der Doktor noch unbezahlbar war und die Schweine noch nicht auf strohlosen Spaltenböden standen. Heute, nachdem Bürgermeister und Pfarrer in ihren Gemeindemitteilungsblättern die Verwerflichkeit solchen Tuns angeprangert haben, sorgt die ländliche Sozialkontrolle für die Nüchternheit der jungen Geistervertreiber, alias Dämonen, alias Spendensammler. Statt des rohen Späßes, den man mit einem erstmals außer Kontrolle geratenen Buben trieb, trägt nun der Charme des Irrationalen die Rollesel in die Herzen der Bevölkerung.

In Ilshofen säumen Hunderte die Straßen und den Platz, wenn die Rollenbuben am Heiligabend um das Kriegerdenkmal herumrennen und der Bürgermeister danach Orangen an sie verteilt. Die Ilshöfer

Achtung Rollenbuben!

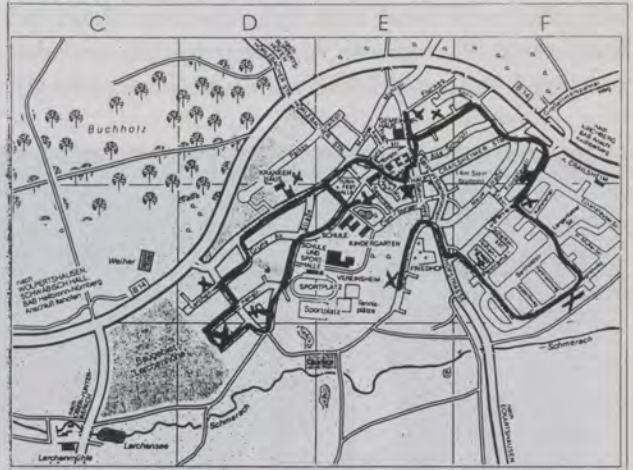
Auch dieses Jahr treffen sich Jungen und Mädchen im Alter von 10 - 14 Jahren zum Rollenbubenlaufen (Laufstrecke siehe nachstehender Stadtplan).

TREFFPUNKT:

17.00 Uhr an der Grundschule

Anmeldung bei Bettina Ländle, Telefon 07904/278

ILSHOFEN



Bekanntmachungen der Stadt Ilshofen vom 23. Dezember 1993.

gestalten ihren Lauf durch die kleine Stadt auch besonders attraktiv. Wie sonst nirgends üblich, werfen sie während des «Rollens» bengalische Streichhölzer, Wunderkerzen und Knallfrösche. Sie tun auch das «schon immer», wie mir Wilhelm Ulmer, Rollenbub anno 1911, versichert hat. Als es während des Zweiten Weltkrieges diese hübschen Sachen im Laden nicht mehr gab, schlich sich der damalige Rollenbub Willy Bürckert zu einer abgeschossenen amerikanischen «Viermotorigen», suchte und fand in ihr Leuchtspurmunition und verarbeitete sie zweckdienlich. Nichts passierte, er wurde nur wegen der Verdunklungsvorschriften verwahrt. – In keiner anderen Ortschaft mit ihren bis in die fünfziger Jahre kaum beleuchteten Dorfstraßen bedienen sich Rollenbuben und Rollesel ähnlicher Effekte. – Der Heischeteil des Brauchs wird in Ilshofen kaum gepflegt. Nie gingen die Rollenbuben dort «in die Häuser». Heute besuchen sie nur die Konfirmandenfamilien und die der katholischen Schulabgänger, und auch die nur auf Bestellung. Nichtsdestotrotz können die Ilshöfer ihren 30 Buben und Mädchen mit die höchsten Beträge auszahlen. Mit zunehmendem Sammelerfolg weicht bei den wilden Horden das distanzierende Schweigegebot dem einer fröhlichen Höflichkeit. Wenn sie vor der Haustür stehen, wünschen sie *Fröhliche Weihnachten!*, und wenn sie mit ihren Gaben abziehen, geben sie ein vielstimmiges *Danke und a guats neis!*

von sich. Nur die Haßfelder sagen gar nichts, durch ihre Strohkappen dringt nur ein arges Gebrumm. Doch die treibende Kraft zur Erhaltung des Brauchs liegt wahrscheinlich in der Selbstverwaltung derer, die ihn betreiben. Geistervertreibung, Kinder erschrecken, Traditionspflege, kommunale Anerkennung und klingende Münze allein motivieren heute nicht mehr zur Teilnahme am Heiligabendspektakel. Niemand redet den Jugendlichen drein bei ihrem, schließt man die Vorbereitungszeit ein, vierwöchigen Treiben. Alle Befragten, besonders die Äl-

teren, lassen erkennen, daß ihnen hauptsächlich deshalb ihr «Rollesele-Machen» wichtig war. In früheren Zeiten, als den Kindern keinerlei Eigeninitiative zugestanden wurde, sie vielmehr noch stark von Geboten und Verboten umstellt waren, muß das ganz und gar selbstbetriebene und vom Dorf zustimmend akzeptierte «Rollen» als ein Akt der Befreiung zum ersten gemeinsamen, selbständigen und eigenverantwortlichen Tun gewirkt haben. Die Rollesele waren für vier Wochen ein männlicher Clan. Jüngere Buben und «Weiber», die an ihrem



Die Ilshöfer Rollenbuben «rollen», in Dreierreihen formiert, durchs Städtle. Da es keine Rollenmädchen gibt, hat der Anführer Bettina Ländle ihre langen Haare unter der Kapp versteckt.



Seit den zwanziger Jahren traben die Ilshöfer Rollenbuben zum Abschluß ihres Laufs um das Kriegerdenkmal. Seitentreiber – rechts im Bild – achten auf Ordnung.

Treffpunkt herumspionierten, wurden unter Androhung von Hieben vertrieben. Wenn sie dann an Heiligabend losliefen, waren sie für ihre Schulkameraden und ihre Geschwister nicht mehr der Fritz, der Erich und der Walter, sondern nur noch die Rollesel. Von denen bezeichnenderweise immer nur im Plural die Rede ist; einer ist kein Rolleselbub, sondern man macht bei den Rolleselbuben mit.

Rollesel: keine Hinweise vor mehr als hundert Jahren – Freibereich, den Jugendliche selbst bestimmen können

Alter und Ursprung des Brauchs sind unbekannt, alle Erklärungen seines ursprünglichen Zwecks sind Spekulation. Außer einigen Zeitungsberichten, die ältesten vom Jahr 1962, waren keine Dokumente zu finden. So ist der Neugierige auf die mündliche Überlieferung angewiesen, und da hört er dann das mehrfach zitierte «schon immer». Wie zuverlässig die Herkunftsvermutung ist, mag die Altersbestimmung des Brauchs, zum 1. Mai einen dörflichen Maibaum aufzustellen, zeigen. Alle Leute unter 50 Jahren im Berichtsgebiet glauben, auch diesen Brauch gebe es «schon immer». Tatsächlich kam er erst Ende der fünfziger Jahre, als sich das individuelle Maibaumstecken wegen zunehmender Freizügigkeit erübrigte, spontan in Mode –, nachdem die Nazis zwanzig Jahre zuvor vergeblich versucht hatten, ihn offiziell in dieser Gegend zu etablieren.

So ist mein ältestes Zeugnis über die Rollesel der zuverlässige Bericht meines Großvaters Louis Hanselmann, der anno 1880 bei den Wolpertshäuser Rolleseln – wie sie damals scheint's auch dort hießen – mitrollte. Die Lust am spontanen Treiben scheint zu der Zeit nicht frei von gravitatischen Elementen bäuerlicher Repräsentation gewesen zu sein. Das Kostüm hatte sauber und ordentlich auszusehen. Die Hemden waren lang und weiß, Rollriemen und Rohrstiefel, die der Louis extra zu diesem Anlaß verpaßt bekam, schwarz gewichst. Der Rolleselstecken war aus einem samt dem Wurzelstock ausgegrabenen Schwarzdornschröblich zu rechtgeschnitten. Die Rolleselkappe war ein schwarzer, hoher, spitziger Filzhut ohne Krempe, an dessen Rand ausgekämmtes Roßhaar angenäht war, das dann wirr in die Stirn fiel. Die Gesichter rieben sich die Buben erst mit Unschlitt – ausgelassenem Rindertalg – ein, um sie dann gründlich mit Ruß zu schwärzen. Die Flachsbarthe waren lang und von gepflegter Glätte. Die Filzhüte scheinen nur für die Rollesel angeschafft worden zu sein, auch das Roßhaar hatte im Gegensatz zu den heutigen Flanderlich einigen Wert. Mit immer noch spürbarem Ärger erzählte mir 1940 der damals siebzehnjährige

Großvater, wie ihm einmal ein junger Bauernknecht mit einem Stockhieb seine schöne Kappe «eingedätscht» habe. Reputation spielte auch in Ilshofen eine Rolle. Wilhelm Ulmer berichtet, wie stolz seine Eltern auf die «wichtige Ehre» waren, als er 1912 zum Anführer bestimmt wurde.

Da der Brauch sicher noch aus Zeiten stammt, in denen jede Lebensregung von Dorfordnungen und Verdikten der weltlichen und geistlichen Obrigkeit geleitet und geregelt war, erstaunt es schon, daß über die Rollesel nichts Geschriebenes zu finden ist. So sei als (einzige) Spekulation die Vermutung geäußert, daß der Heiligabendbrauch, wäre er der fernen Obrigkeit zu Ohren gekommen, alsbald abgeschafft worden wäre. Unerklärlich bleibt auch, warum er noch 1900 in den Konferenzaufsätzen der angehenden Lehrer über Sitte und Brauch in ihrem Dienstort gänzlich unerwähnt bleibt; zumal es 1900 in zehn Orten, in denen «gerollt» wurde, Schulen mit eigenen Lehrern gab. Nicht einmal der in den zwanziger Jahren in Wolpertshausen tätige Lehrer und homorig-besinnliche Heimatdichter Heinz Sausele – *Sou sammer* –, der alles im dörflichen Leben in Reime faßte, erwähnt die Rollesel. Ebenso ist nichts über sie in der Beschreibung des Oberamts Hall von 1847 zu finden, die sich seitenlang über *Spectacel und Curiosa* (S. 50 ff.) verbreitet. Das gilt auch für die sonstige einschlägige Literatur.

Die Orte im geschlossenen Gebiet, in dem «gerollt» wird, liegen alle in den ehemaligen Haller Ämtern «Jenseits der Bühler». Hällisch sind sie seit dem 14. Jahrhundert, «Ilshofen» seit 1562. Durch den Reichsdeputationshauptschluß wurde die Reichsstadt Schwäbisch Hall 1803 württembergisch. Die Dörfer, die in diesem Zusammenhang wichtig sind, gehörten dann bis zur Gemeindereform im Jahr 1972 zu sechs verschiedenen selbständigen Gemeinden. Heute liegen sie außer Lorenzenzimmern alle auf den Markungen von Ilshofen und Wolpertshausen.

Sonderfall Altenmünster bei Crailsheim

Niemand weiß auch, warum es im zwölf Kilometer von Ilshofen entfernten Altenmünster bei Crailsheim «schon immer» Rollesel gibt. Dort hat der 60jährige Karl Früh den Brauch reanimiert, was ihm viel publizistische Anerkennung brachte. Eine Gruppe von 20jährigen, die an Heiligabend, *wenn alle Wirtschaften zu sind, und sie nicht recht wissen, was anfangen*, macht jetzt dort, nachdem die Schulbuben nicht mehr wollten, die Rollesel und spenden den Geldertrag einer beschützenden Werkstätte. Die Altenmünster Kostüme werden ausgelie-



Reinsberger Rollenbuben sind kein Kinderschreck mehr, sondern werden von den Kleinen beschenkt.



Im Hausflur stellen sich die Reinsberger Rollenbuben wie selbstverständlich dem Fotografen.

hen und laufen auch bei sommerlichen Feuerwehrfestzügen mit. Vor fünf Jahren haben in Marktlustnau die Schulbuben und in Mariäkappel ein paar Sechzehnjährige erstmals «die Rollesel gemacht». In beiden Dörfern östlich von Crailsheim gab es den Brauch so vorher «noch nie», so daß hiermit ein Beginn dokumentiert wäre.

Warum in aller Welt muß es aber der Heilige Abend sein, an dem die stille Nacht durch das laute und

rohe Treiben gestört wird? Diese häufigste Frage der Zugezogenen und Auswärtigen läßt sich vielleicht mit dem praxisorientierten bäuerlichen Realitätssinn der Hohenloher erklären. Bekanntlich war die Weihnachtsbescherung in heutiger Form im letzten Jahrhundert – und im Hohenlohischen bis weit in unser Jahrhundert hinein – bei den Bauern unbekannt. *Mir schenka anander nix*, sagte mir mein Nachbar noch 1960. Streng eingehalten wurde und

Aufnahme von 1948: Eckartshäuser Rollesel mit Gummistiefeln nach ihrem dreimaligen Umlauf durchs Dorf auf «wassergebundenen» Straßen. Links hinten ein «Reingeschmeckter» mit der Maske eines Weihnachtsmanns.



wird bei vielen jedoch das Verbot, in den «Zwölf Nächten» zwischen Heiligabend und Dreikönig Mist zu fahren und Wäsche zu waschen. Knechte und Mägde, Bauer und Bäuerin wurden so leicht allein mit der Arbeit fertig, für die sonst die Kinder gebraucht wurden, und man konnte die Buben springen lassen.

Ein Erklärungsversuch, der die dem Brauch zugeschriebenen mysteriösen, mythologischen und synkretistischen Ursprünge keineswegs negieren möchte. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß es bis zum letzten Weltkrieg in einigen Dörfern östlich von Crailsheim den Brauch «Christesel» gegeben hat. Karl Eißen aus Marktlustnau berichtet, er habe, bis er einrücken mußte, mit drei oder vier Gleichaltrigen dort den «Christeisl» gemacht. Auch dort zogen sich die Burschen lange Hemden über, trugen Rollriemen oder Ketten und kamen mit einem «Esel» in die Häuser. Einer setzte einen holzgeschnitzten Eselskopf auf, einem zweiten, der gebückt hinter ihm ging und ihn um den Bauch faßte, wurde eine Decke über den Rücken gebunden und ein Flachsschwanz angehängt. *Wir haben uns damals*

gefreut, wenn wir zu Weihnachten ein bißchen Geld bekamen, erzählt Karl Eißen. In Goldbach, berichtete mir Adolf Hofmann, hätten früher die Kinder ärmerer Leut den Christeisl gemacht, ohne Esel als Anklöpferle. Und bis vor kurzem gab's dort das «Christeisl-Machen» als Christkind und Pelzmärte.

Der meist aus der Not geborene Bettelumzug «Anklöpferle» der Kinder armer Leute – auch aus Nachbardörfern – fand, wie der Obersteinacher Ortsvorsteher Walter Stepper berichtet, am «Rolleselgebiet» seine Grenze, innerhalb derer er nur als harmloser Verwandtenbesuch praktiziert wurde. Was als Heischebrauch bezeichnet wird, wurde oft als im Wortsinn notwendig gebraucht. Oberlehrer Friedrich Schirrmeister erzählt, in Oberaspach habe man in den sechziger Jahren dem Vater einer zugezogenen armen, vielköpfigen Familie vor Weihnachten geraten, doch mit seinen Kindern als Rollesel zu laufen, damit etwas «Gscheits» auf den Tisch käme. So geschah es, und die Aspacher wunderten sich in jenem Jahr, warum in ihrer Gemeinde erstmals zwei Rolleselgruppen am Heiligen Abend sammelten.

Dieter Kapff Die keltischen Viereckschanzen sind den Archäologen nicht mehr heilig

Wer sich für Heimatgeschichte interessiert und offenen Auges durch Wald und Wiesen wandert, der hat eine keltische Viereckschanze sicher schon einmal entdeckt: Ein Geviert, gebildet von niederen, manchmal kaum mehr wahrnehmbaren Erdwällen, außen begleitet von einem muldenförmigen Graben. Solche prähistorischen Bodendenkmäler gibt es in Europa in einer streifenartigen Zone vom Atlantik bis nach Mähren hinein. In Süddeutschland, zwischen Rhein und Inn, dem Main und den Alpen liegt ein Schwerpunkt ihres Vorkommens. Es ist die Heimat der Kelten.

In Württemberg sind die Viereckschanzen vor allem am mittleren und oberen Neckar, auf der Hohenloher und Haller Ebene, auf der Ostalb und dem Härtsfeld sowie entlang der Donau zu finden. Im 1990 vom Landesdenkmalamt herausgegebenen *Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg*, dessen erster Band den keltischen Viereckschanzen gewidmet ist, sind allein 76 genau beschrieben, die im Gelände noch erkennbar sind. Weitere 29 werden im Luftbild vorgestellt. Von ihnen ist am Boden nichts mehr zu sehen. Jährlich kommen weitere hinzu. Man kann inzwischen etwa 120 Viereckschanzen im Land nachweisen – eine nicht gerade seltene Denkmälergattung also.

Durch ihre – bei allen Abweichungen – typische Form sind sie unverkennbar. Wie der Name schon sagt, haben die Viereckschanzen meist die Form eines Quadrats oder Rechtecks, seltener eines Trapezes, einer Raute oder eines Vielecks. Bei einigen wenigen kennt man Anbauten in ebenfalls viereckiger Form. Durch ihre scharfen Ecken unterscheiden sich die Viereckschanzen von römischen Kastellen, die deutlich abgerundete Ecken aufweisen. Von der Größe her variieren die Schanzen zwischen etwa 0,27 ha und 1,72 ha; meist haben sie zwischen 0,4 und 1,2 ha Fläche. Die Seiten sind zwischen 35 und 140 m lang. V-förmige Gräben friedeten die Anlage ein. Sie waren einst bis zu 7 m breit und 3 m tief. Heute sind meist nur noch flache Mulden davon übriggeblieben. Den Erdaushub aus den Gräben warf man zu Wällen auf, welche die Gräben auf der Innenseite begleiteten. Sie dürften ebenfalls an die 7 m breit und 3 m hoch gewesen sein. An den Ecken, wo Erde von zwei Seiten aus den Gräben zusammenkam, hatten die Wälle charakteristische Erhöhungen. Es ist nicht bekannt, ob eine Palisade auf der Wallkrone stand. Der Zugang ins Innere der

Anlage erfolgte auf einer Brücke über den Graben. Im Erdwall war an einer Stelle eine Lücke gelassen. Diese Stelle ist häufig heute noch erkennbar.

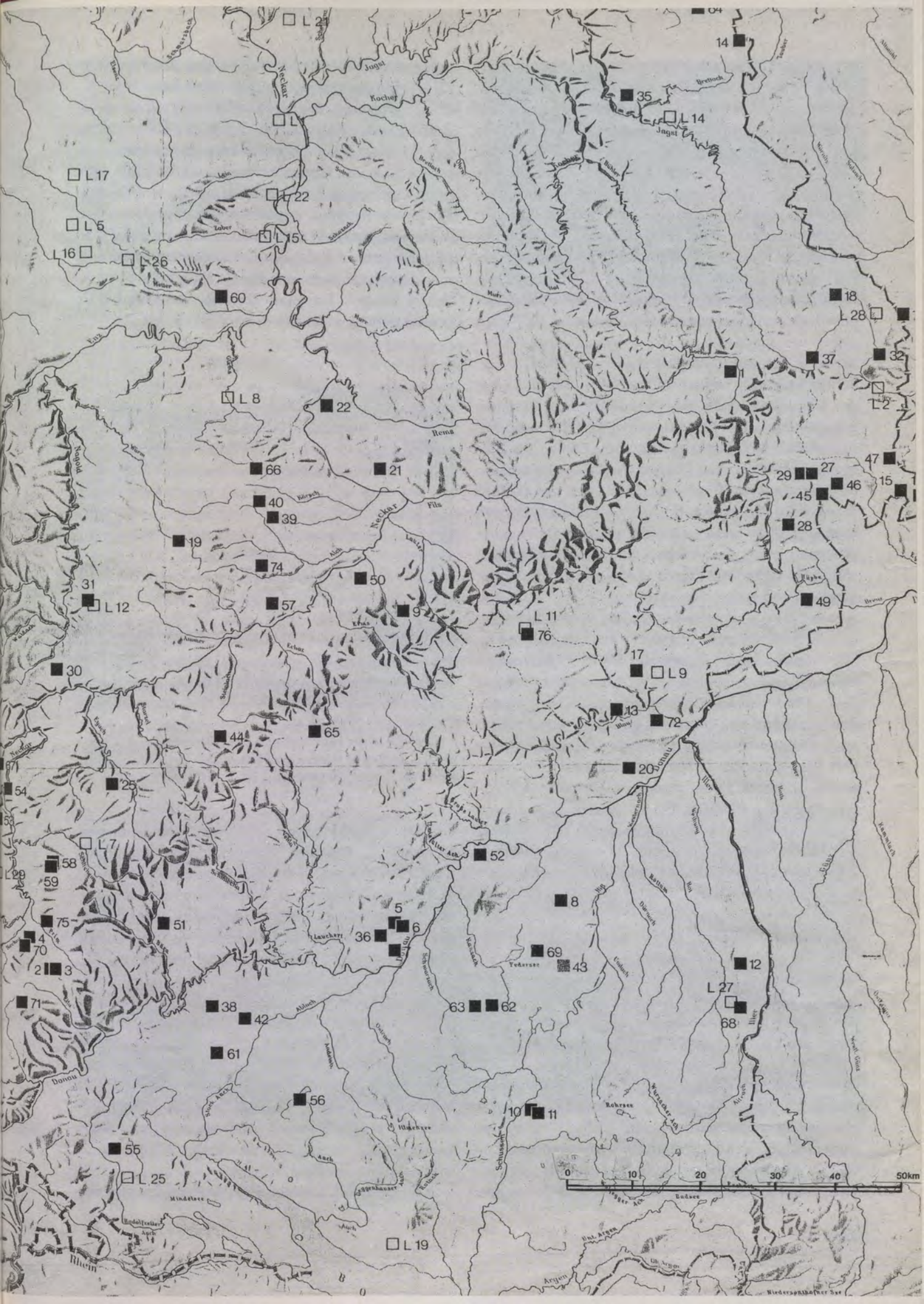
Durch neue, überraschende Grabungsergebnisse gleich an zwei Orten im Land, bei Bopfingen und bei Riedlingen, ist diese Denkmälergattung derzeit wieder in den Blickpunkt des Interesses gerückt. Junge Archäologen beim Landesdenkmalamt leisten einen neuen Beitrag zur Diskussion, die schon seit 150 Jahren anhält: Was hat man sich unter den keltischen Viereckschanzen eigentlich vorzustellen? Aber ist das nicht schon längst geklärt? Steht nicht in allen (neueren) Büchern zu lesen, es seien keltische Kultstätten, Heiligtümer? *Keinesfalls*, meinen Rüdiger Krause, Günther Wieland und Frieder Klein. Sie stellen Vertrautes in Frage.

Römerschanze oder gallisches Gehöft?

Ein Blick in die Forschungsgeschichte zeigt, daß gerade diese Denkmälergattung einem erheblichen Wandel der Ansichten unterworfen ist. Als erster im Lande hatte, soweit bekannt, der Pfarrer Eitenbenz aus Bietingen bei Meßkirch sich 1834 darüber Gedanken gemacht. Er hielt die Viereckschanze bei Meßkirch-Heubach für ein *römisches Sommerlager*. Dazu hatte ihn nicht nur die Lage nahe einer Römerstraße veranlaßt, sondern auch seine (falsche) Einschätzung der großflächigen Anlage des römischen Gutshofs in der Flur «Altstadt», die er als römischen Militärstützpunkt ansah. Die Dimensionen und das Geradlinige, oft auch Rechtwinklige dieser Schanzen brachte man damals gerne mit den Römern und dem Militär in Verbindung. Ihnen traute man als einzigen so etwas in der grauen Vorzeit zu.

Bereits vor hundert Jahren setzte sich dann aber die Erkenntnis durch, daß es sich um ältere, vorrömische Geschichtszeugnisse handelt. Eine Untersuchung in der Viereckschanze von Hardheim-Gerichtstetten, heute Neckar-Odenwald-Kreis, über-

Verbreitungskarte der keltischen Viereckschanzen im Land, Stand Ende 1986. Die schwarzen Quadrate sind im Gelände noch erkennbare, die Kästchen nur aus Luftbildern bekannte Anlagen. Die im Text erwähnten Schanzen tragen die Ziffern: 5–7 (Heiligkreuztal), 17 (Tomerdingen), 19 (Ehningen), 21 (Oberesslingen), 26 (Gerichtstetten), 42 (Heudorf), 57 (Einsiedel), L2 (Bopfingen). Riedlingen ist noch nicht eingezeichnet, es liegt nordöstlich von Nr. 6.



zeugte die Ausgräber vom nichtrömischen Ursprung dieser Anlage. Damals schon wurde als Entstehungszeit die mittlere und die späte Latènezeit vermutet, benannt nach dem Fundort in La Tène am Nordende des Neuenburger Sees. Zunächst blieb es bei der Charakterisierung als keltischer Wehranlage. Dazu trugen sicher die markanten Erdwälle, der Umfassungsgraben und die Tatsache bei, daß immer nur ein einziger, also leicht zu überwachender Eingang vorhanden war. Noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts wurde die Deutung *Befestigung – keltische Fliehburg gegen die Römer* ernsthaft von Wissenschaftlern vertreten. 1907 kam sogar der Gedanke an die Existenz eines Wehrturms wie in einer mittelalterlichen Burg auf.

Schon früh war freilich aufgefallen, daß die Lage der Viereckschanzen im Gelände für eine Verteidigungsanlage nicht besonders gut gewählt war, daß man für diesen Zweck selbst in der Nähe geeignete Orte hätte finden können. Für Viereckschanzen bevorzugte man zwar eine freie Lage am flachen Hang oder auf einem flachen Geländerrücken, wo man eine gute Sicht hatte, doch kommen Viereckschanzen auch in Senken vor. Der Befestigungscharakter kann bei diesen Anlagen also nicht im Vordergrund gestanden haben.

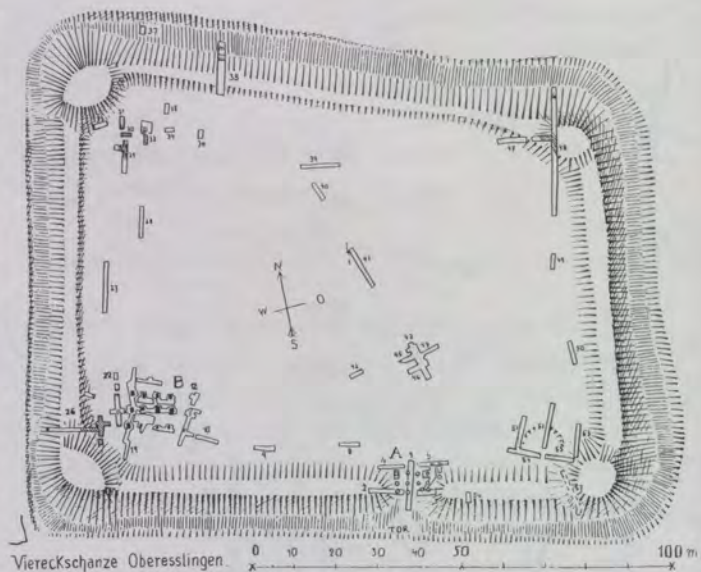
Seit der Jahrhundertwende dachte man daher auch an andere Verwendungszwecke und Bedeutungen. Die Viereckschanze könnte der *Sitz eines fürstenähnlichen Häuptlings* gewesen sein. Sie könnte eine *alte Kult-, Ding- und Malstätte für Gauversammlungen mit ihren verschiedenen Zwecken* gewesen sein. Solche multifunktionale Nutzung wurde schon 1899 erwogen. Ein *gallisches Gehöft* als Vorläufer der römischen Gutshöfe sahen führende Vertreter der Archäologen-Zunft darin. Bis in unsere Tage hinein glauben andere, das *Viereckgehege* sei ein Viehkral mit Hirtenwohnung gewesen. Die meist abseitige Lage, fern von Siedlungen, aber in weidegünstigen Gebieten, spreche dafür.

Umwallte Heiligtümer

In den dreißiger Jahren gewann die Deutung als Kultanlage wieder mehr an Gewicht. Als schließlich Klaus Schwarz von 1950 bis 1957 im oberbayerischen Holzhausen eine Viereckschanze zu einem Drittel ausgrub und darin ein Tempelgebäude und Opferschächte fand, galt die Erklärung der Viereckschanze als ein keltisches Heiligtum als gesichert. Hartwig Zürn untersuchte 1958/59 den Westteil der Viereckschanze in Dornstadt-Tomerdingen auf der Ulmer Alb und erkannte darin ebenfalls ein Gebäude und einen Schacht. Der Grundriß der aufge-

deckten Bauten erinnerte die Ausgräber an gallo-römische Umgangstempel aus späterer Zeit.

Ganz typisch schien, rückblickend, auch jener Zwölf-Pfosten-Bau zu sein, der in der Südwestecke der Schanze in Esslingen-Oberesslingen zum Vorschein kam, als Gerhard Bersu von 1922 bis 1929 seine Grabungsschnitte dort ansetzte. Das 17 mal 8 m große Bauwerk ruhte auf Punktfundamenten, die aus Steinplatten bestanden. Die in anderen Viereckschanzen freigelegten Gebäudegrundrisse waren kleiner, zu klein, um sie als Wohnhäuser ansehen zu können. Für einen Tempel aber schienen sie gerade richtig.



Grundrißplan der Viereckschanze von Oberesslingen mit den kleinen Such- und Grabungsschnitten. Das Torgebäude ist bei A, ein als Tempel gedeuteter Bau bei B erfaßt worden.

Bei den vorgefundenen Schächten hatte man eine Deutung als Brunnen verworfen, weil genügend fließendes Wasser in der Nähe vorhanden sei, das mühsame Graben eines Trinkwasserbrunnens also überflüssig schien. Zudem fanden sich am Grund der Schächte häufig Holzteile, die als Opferpfähle gedeutet wurden. Abbildungen auf dem Kessel von Gundestrup, die Opferszenen zeigen, wurden als weitere Hinweise gedeutet. Kultische Hintergründe ließ auch die merkwürdige Tatsache erahnen, daß die Tore in den Viereckschanzen in unterschiedliche Himmelsrichtungen weisen – gar nie jedoch nach Norden. Das kann bei der Vielzahl der Anlagen, die in Bayern und Baden-Württemberg inzwischen mit genauen Beschreibungen und Skizzen aufgelistet sind, kein Zufall sein. Hinter diesem Befund steckt eine Absicht, eine Baunorm.

Den kultischen Charakter der Viereckschanzen un-

terstrich schließlich noch die sehr häufig zu beobachtende Nähe zu prähistorischen Grabhügeln. Die Wissenschaftler dachten da an Traditionen des Totenkults, der Ahnenverehrung. Allerdings blieb außer acht, daß die Grabhügel mehrere Generationen älter sind als die Schanzen, eine Kontinuität also nicht gegeben ist. Bei der Einschätzung als Kultstätten störte es offenbar auch nicht, daß die Tempel meist in einer Ecke der Schanze, aber immer am Rande, keinesfalls jedoch im Mittelpunkt der Anlage zu finden waren. Die keltischen Götter an den Rand gedrängt?

Hobby-Astronomen machten sich ans Werk und ergründeten tiefsinnig, zu welcher Tages- und Jahreszeit die Sonne oder ein anderes Gestirn exakt durchs Tor oder über einer Wallecke zu sehen gewesen war, und folgerten, daß dies so sein mußte und seine kultische Bedeutung hätte. Alles fand eine Erklärung – und sei sie noch so abenteuerlich. Auf den Wällen sollen – natürlich kultische, also zu Ehren irgendeiner Gottheit – Pferde- oder gar Wagenrennen stattgefunden haben. Grübler und Rätsel-freunde ließen ihrer Phantasie freien Lauf. Sie nutzten die Tatsache, daß Dinge aus dem Bereich vorzeitlichen Denkens und Glaubens selten sicher nachzuweisen, also wirklich zu beweisen, freilich genausowenig zu widerlegen sind. Nachdem der Charakter der Schanzen als Heiligtum gesichert schien, stritten Wissenschaftler noch darum, ob die Kultanlage, für die ein keltischer Name nicht überliefert ist, eher mit dem lateinischen Begriff *templum* oder mit dem griechischen *temenos* oder *nemeton* zu bedenken sei.



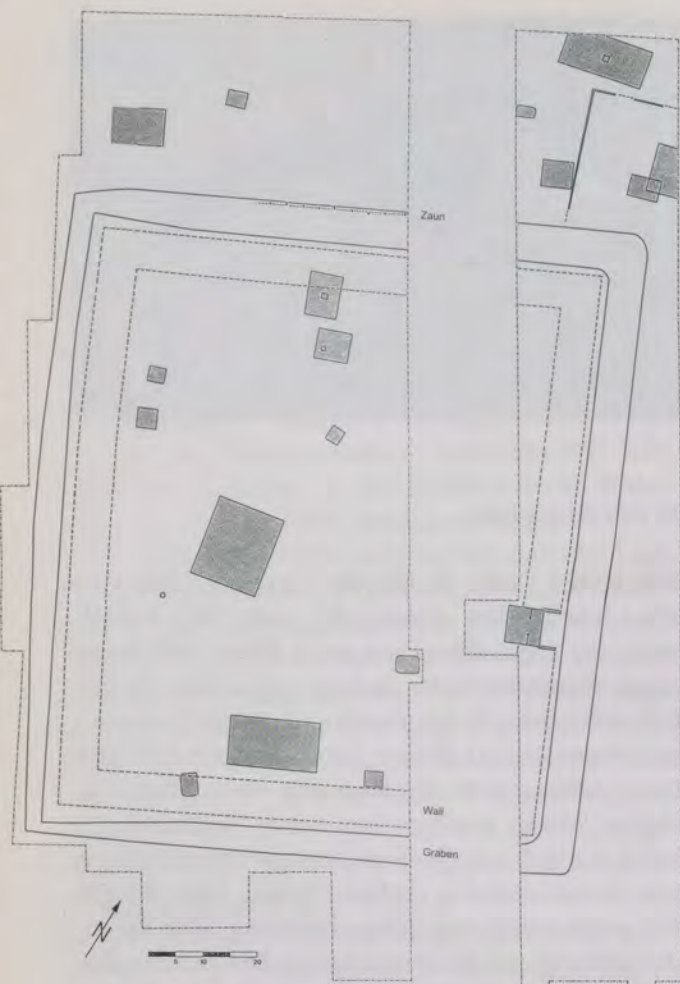
Die Zweifel wachsen

1977/80 hat Dieter Planck die Viereckschanze von Fellbach-Schmiden untersucht, von der freilich durch den Lehmabbau nur noch Reste vorhanden waren. Herausragender Befund war dabei ein gut 20 m tiefer Schacht am Nordrand. Wider Erwarten handelte es sich bei diesem Schacht jedoch nicht um einen Opferschacht, sondern um einen Brunnen-schacht. Wieder wurden am Grunde Holzfunde gemacht, die sich jedoch als technische Vorrichtungen zum Wasserschöpfen erklären ließen. Eine Schicht Mist paßte wenig zur Götterverehrung oder Religionsausübung am *Kultbrunnen*, als der er zeitweise bezeichnet wurde. Einzig zwei großartige, kunstvolle Holzfiguren gehörten wohl zu einer zu kultischen Zwecken aufgestellten Statue. Die Zweifel am Kultcharakter von (einigen) Viereckschanzen, die mit Schmiden geweckt waren,



Nur noch schwach erkennbar waren der Wall und der davorliegende muldenförmige Graben an der Südwestecke der Viereckschanze von Tomerdingen auf der Ulmer Alb, als mit der Ausgrabung begonnen wurde.

Rechts oben: In den anstehenden Fels eingetieft haben die Kelten den Graben der Tomerdingen Viereckschanze. Das Profil ist am nördlichen Graben aufgenommen.



Die gerasterten Flächen bezeichnen Gebäude in und nördlich der Viereckschanze bei Riedlingen. Die gestrichelten Linien geben den Wallverlauf an. Der breite Streifen quer durch die Anlage ist die Fläche, die erst in diesem Herbst ausgegraben wird.

Unten: Der Ausschnitt aus dem Riedlinger Stadtplan zeigt die Lage der Viereckschanze (schwarzes Quadrat oben) und die Größenverhältnisse.



fanden bei der Ausgrabung der Anlage von Ehnlingen bei Böblingen 1984 durch Siegwalt Schiek ihre Bekräftigung. Dort suchte man vergeblich nach einem Opferschacht oder wenigstens einem Kultbrunnen. Dafür legten die Ausgräber Grundrisse von sechs Gebäuden frei, welche die alte Anschauung von der unbebauten Innenfläche der Viereckschanze widerlegten. Wo blieb bei dieser Kultanlage das Kultische?

Im nachhinein ist es natürlich leicht, sich über Fehldeutungen früherer Jahrzehnte zu mokieren. Dabei wird jedoch gerne übersehen, daß erst 150 Jahre (!) nach der ersten wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen die erste Viereckschanze vollständig ausgegraben und freigelegt worden ist. Es ist eben jene in der Ehninger Flur «Hörnle», die 1982 von Rolf Gensheimer aus dem Flugzeug entdeckt und fotografiert worden war und von der am Boden nichts mehr zu sehen war. In zwölf Schanzen waren – angefangen mit Hardheim-Gerichtstetten 1896 – immer nur Teile, oft nur sehr kleine Flächen untersucht worden. Aus fünfzehn weiteren Anlagen liegen nur an der Oberfläche aufgesammelte Lesefunde vor. Was so den Archäologen zu Gesicht kam, war daher reichlich zufällig, nicht repräsentativ, und bildete keine tragfähige Basis für eine voll zutreffende und befriedigende Deutung.

Die keltischen Viereckschanzen sind ein klassisches Beispiel dafür, daß nur vollständige, möglichst großflächige Ausgrabungen zu den richtigen Ergebnissen führen. Derart umfangreiche Flächenausgrabungen, so notwendig sie eigentlich sind, bilden jedoch bis heute eher die Ausnahme als die Regel. Denn sie sind zeitaufwendig, personal- und kostenintensiv. Das gibt der schmale Etat der Denkmalämter nur selten her. Siedlungsgrabungen sind deshalb die Stiefkinder der Landesarchäologie.

Erstmals Grubenhäuser in einer Viereckschanze

Frieder Klein hat die Chance zur ersten großflächigen Ausgrabung einer Viereckschanze im Regierungsbezirk Tübingen genutzt, als – von 1991 an – ein Kilometer nördlich der Altstadt von Riedlingen das Neubaugebiet «Klinge» archäologisch untersucht werden mußte. Hier, auf einem flachen, nach Südwesten geneigten Rücken, der steil zum Zollhauser Bach abfällt, war 1989 auf Luftbildern von Otto Braasch eine Schanze entdeckt worden. Sie hat die Abmessungen 117 mal 105 beziehungsweise 103 Meter und gehört mit einer Fläche von 0,8 ha zu den größeren Anlagen.

Ein einst 7 m breiter und 3 m tiefer Graben umzog die Schanze. Der Tübinger Archäologe hat einmal

ausgerechnet, wieviel Zeit für das Ausheben der Gräben und das Aufschütten der Wälle erforderlich war. 20 Arbeiter, so ermittelte er, konnten das Werk in 31 Wochen vollenden, wenn sie wöchentlich 35 Stunden arbeiteten. Das war also eine auch von einer kleinen Zahl von Menschen in einer absehbaren Zeit zu bewältigende Aufgabe. Der Zugang zur Viereckschanze erfolgte von Osten her. Das Tor lag auf dem höchsten Punkt des Areals und hatte einen 2,5 m breiten Durchlaß. Über der 6 m langen Tor-gasse erhob sich ein Torgebäude, das von sechs mächtigen Pfosten getragen wurde und 7 mal 6 m groß war. Auf ähnliche Torhäuser, die den Zugang kontrollierten, waren die Archäologen bereits in den Viereckschanzen von Altheim-Heiligkreuztal bei Riedlingen, von Einsiedel (heute Pliezhausen-Rübgarten), Oberesslingen und Ehningen gestoßen. Die Bauweise weist allerdings Unterschiede auf: Mal sind es zwei flankierende Gebäude, die wohl mit einem Dach verbunden waren, mal nur eines. Dem Tor gegenüber liegt der Zentralbau mit den Maßen 15 mal 13 m. Dieses mit rund 200 Quadratmetern Fläche stattliche Haus hatte weißgetünchte Wände und einen Vorbau im Osten. Im Norden kam ein 6,5 mal 6 m messender Bau zum Vorschein, im Süden ein mit rund 150 Quadratmetern Fläche ebenfalls stattliches Gebäude. Daneben wurde ein Grubenhaus ausgegraben, das Funde aus der Spätlatènezeit (LT D1) enthielt, die auf die handwerkliche Nutzung des Grubenhauses hinweisen und die zur Datierung herangezogen werden können.

An der Außenseite des nördlichen Grabens entdeckten die Archäologen Pfostenlöcher von einer Zaunreihe, die zu der älteren Bauphase der Anlage gehören. Einen ähnlichen Befund hatte – an der Ostseite und auf eine Länge von 43 m – zuvor Siegwalt Schiek bei der Viereckschanze von Ehningen ermittelt. Die ältere Bauphase läßt sich in Riedlingen auch durch spätere Umbauten und Vergrößerungen des Zentralgebäudes und des stattlichen Hauses am Südwall erkennen. Zu dieser älteren Phase zählen ferner ein später zur Hälfte vom Erdwall der Viereckschanze zugedecktes, knapp 50 Quadratmeter großes Haus im Norden und im Süden ein Grubenhaus, das später ebenfalls unter dem Wall verschwand. Zwei Erdkeller und vier Speichergebäude lassen sich keiner bestimmten Bauphase zuweisen.

Nimmt man alles zusammen, so ergibt sich, daß etwa von 200 v. Chr. an für 120 oder 130 Jahre eine umfriedete Anlage stand, die mit kultischen Zwecken nicht viel zu tun hatte. Grubenhäuser und Erdkeller passen genausowenig zu heiligen Handlungen wie das Schmieden von Eisen, die Holzbearbeitung und das Töpfern, die nachweislich hier stattgefunden haben. Das Ganze macht vielmehr den Eindruck eines großzügigen Anwesens, dessen Bewohner vielleicht nicht nur, aber doch stark von Handwerk und Landwirtschaft lebten.

Frieder Klein hat gut daran getan, daß er seine Grabungsfläche nach Norden noch über das Schanzenareal hinaus ausdehnte. Denn dort stieß er auf weitere Siedlungsfunde. Rechteckhäuser und Gruben-

Grabungsstelle im Riedlinger Neubaugebiet «Klinge», wo in Etappen eine Viereckschanze und ein latènezeitliches Dorf untersucht werden. Am Horizont der Bussen.



häuser wurden dabei freigelegt, die eine Besiedlung des Geländes in der Frühlatènezeit (5. und 4. Jahrhundert) belegen. Die Schanze und ihre Vorgängeranlage waren also am Rande einer schon länger bestehenden Siedlung errichtet worden und sind offensichtlich in die Siedlungszusammenhänge eingebettet.

Beherrschende Gebäude

Zu ähnlich überraschenden neuen Befunden ist auch Rüdiger Krause vom Denkmalamt in Stuttgart gelangt, als er von 1989 bis 1992 eine Viereckschanze im Egertal bei Bopfingen-Flochberg ausgrub. Die Schanze, von der am Erdboden nichts mehr zu erkennen war, ist 1979 von Otto Braasch aus der Luft entdeckt worden. Sie misst 83 mal 73 m und zählt mit etwa 0,45 ha Fläche zu den kleineren Anlagen. Ihre Südwestecke ist beim Bau der Bundesstraße 29 zerstört worden. Der Graben war noch 4 m breit und 1,7 m tief. Das Tor liegt im Osten und besaß kein Torgebäude.

Zunächst hatte es den Anschein gehabt, als ob die Viereckschanze eines jener siedlungsfern gelegenen, umwallten Heiligtümer sei, als das man Viereckschanzen bisher betrachtet hatte. Denn das Egertal galt als siedlungsleer, obwohl hier eine alte Fern-



Mit dem Lehmabbau in der Lehmgrube von Schmiden konnten sich auch die Archäologen gefahrlos in die Tiefe arbeiten. In der Mitte, am Hang, der Brunnenschacht in der Viereckschanze. Frühjahr 1980.

straße vom mittleren Neckarland zum Ries durchführt. Der Grund für die angebliche Fundleere: Die prähistorischen Schichten waren meterhoch mit Auelehm zugedeckt und kamen erst bei der Ausgrabung zum Vorschein. Vorher nicht zu erkennen war deshalb auch ein großer Schuttfächer, den der Heidmühlbach von der Alb heruntergeschwemmt hatte. Auf diesem etwa 4,6 ha großen Schuttfächer lag, hochwasserfrei, die Siedlung. Von einem der heute trockenen Bacharme aus war damals Wasser in den Graben der Viereckschanze geleitet worden. Im Schanzenareal bei Bopfingen-Flochberg hoben sich als Befund die Spuren dreier Gebäude ab, die sich auf ungewöhnlich mächtige Pfosten gestützt hatten. Die Pfostenlöcher maßen einen Meter im Durchmesser und waren noch 1,2 m tief. Dem Tor gegenüber lag 11 m vom westlichen Wall entfernt das Zentralgebäude, das 16,5 mal 9,5 m groß war und auf der Eingangsseite im Osten einen Vorbau hatte. In der Nordostecke der Anlage fand sich ein ovaler, gut 40 Quadratmeter großer Sechs-Pfosten-Bau, und in der Südostecke stand einst auf vier Stützpfählern ein etwa 100 Quadratmeter großes quadratisches Gebäude, dessen aus Flechtwerk bestehende Außenwände abgerundete Ecken hatten. Der exakte Wandverlauf ließ sich an einem Gräbchen ablesen. Zwei von Türpfosten flankierte Eingänge, im Norden und im Osten, führten in das merkwürdige, aber für Viereckschanzen typische



Im Brunnenschacht, erkennbar an der grauen Verfüllung, der Viereckschanze von Fellbach-Schmiden war im unteren Teil die quadratische Holzverschalung noch vollständig erhalten.

Gebäude. Der Grundriß läßt sich sowohl zu einem turmartigen Bauwerk, auch zu einem Speicher, wie zu einem an spätere gallo-römische Umgangstempel erinnernden Gebäude rekonstruieren. Auf dem Schanzenareal ist noch ein Trio von Speicherbauten freigelegt worden, je zwölf Quadratmeter groß, vergleichsweise leichte Konstruktionen, von denen der mittlere Speicher einen Rampenvorbau besaß. Dieser Speicher hat sicher – für die beiden flankierenden ist das nicht nachweisbar – zur Innenbebauung der Viereckschanze gehört.

Den Ausgräbern und Bearbeitern fiel auf, daß die massiven, beherrschenden Innenbauten offenbar eine bauliche Einheit bilden und daß sie im Dreieck angeordnet sind. Dies war bei der Ehninger Schanze ebenso gewesen, wobei die Gebäude dort allerdings etwas kleiner dimensioniert waren: gegenüber dem Tor das Hauptgebäude, 6,5 mal 7 m groß mit vorgezogenem Dach über dem Eingang; rechter Hand ein knapp 30 Quadratmeter großes Haus und, links vom Tor in der Ecke, ein 60 Quadratmeter großer Bau mit abgerundeten Ecken und wohl ebenfalls Flechtwerkwänden; zwei Eingänge auch hier, allerdings gegenüberliegend, im Osten und Westen. In der Oberesslinger Schanze ein ähnliches Bild: linkerhand vom Tor in der Ecke ein großes 17 mal 8 m messendes Gebäude. Mehr hatte man in Oberesslingen nicht freigelegt. In Riedlingen ist die Dreierheit der Gebäude etwas anders angeordnet, doch mag sich das Bild ändern, wenn in diesem Herbst ein 20 m breiter Geländestreifen aufgedeckt wird: Möglicherweise liegen die exakten Entsprechungen im Südosten und Nordosten gerade in dieser Fläche.

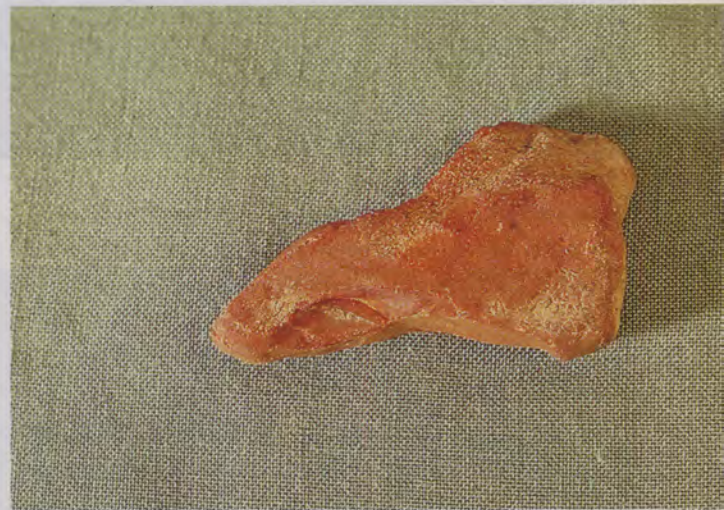
Verblüffend ist nicht nur die «standardisierte» Verteilung der Gebäude im Schanzenareal, sondern auch, daß sie in Ehningen wie in Bopfingen und nun in Riedlingen in ihrer Orientierung leicht aus der Flucht von Wall und Graben abweichen, ohne daß dafür ein plausibler Grund zu erkennen ist. In Ehningen und Riedlingen weist die Achse des Hauptgebäudes genau auf das Tor, in Bopfingen jedoch nicht. Selbst zu den Bopfinger Speichergebäuden gibt es in Ehningen Parallelen. Es scheint also ein einheitliches Bauschema gegeben zu haben.

Ein Quadrathof als Vorläufer

Auf dem Areal der Bopfinger Viereckschanze legten die Archäologen noch eine Menge von Pfostenlöchern frei, die zu einer Vielzahl anderer Gebäude gehört haben. Diese weichen jedoch in Konstruktion und Orientierung ab und waren wohl bei Anlegung der Viereckschanze aufgegeben worden.

Auch außerhalb der Schanze – Rüdiger Krause hat nördlich und östlich davon eine größere Fläche für das geplante Industriegebiet untersucht – kamen unzählige Siedlungsspuren zutage. Grundrisse von mindestens 130 Gebäuden verschiedener Zeitstufen lassen sich aus den unzähligen Pfostenlöchern zusammensetzen. Schwierig oder gar unmöglich ist es, für jedes eine genaue Datierung anzugeben. Es fehlt an ausreichenden Begleitfunden, die zeitlich einzuordnen sind. In groben Zügen läßt sich aber doch ein Bild des Siedlungsablaufs in der Latènezeit zeichnen.

Die frühesten datierbaren Spuren gehören der Frühlatènezeit an. Dazu zählen unter anderem drei Grubenhäuser in einem Dorf, das sich an einen Wasserarm des Heidmühlbachs bei Bopfingen-Flochberg anlehnte. Letztlich nicht gesichert ist, ob



Ein Stück Rohbernstein von der Ostsee, gefunden in der Viereckschanze von Tomerdingen, zeigt die weitläufigen Beziehungen der latènezeitlichen Bewohner.



Eine der beiden spätkeltischen Holzplastiken aus dem Brunnen der Viereckschanze von Schmidn, in Fundlage. Der Hirsch ist das Wappentier des Esus, einem der drei obersten Keltengötter.



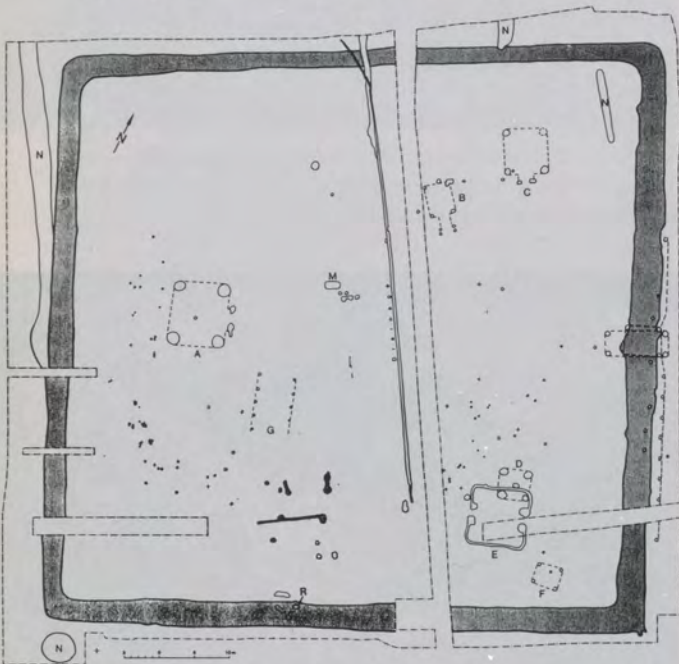
Der Grundriß des Gebäudes mit den großen Pfostenlöchern und dem Wandgräbchen mit abgerundeten Ecken, das in der Südostecke der Viereckschanze von Ehningen bei Böblingen entdeckt wurde, hat sich schon in der obersten Schicht abgezeichnet.

dieses Dorf bereits mit einem großen Zaun umgeben war, der an mehreren Stellen Durchgänge zum Bach und im Süden ein Tor mit einem 6 mal 4 m großen Torgebäude besaß. Der eiförmige Zaunring begrenzte eine 1,5 ha große Siedlungsfläche, in de-

ren Mitte die Archäologen einen großen Langbau entdeckten, der die beachtlichen Maße von 6 mal 35 m aufwies. Sein Dachfirst ruhte auf mächtigen Holzpfeuern, die in der Längsachse des Hauses standen.

Der Großbau verlor seine Funktion und wurde abgerissen, als – vermutlich mit Beginn der Mittellatènezeit – um das Zentralgebäude herum und etwas nach Norden verschoben eine ganz neuartige Anlage entstand und wohl seine Aufgabe übernahm. Das neuartige quadratische Anwesen war mit einem starken Zaun eingefriedet, hatte Kantenlängen von 50 m und einen Eingang im Süden. Elf Gebäudegrundrisse sind in seinem Innern nachgewiesen, die jedoch nicht alle der gleichen Zeit angehören. Die exakte Ausrichtung von einigen deutet jedoch auf eine Zugehörigkeit zu dieser Quadratanlage hin. Rüdiger Krause und Günther Wieland nennen sie einen *Quadrathof*.

Sicher hat es auch in Riedlingen und Ehningen solch einen zaunumgebenen Hof gegeben, der dort dann, wegen seiner anderen Form, Rechteckhof heißen muß: An der Nordwestseite des Grabens ist in Riedlingen eine Zaunreihe festgestellt worden. In Ehningen liegt ein Zaun an der östlichen Grabenseite und ist auf eine Länge von 43 m nachgewiesen. Der Rest der Zaunreihen um den Rechteckhof ist an beiden Orten vermutlich bei der Anlage der Viereckschanze zerstört worden. Zu diesem Rechteckhof haben wohl die älteren Bauphasen der In-



Grundrißzeichnung der Viereckschanze von Ehningen mit den Hausgrundrissen A–F und G(?). Die Gebäude D und F gehören sicher der ersten Bauphase an. Rechts das Torgebäude und die Zaunlinie der Vorgängeranlage. Der Graben ist gestrichelt. Quer durch die Schanze verläuft eine neuzeitliche Störung.

nenbebauung gehört: In Ehningen die des Torgebäudes und in Riedlingen die früheste Phase beim Hauptgebäude, beim großen Bauwerk im Süden und bei Grubenhäusern.

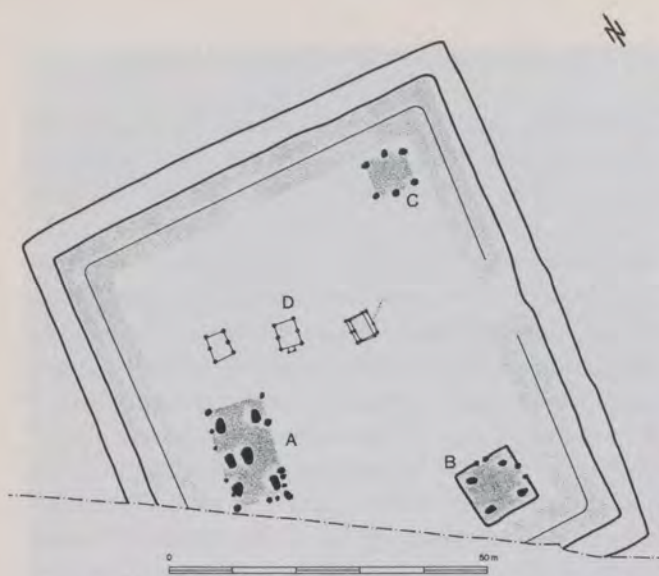
In Bopfingen überlagern sich Quadrathof und nachfolgende Viereckschanze glücklicherweise nur an einer Ecke, auf etwa 10 m. Die Überschneidung läßt dabei erkennen, daß die doppelt so große Schanze den Quadrathof ablöste. Nicht nur die Größenverhältnisse, sondern auch die gleiche Orientierung beider Anlagen, möglicherweise auch Ähnlichkeiten in der Innenbebauung, lassen den Schluß auf eine funktionale Nachfolge zu. Im Süden ist die Schanze über den alten Dorfzaun hinausgebaut, ihn in diesem Bereich ersetzend. Gleichzeitig, noch in der mittleren Latènezeit (LT C), glaubt Rüdiger Krause, ist auch das Dorf um etwa 30 m nach Osten erweitert worden. Der neue Zaunabschnitt orientiert sich an der Südostecke der Viereckschanze, so wie eine kleine Erweiterung im Norden an die Nordwestecke anschließt. Die Viereckschanze ist also im Südwesten bewußt in die Siedlung integriert worden. Ihr Tor ist deutlich zum Dorf hin orientiert.

Viereckschanzen am Rande ländlicher Siedlungen

Den jungen Archäologen ist besonders der Zusammenhang der Viereckschanze mit der Siedlung wichtig. Dies ist, sieht man von Riedlingen ab, nirgendwo so deutlich geworden wie hier. Freilich hatte man auch bisher nicht darauf geachtet. Denn aus dem Umkreis von Viereckschanzen sind schon lange viele Lesefunde bekannt, die auf eine Siedlung hindeuten: Gläserne Armringe und Ringperlen, Fibeln und Schmucknadeln, Handmühlen, Spinnwirtel und Webgewichte, ein Bronzeglöckchen und allerlei Werkzeug für die Eisen- und Holzbearbeitung sowie natürlich viele Keramikscherben sind darunter. Schon bei Einsiedel hatte Gerhard Bersu 1911 den Verdacht, daß die Viereckschanze auf einem Siedlungsareal angelegt worden sei. In Oberesslingen stieß man auf Kulturschichten, auf Stücke gebrannten Hüttenlehms und Holzkohle. In Tomerdingen fanden sich Siedlungsspuren der Mittel- und Spätlatènezeit in weitem Umkreis um die Schanze sowie in ihr und unter dem Wall begraben. Die Funde in Schmidlen, die im Schacht und in der Grabenfüllung zum Vorschein



Von der Bundesstraße 29 (linker Bildrand) beschritten wird das Grabenwerk der Viereckschanze von Bopfingen. Der Graben in der oberen Bildhälfte ist bereits untersucht. An den großen Pfostenlöchern sind die drei Hauptgebäude in der Schanze erkennbar. Aus dem Gewirr der vielen kleineren Pfostenlöcher im Mittelgrund, die sich auf der hellen Fläche gut abzeichnen, sticht der Grundriß des langrechteckigen Gemeinschaftshauses hervor.



Grundrißzeichnung der Viereckschanze von Bopfingen mit den Gebäuden A–D. Hausgrundrisse und Fläche des Walls sind gerastert.

kamen, Tierknochen, angeziegelter Lehm von Herdstellen, Keramik und Fibeln, weisen ebenfalls auf eine Siedlung hin.

Was die zeitliche Einordnung anbetrifft, die erst durch datierende Funde möglich wird, so existierten die Siedlungen in der Mittellatène- und Spätlatènezeit (LT C und D), also im Zeitraum zwischen etwa 250 und 70 v. Chr. Aus Schmiden liegt das einzige absolute, jahrgenaue Datum vor: 123 v. Chr., am Beginn der Spätlatènezeit. Es wurde durch eine dendrochronologische Auswertung der im Brunenschacht gefundenen Hölzer ermittelt.

Der Wechsel von der ausgehenden Frühlatènezeit (LT B) zur mittleren Latènezeit stellt sich archäolo-

gisch als Zäsur dar. Siedlungen finden plötzlich ihr Ende, die Bestattungsart ändert sich. Man hat dies mit den Keltenzügen seit Beginn des 4. Jahrhunderts und dem Auslaufen der keltischen Expansion im 3. Jahrhundert in Verbindung gebracht, die wohl nicht ohne Rückwirkungen auf das Stammland der Kelten geblieben sind. Sie werden einen deutlichen Bevölkerungsrückgang und gesellschaftliche Veränderungen ausgelöst haben. Aus der Gemeinschaft der in der Heimat Gebliebenen und aus dem Kreis der an Erfahrung und Beute reichen Rückkehrer hat sich eine Oberschicht gebildet, die auf lokaler Ebene die Führung übernahm. Mit ihr entstehen in Riedlingen und Bopfingen, wohl auch in Ehningen und anderwärts, wie weitere Siedlungsgrabungen sicher zeigen werden, in der Mittellatènezeit jene Viereckshöfe. Ziemlich unvermittelt, will man nicht die viereckigen, eingezäunten und grabenumgebenen späthallstattzeitlichen Herrenhöfe als Vorbilder sehen, die in Bayern entdeckt worden sind. Ihre Verbreitung endete freilich räumlich am Ries, und zeitlich reichen sie nicht in die Latènezeit hinein. Die Zaun-, Wall- und Grabenwerke, wie sie etwa aus dem Bereich Landshut bekannt wurden, schützten Wohn- und Wirtschaftsgebäude eines aus der breiten Bevölkerung herausgehobenen Personenkreises. Auch die latènezeitlichen Vorgänger der Viereckschanzen, ob Quadrat- oder Rechteckhof, werden als Wirtschaftshöfe angesehen. Ist es nicht naheliegend, in ihnen das Anwesen des reichsten Bauern im Dorf zu erblicken?

Die Landwirtschaft wird wohl nicht allein die Grundlage von wachsendem Wohlstand und Anse-



Dunkle Pfostenlöcher lassen den Grundriß des langgestreckten großen Hauses in der Latènesiedlung von Bopfingen erkennen. Am Bildrand links der Graben der Viereckschanze. Im Hintergrund die Burgruine Flochberg.

Rekonstruktions-
zeichnung eines spät-
hallstattzeitlichen
Herrenhofes in Bay-
ern, der mit Zaun
und Gräben umgeben
ist. Ein Vorbild für
die Viereckschanzen?

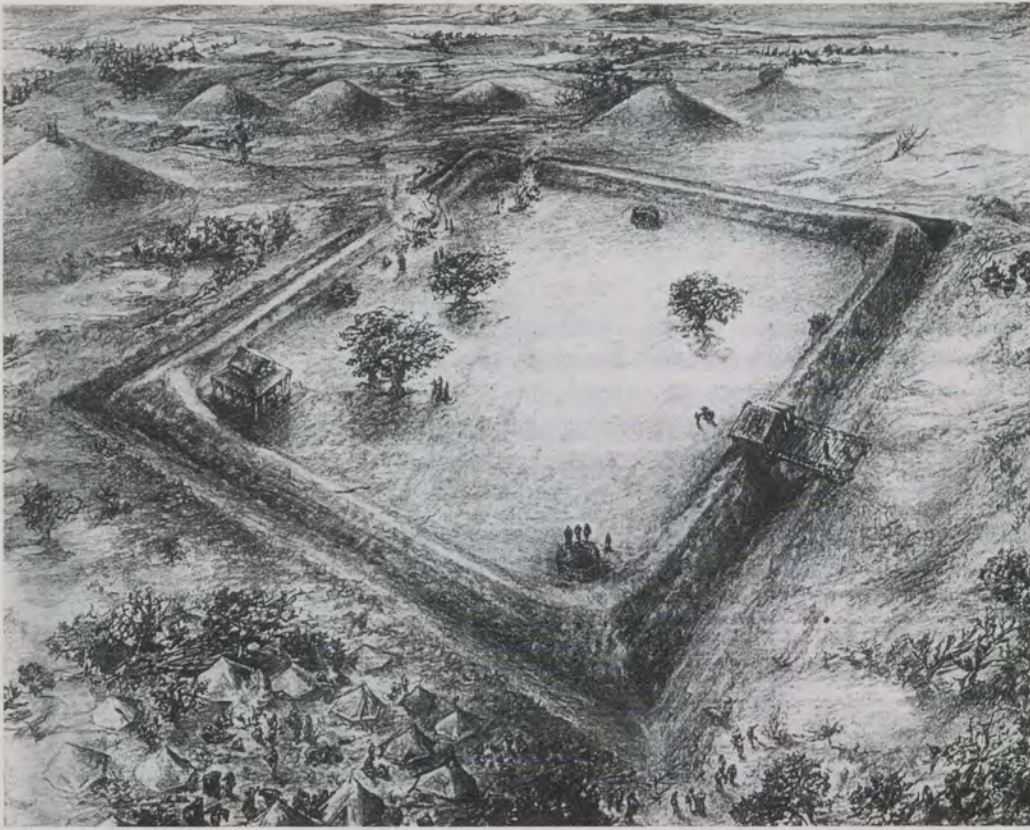


hen gewesen sein, die bald dazu führten, einen größeren, einen besser geschützten Hof zu errichten – die mit Wall und Graben umgebene Viereckschanze. Denkbar ist neben politischen Funktionen auch der Handel als Quelle des Reichtums. So lassen sich anhand von Funden qualitativ hochwertiger Keramik in den Viereckschanzen Beziehungen in die Ferne erschließen. Neben sicher örtlich hergestellter Grobkeramik und Kammstrichware fanden die Ar-

chäologen in Schmiden zum Beispiel ein bemaltes, tonnenförmiges Gefäß, zu dem es in Yverdon-les-Bains, im Schweizer Waadtland, ein genaues Gegenstück und in Basel vergleichbare Scherben gibt. Auch in Ehningen und Heiligkreuztal sind feine Importwaren aufgetaucht. Die Graphittonkeramik, die in Heiligkreuztal und Tomerdingen, in Ehningen, Schmiden und Gerichtstetten gefunden wurde, ist aus der Gegend von Passau eingeführt worden.



Der Grabungsplan von Bopfingen mit den wichtigsten Befunden, Stand 1991: dem eiförmigen Dorfzaun (A) und seiner Erweiterung (B), dem Quadrathof (C), in der noch nicht ausgegrabenen Fläche gestrichelt ergänzt, der Viereckschanze (D), die unten durch die Trasse der B 29 gekappt ist. Durch die Schanze läuft quer ein damals schon trockengelegter Bacharm (gerastert). Schwarz eingetragen sind die Pfostenlöcher der drei Massibauten in der Viereckschanze, die Pfosten des Quadrathofs und der Zaungraben um die Siedlung. Am linken Rand liegt ein damals noch wasserführender Bachlauf (gerastert).



Traditionelle Rekonstruktionszeichnung einer keltischen Viereckschanze als Heiligtum mit Kultschacht (vorne und oben) und Tempel (links). Im Hintergrund Grabhügel.

Die importierte Qualitätskeramik ist freilich kein extremer Luxusartikel, wie er bei einem Hallstattfürsten zu finden wäre, allerdings auch kein Bauerngeschirr – eben gediegener Komfort einer besergestellten Schicht.

Adelssitz und Mehrzweckhalle

Reichtum paart sich mit Macht und Herrschaft. So verknüpft sich privates und öffentliches Leben. Der Herr, der die Viereckschanze bauen ließ, schuf hier auch Platz für öffentliche Belange, für politische Versammlungen, für die Rechtsprechung, die ihm vermutlich über die rund 200 Dorfbewohner oblag, für die kommunale Vorratshaltung wichtiger Güter. Rüdiger Krause denkt an einen *Stapelplatz* für die Gemeinschaft, kann sich das stabile Bauwerk in der Südostecke gut als Speicherbau vorstellen. Das Zentralgebäude gilt ihm weniger als Wohnsitz denn als Versammlungssaal, als Mehrzweckhalle.

Die Viereckschanze lag zwar am Rande des Dorfes, war aber der Mittelpunkt der ländlichen Siedlung in der Latènezeit. Cäsar erwähnt in seinem *Gallischen Krieg*, die Helvetier – also der Keltenstamm, der hier in der Spätlatènezeit siedelte, ehe er in die Schweiz fortzog – hätten zwölf *Oppida*, also große stadtdähnliche Siedlungen, rund 400 Dörfer und

noch Einzelgehöfte. Um eines dieser 400 Dörfer mit seinem Dorfherrensitz geht es ganz offensichtlich bei der Ausgrabung in Bopfingen und in Riedlingen. Cäsar nennt weiter zwei bevorrechtigte Stände bei den Kelten: die Druiden und die Ritter. Das ist die Oberschicht, die in den Viereckschanzen ihre Lebensgrundlage fand, gewohnt und amtiert hat. Der Sitz des Dorfherrn, im Mittelalter könnte man ihn den Ortsadeligen nennen, war Mittelpunkt der Verwaltung und Rechtsprechung in der Region, Unterzentrum im Hinblick auf die Stammesvororte *Oppida*, die, stärker befestigt, auf den Höhen lagen. Für kleinere Notfälle bot die Viereckschanze nicht nur dem Dorfherrn, sondern auch seiner dörflichen Klientel einen gewissen Schutz. Stellt man sich vor, daß auf dem Wall noch eine Palisade angebracht war, deren Spuren sich nirgendwo erhalten konnten, so entsteht zusammen mit dem Graben ein haushohes, abweisendes Hindernis, das nicht so leicht überwunden werden konnte. Die verschleiften Wälle und die aufgefüllten Gräben vermitteln heute ein völlig falsches, viel zu harmloses Bild von der einstigen Wehrhaftigkeit der Anlage.

Zum öffentlichen Leben gehören auch Feste und kultische Feiern. Daß es einen Tempel, ein zu Kultzwecken genutztes Gebäude in der Viereckschanze gegeben haben könnte, wird man nicht

ausschließen wollen. Jeder römische Gutshof hatte einen Tempel, und das Bauernhaus in «frommen» Gegenden hat noch heute seinen Herrgottswinkel. Religion gehört zum Leben; und Politik und Religion gehen Hand in Hand. Die Trennung von Staat und Kirche ist erst ein Ergebnis der Neuzeit. Mit der Annahme eines Kultgebäudes – zu denken wäre etwa an das in der Südostecke gelegene Bauwerk – schließt sich gedanklich der Kreis. Freilich, als keltische Heiligtümer wird man die Viereckschanzen nun nicht mehr allein oder auch nur überwiegend bezeichnen wollen. Aus den Irrungen und Wirrungen der Forschungsgeschichte haben die jungen Archäologen gelernt, vorsichtig zu sein. Sie wollen nicht ausschließen, daß es andere, vielleicht auch stärker kultisch geprägte Viereckschanzen gibt als jene, die sie ausgegraben haben. *Es ist eine der Möglichkeiten, womöglich gibt es unterschiedliche Typen mit anderer Gewichtung der Funktionen*, sagt Rüdiger Krause. Schließlich sind im Lande noch nicht einmal drei Prozent aller Viereckschanzen gründlich und sorgfältig untersucht worden. Vom Siedlungsumfeld weiß man gar erst in zwei Fällen Näheres. Das läßt noch Raum für manche Überraschung.



Rot und schwarz bemaltes, tonnenförmiges Keramikgefäß der Oberklasse aus der Viereckschanze in Fellbach-Schmiden. Höhe 23,5 Zentimeter.



Randstücke eines groben mit Kammstrichen verzierten Keramiktopfes; Bopfingen.



Noch 1,3 Meter tief ist der Spitzgraben der Bopfinger Viereckschanze an dieser Stelle. Das Profil zeigt die verschiedenen Einfüllschichten.

Gabriele Kreuzberger Die alten Bosch-Gebäude – Vom Abriß bedrohte Stuttgarter Kulturdenkmale

In Stuttgarts Mitte, in der Breitscheidstraße, gleich gegenüber der Liederhalle und dem neuen Kultur- und Kongreßzentrum, befindet sich das ehemalige Bosch-Areal. Dort hatte die Firma Bosch jahrzehntelang ihren Stammsitz, bevor sie 1970 die Hauptverwaltung nach Gerlingen verlegte. Nachdem nun das Regierungspräsidium, das daraufhin die Gebäude genutzt hatte, sein neues Domizil in Stuttgart-Vaihingen bezogen hat, soll über die Zukunft der nun leerstehenden Bauten endgültig entschieden werden.

Dabei gehen die Meinungen weit auseinander: während das Land sowie Teile des Stuttgarter Gemeinderats mit dem Oberbürgermeister an der Spitze für einen kompromißlosen Abbruch der denkmalgeschützten Bauten stimmen und sie als *altes Gerümpel* (OB Manfred Rommel) bezeichnen, kämpfen Denkmalschützer um den Erhalt der zwischen 1905 und 1913 entstandenen, künstlerisch, kultur- und heimatgeschichtlich wertvollen Gebäude.

Die Einschätzung von Fabrikgebäuden als *altes Gerümpel*, als häßliche, wertlose Bauten hat eine lange Tradition. Schon in Charles Dickens *Harte Zeiten* taucht immer wieder das Bild der trostlosen, grauen und verrußten Fabrik auf. Diese Darstellung mochte auf die erste Phase der Industrialisierung, vor allem für Gebiete mit Schwerindustrie, zutreffen. Stuttgarts Industrialisierung setzte jedoch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und damit im Weltvergleich sehr spät richtig ein. Die durchaus gängigen, immer noch anzutreffenden Vorstellungen vom ästhetisch und künstlerisch wertlosen Fabrikbau entsprechen damit nicht den tatsächlichen Gegebenheiten. Zwar waren Fabrikbauten immer in erster Linie Zweckbauten, aber in einer Zeit, in der es noch kein Fernsehen, kein Radio und keine bunten Plakatwände gab, waren sie auch wichtige Werbeträger eines Unternehmens. So war schon aus diesem Grund ein allzu häßliches, abstoßendes Äußeres für die Fabrikbauten nicht



Das Bosch-Areal und Umgebung 1925. Im Vordergrund der langgestreckte Bau der alten Liederhalle, rechts der Hoppelau-Friedhof und die Reithalle.

ratsam. Wenn nun zudem – wie in Stuttgart – die meisten Fabriken nicht in eigens angelegten Industriegebieten, sondern innerhalb des eigentlichen Stadtbezirkes in trauter Nachbarschaft zu Wohnhäusern, Schulen, Ladengeschäften und Verwaltungsbauten zu stehen kamen, so hatte auch die Stadtverwaltung ein Auge darauf, daß das Erscheinungsbild der Stadt nicht durch «häßliche» Fabrikbauten gestört wurde, und erließ entsprechende Vorschriften.

Einfluß der amtlichen Vorschriften

Verschiedene Gesetze und Verordnungen nahmen – und nehmen heute noch – direkt oder indirekt Einfluß auf Standort, Stellung, äußere und innere Gestalt eines Bauwerks. Für die Fabrikbauten des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts war neben der Württembergischen Bauordnung, dem Ortsbaustatut der Stadt Stuttgart sowie der Bau- und Feuerpolizeiordnung auch noch die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich von Relevanz.

Letztere wurde 1871 erlassen und war aufgrund ihrer Definition der *lästigen Anlagen* wichtig für alle

Fabrikbetriebe. In ihr wurden in § 16 diejenigen gewerblichen Anlagen aufgenommen, die einer besonderen Genehmigung bedurften, deren Errichtung die Behörden also verhindern oder stark einschränken konnten. Es ging darin vor allem um solche Fabriken, die sehr feuer- oder explosionsgefährliche Stoffe verarbeiteten oder aber durch ihre Emissionen die Umgebung belästigten. Deshalb verlegten viele Firmen, die unter diesen Paragraphen fielen, zumindest den Teil ihrer Produktion, der als «lästig» galt, in umliegende Orte wie z. B. Feuerbach, Cannstatt und Untertürkheim oder gründeten von vornherein dort ihr Unternehmen.

Auf das Aussehen der Gebäude nahm am stärksten das Ortsbaustatut der Stadt Stuttgart Einfluß. 1874 erstmals in Kraft getreten, wurde es in den folgenden Jahrzehnten immer wieder überarbeitet und den neuen Bauentwicklungen angepaßt. In ihm wurde der Abstand der Gebäude voneinander ebenso festgelegt wie Gebäudehöhe und -länge oder Dachneigung. Bestimmte Straßen wurden als Hauptstraßen definiert, die Gebäude dort mußten *der Bedeutung der Straßen und Plätze entsprechen und eine angemessene architektonische Ausbildung zeigen* (§ 54). Daß diese Verordnungen nicht nur auf dem



Das Bosch-Areal und Umgebung heute. Im Vordergrund das Kultur- und Kongreßzentrum Liederhalle, rechts daneben das Max-Kade-Studentenwohnheim und der Hoppenlau-Friedhof.



Die Bauten entlang der Forst- und Seidenstraße, Bau 17, 18 und 19, um 1911. Der Eckbau hat heute eine andere Fassade.

Papier standen, sondern durchaus angewendet wurden, zeigen die Fälle, in denen die Bauerlaubnis verweigert wurde, weil die Fassadengestaltung nicht den Vorstellungen der Bauschau entsprach.

Auch die Bauten der Firma Bosch lagen an Hauptstraßen und mußten somit eine entsprechende Fassadengestaltung zeigen. Es handelt sich dabei durchweg um mehrstöckige Gebäude – schon seit 1874 durften aus Repräsentationsgründen keine einstöckigen Vordergebäude mehr im Stadtgebiet errichtet werden.

Nicht alle Branchen konnten in mehrgeschossigen Gebäuden produzieren. Durch die Geschoßbauweise konnte zwar der teure Grund und Boden besser genutzt werden, die Produktionsmaschinen durften mit Rücksicht auf die Tragfähigkeit der Wände und Decken jedoch nicht zu schwer sein, und der Transport innerhalb eines Gebäudes und zwischen den verschiedenen Gebäuden wurde erschwert. Deshalb wurden fast alle Gebäude auf dem Boschareal miteinander durch mehrgeschossige Übergänge verbunden.

Die Robert Bosch GmbH – Stuttgarts erstes Eisenbetongebäude: Hoppenlaustraße 11

Das Unternehmen mit Weltgeltung gründete Robert Bosch 1886 als *Werkstätte für Feinmechanik und Elektrotechnik* in einem Hintergebäude in der Rotebühlstraße im Stuttgarter Westen. Zunächst richtete er Telefone und Haustelegrafen ein und reparierte und installierte elektrische Apparate. Außerdem wurde an der Entwicklung einer zuverlässig funktionierenden Zündung für die neuentwickelten Gas-, später auch Benzinmotoren gearbeitet. Seit 1897 liefen Versuche zum Einsatz der bereits verbesserten Zünder im Fahrzeugbau, und 1901 gelang es dem bei Bosch beschäftigten Ingenieur Gottlob Honold, mit dem Hochspannungs-Magnetzünder ein den Anforderungen entsprechendes Produkt zu schaffen. Nachdem sich die Magnetzünder im Automobilbau durchgesetzt hatten, konnte die Firma enorme Zuwachszahlen verzeichnen. 1906 waren 100 000, 1910 schon 500 000 Magnetzünder gefertigt worden. 1909 reichte der Raum in Stuttgart nicht mehr aus, das Metallwerk, das viel Platz benötigte

Das erste eigene Gebäude Robert Boschs in der Hoppenlaustraße 11 (Bau 11). Es wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.



und auch als *lästige Anlage* im Sinne von § 16 der Gewerbeordnung galt, wurde nach Feuerbach verlegt. In den USA wurde von der 1906 gegründeten Tochtergesellschaft Bosch Magneto Company ein Zweigwerk in Springfield eröffnet. Außer Magnetzündern wurden seit 1913 komplette elektrische Kraftfahrzeuganlagen von der Firma Bosch gefertigt. 1917 wurde das Unternehmen in eine AG, 1937 in eine GmbH umgewandelt.

Der Platz in der Rotebühlstraße war für den anwachsenden Betrieb natürlich rasch zu klein geworden. Deshalb erwarb Robert Bosch nach mehreren Umzügen 1900 ein Haus an der Militärstraße, der heutigen Breitscheidstraße. Dabei hatte er es besonders auf den dazugehörigen großen, gegen die Hoppenlaustraße gelegenen Garten abgesehen. Dort ließ er sein erstes eigenes Gebäude errichten. Später wurden auch noch die Grundstücke der benachbarten Tragantwarenfabrik Cartheuser, der früheren Rahmen- und Goldleistenfabrik H. Heller sowie mehrere Wohnhäuser aufgekauft. Die alten Fabrik- und Wohngebäude wurden nach und nach abgebrochen und an ihrer Stelle moderne Produktionsgebäude errichtet. In der darauffolgenden Zeit,

vor allem in den zwanziger Jahren, wurde das Betriebsgelände weiter ausgedehnt, so daß schließlich fast das ganze Areal zwischen Hoppenlau-, Forst-, Seiden- und Militärstraße der Firma Robert Bosch gehörte. Die Anlagen wurden im Zweiten Weltkrieg teilweise zerstört, aber einige der noch stehenden Gebäude sind fast unbeschädigt erhalten.

Robert Boschs erstes eigenes Fabrikgebäude in der Hoppenlaustraße wurde von den Architekten Beisbarth & Früh entworfen. Wie bei den späteren Gebäuden nahm auch hier der Bauherr selbst starken Einfluß, da ihm an großen, luftigen und hellen Arbeitsräumen gelegen war. Der Neubau war 18,74 m lang, 14,32 m bis 21,82 m tief und drei bis vier Stockwerke hoch. Dem unregelmäßigen Verlauf der Grundstücksgrenzen wurde in der Grundrißform, einem unregelmäßigen Fünfeck mit seitlichem Anbau, Rechnung getragen. Der Plan wurde am 22. Juni 1900 genehmigt, kurz darauf folgte jedoch ein Änderungsgesuch: Der Neubau sollte nicht mehr traditionell als Eisenkonstruktion mit gemauerten Wänden, sondern ganz aus Eisenbeton errichtet werden. Für dieses neue Bauverfahren forderte die Genehmigungsbehörde umfangreiche statische Be-

rechnungen, erlaubte den Bau dann jedoch am 11. Januar 1901. Dieses Gebäude, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde und auf dessen Platz sich heute das Kultur- und Kongreßzentrum erhebt, galt als erstes Eisenbetongebäude Stuttgarts. Eine Vormauerung aus Backstein und Werkstein ließen diese Besonderheit aber nach außen nicht sichtbar werden.

Was die Fassadendetails betraf, stand das Gebäude noch in der Tradition der historisierenden Bauten, wie sie um 1900 üblich waren. Die gegen die Hoppenlaustraße gelegene Hauptansicht war asymmetrisch gegliedert und zeigte einen dreiachsigen, viergeschossigen Bau mit einem fünfgeschossigen Treppenhaus- und Abortturmanbau an der linken Seite. Die Fassade war vollständig mit hellem, glattem Werkstein verkleidet, die Nebenseiten bestanden aus hellem Backstein. Ein unterschiedlich hohes, ziegelgedecktes Walmdach mit Plattform schloß den Bau nach oben ab.

Optisch paßte sich das Gebäude an seine Umgebung an und nahm, wie eine alte Aufnahme zeigt, die Gliederung eines benachbarten, älteren Hauses auf. Letzteres besaß gegen die Straße und gegen die Fabrik offene, mit verzierten Rundbögen versehene Loggien. Dieses System von schmalen Stützen und breiten Öffnungen wurde auch beim Boschbau angewandt, wobei die tieferliegenden Brüstungsfelder der Fenster mit einem durchbrochenen Muster bedeckt wurden, das an ein Geländer erinnert. Genutzt wurde das Haus als Werkstätte, Fabrik, Lager und Büro; im Dachgeschoß befand sich außerdem noch eine kleine Wohnung für den Hausmeister.

Die umfangreichen Erweiterungsbauten der Firma Bosch in den folgenden Jahren wurden allesamt von der renommierten Architektengemeinschaft Heim & Früh entworfen, von denen z. B. auch der Wilhelmsbau stammte, und bestanden ganz aus Eisenbeton. Sämtliche Bauten besaßen Souterrainräume, die über breite Lichtschächte belichtet wurden. Alle Gebäude wurden über ein Ventilationssystem belüftet, bei dem die verbrauchte Luft mittels einer Ventilation vom Treppenhaus abgesaugt und die frische Luft über Kanäle direkt von draußen in die Arbeitsräume geleitet wurde. Sämtliche Fabrikationsgebäude waren zur Herstellung von elektrischen Zündapparaten errichtet.

*Stuttgart, Breitscheidstraße 4 a –
ältestes noch aufrechtes Eisenbetongebäude des Landes*

1905 wurde ein schlichtes Hintergebäude ganz aus Eisenbeton errichtet (Breitscheidstraße 4a). Es ähnelte dem Magazin- und Werkstättengebäude, das



Bau 15, Breitscheidstraße 4: Das ehemalige Verwaltungsgebäude mit Sichtbetonfassade. Es hat sich wie der danebenstehende Bau 16 bis heute kaum verändert.

die Firma Daimler 1904 in Untertürkheim hatte erstellen lassen und das aufgrund seiner schmucklosen Eisenbetonkonstruktion große Beachtung in Bauzeitschriften gefunden hatte. Während der Daimler-Bau heute nicht mehr existiert, steht jener in der Breitscheidstraße noch und ist damit wohl das älteste noch existierende Eisenbetongebäude Baden-Württembergs.

Der ehemalige Bau 14 ist gegen die Breitscheidstraße 15,60 m lang und 48,70–58,00 m tief. Das dreigeschossige Gebäude mit Flachdach und satteldachförmigen Oberlichtern zeichnete sich einst durch eine schmucklose, verputzte Fassade mit großen, durch gleichmäßige Sprossierung gegliederten Fensterflächen zwischen schmalen Wandflächen aus. Auch die großen Türen, die an mehreren Stellen ins Innere führten, waren verglast, so daß der Innenraum genügend Licht gewinnen konnte.

Heute zeigt sich der Bau 14 verändert: Die Übergänge sind verschwunden, da die einstmals damit verbundenen Gebäude auch nicht mehr vorhanden sind. Die Fenster wurden modernisiert, so daß jetzt die Sprossierungen fehlen, die dem Bau eine gewisse Feingliederung gaben und im Grunde genommen sein einziger Schmuck waren.

Forststraße 7 – «vorbildlicher» städtischer Fabrikbau

Der nächste große Neubau erfolgte 1909 in der Forststraße 7. Dort wurde ein 22,00 m langes und 22,00 m tiefes, viergeschossiges Fabrikgebäude mit einem 17,00 m langen und 43,61 m tiefen Flügelanbau errichtet und durch einen Verbindungsgang mit dem bestehenden Bau 14 verbunden. Da die nach dem Ortsbaustatut zulässige Gebäudehöhe überschritten wurde, war dafür eine besondere Genehmigung nötig.

Der Bau zeigte in seiner Fassadengestaltung verschiedene Einflüsse: zum einen von der Stilbewegung (Jugendstil) mit weichen, geschwungenen Formen, zum anderen vom langsam aufkommenden Neoklassizismus mit einer streng symmetrischen Fassadengliederung. Gegen die Straße wurde das Gebäude achsensymmetrisch in drei Fensterachsen mit Vierlingsfenstern gegliedert. Die Mittelachse wurde durch einen Segmentbogen im dritten Stock und ein angedeutetes Zwerchhaus betont. Die beiden seitlichen Achsen wirkten optisch niedriger. Sie erhielten bereits im zweiten Stock einen zusammenfassenden Segmentbogen und darüber ein Fünflingsfenster mit ovalen Oberlichtern. Durch die Bauweise in Form von Eisenbetonskelett wurden die Mauern ganz auf schmale Wandpfeiler mit vorgelegten abgerundeten Lisenen und breite Fensterfelder reduziert. Die über die vertieften Brüstungsfelder hinweggeführten Fensterpfeiler verliehen im Verein mit den profilierten Mauerpfeilern dem Bau eine sehr starke vertikale Note. In dieser Betonung der senkrechten Linie, aber nicht im Material oder in irgendwelchen Architekturdetails, erinnerte das Bosch-Gebäude an Alfred Messels 1896 in Berlin errichtetes Kaufhaus Wertheim.

Die Brüstungsfelder enthielten teilweise geometrische Schmuckformen. Unter dem breit ausladenden, mit Kupfer verkleideten Kranzgesims wurden die beiden seitlichen Wandpfeiler durch geometrische Zierformen, die beiden mittleren durch weibliche Figurenköpfe geschmückt. Ein schiefergedecktes Mansardwalmdach mit ovalen, stehenden Dachfenstern über den Seitenachsen und einem Dachhäuschen mit geschwungenem Giebel über dem angedeuteten Zwerchhaus schloß das Gebäude nach oben ab.

Gegen die Straße war die gesamte Fassade mit Glausursteinen aus Ullersdorf am Queis in Schlesien verblendet und weiß ausgefugt. Diese Art von Verblendern hatte sich bereits im Hamburger Fabrikbau bewährt. Sie verschmutzten nicht so schnell und waren leicht zu reinigen. Es handelte sich dabei um sogenannte «grès flammés» mit unregelmäßiger Färbung, deren Farbspiel von dunkelrot bis lila ebenso wie der gesamte Neubau 1911 in einem umfangreichen Artikel in der Bauzeitschrift *Der Baumeister* gewürdigt wurde. So stand dort zu dem Neubau und dem wenig später erstellten Erweiterungsbau Ecke Forst-/Seidenstraße u. a. zu lesen: *Und diese neuen Häuser sind keineswegs bloß nüchterne Zweckmäßigkeitbauten; sie tragen vielmehr ihrer städtischen Lage und Umgebung vollkommen Rechnung. So ist der erste große Erweiterungsbau, dessen Erstellung mit der Zeit der württembergischen Bauausstellung 1908 zusammenfällt, architektonisch so glücklich gestaltet, daß er für den städtischen Fabrikbau dieser Art als vorbildlich bezeichnet werden kann.* Auch die *Architektonische Rundschau* brachte 1911 einige Fotografien der beispielhaften Bauten.

Die Nebenseiten waren verputzt und zeigten eine rein konstruktive Form mit großen Drillingsfenstern. Ein Zugang befand sich an der rechten Nebenseite. Er führte, vorbei an einem Portierzimmer, in den großen, durchgehenden Arbeitsraum im Erdgeschoß und in das Treppenhaus. Ein weiterer Eingang mit einem Treppenhaus lag an der Rückseite des Flügels. Dort zweigten auch die Übergänge zum benachbarten Bau 14 ab. Eine eiserne Nottreppe war an der rechten Nebenseite des Flügels gegen den Hof zu angebracht. Benachbart zu den Treppenhäusern, die mit einem Entlüftungsaufbau über Dach geführt waren, lagen jeweils ein Aufzug, Abort und Pissoirs.

Straßengebäude und Flügel bildeten in allen Stockwerken im Inneren einen großen, durchgehenden Saal, nur von einer Stützenreihe mit wuchtigen Pfeilern von oktogonalem Grundriß durchzogen, auf denen die Hohldeckenkonstruktion ruhte. Im Souterrain befanden sich ein Waschraum, mehrere Magazine, Heizung, Kohlenraum sowie ein unterirdischer Durchgang zum Nachbargebäude. Die Stockwerke darüber enthielten Arbeitssäle, der Dachstock wiederum Magazinräume.

Das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg teilweise zerstört und verändert wieder aufgebaut. Während sich Erdgeschoß und erster Stock noch in ihrem alten Bestand zeigen, verlor das zweite Stockwerk die Rundbögen der Fenster ebenso wie der dritte Stock die Fünflingsfenster mit den ovalen Oberlichtern. An die Stelle des prächtigen, ausla-

denden Kranzgesimses trat ein weiteres, verputztes Stockwerk, darüber ein sehr flaches Walmdach. Aber das irisierende Farbspiel der Fassadenverkleidung läßt sich auch heute noch gut beobachten.

Forststraße 9, ein vierflügeliges Gebäude

Etwas später wie der Bau 17, aber ebenfalls noch im Jahr 1909, wurde bereits das nächste Gebäude der Firma Bosch genehmigt. Es handelte sich um das daran anschließende Haus an der Ecke Forst- und Seidenstraße. Die beiden Straßen stoßen hier in einem spitzen Winkel von 75° zusammen.

Das vierflügelige Gebäude umschloß in seinem Inneren einen 50 qm großen Lichthof und maß gegen die Seidenstraße 37,85 m, gegen die Forststraße 27,90 m und zählte viereinhalb Geschosse. Seine Fassadengestaltung entsprach im großen und ganzen dem im selben Jahr begonnenen Bau 17, mit dem es durch einen mehrgeschossigen Übergang verbunden wurde. Gegen die beiden Straßenseiten wurden wiederum die Mittelachsen betont, wobei sie gegen die Forststraße ein breites Fensterfeld mit Fünflingsfenstern, gegen die Seidenstraße zwei Fensterfelder mit Vierlingsfenstern erhielt. Die Mittelachsen wurden hier nicht durch zusammenfassende Bögen nach oben abgeschlossen, sondern endeten in einem Zwerchhaus. Die seitlichen Achsen entsprachen dem anderen Gebäude, nur daß durch die größere Hauslänge jeweils zwei Achsen die Mittelachse flankierten. Die Mauerpfeiler bzw. die Lisenen waren ebenfalls profiliert, aber etwas flacher gehalten und an ihrem oberen Ende durchweg mit geometrischen Zierformen versehen. Das abschließende Mansardwalmdach war mit Biberschwänzen gedeckt. Wie beim Bau 17 saß es auf einem kupferverkleideten Kranzgesims auf. Dieses wurde an der Ecke rund geführt, wodurch der Eckpfeiler mehr Monumentalität gewann.

Der Eingang des Gebäudes befand sich an der linken Nebenseite und führte über einen Gang in den Arbeitssaal im Erdgeschoß sowie in das Treppenhaus. Treppenhaus, Abort und Pissoirs lagen hier in einem kleinen Flügel, abgetrennt von den Arbeitsräumen. Seitlich schloß sich ein Aufzug an. Die drei großen Flügel bildeten einen durchgehenden Raum, der wegen des Lichthofes nur eine Tiefe von ca. 9 m besaß und daher frei überspannt werden konnte. Der Lichthof erhielt über dem Erdgeschoß ein Glasdach, so daß er dort ebenfalls als Arbeitsraum genutzt werden konnte. Die Nutzung des Gebäudes entsprach in etwa dem von Bau 17.

Das Gebäude Ecke Forst- und Seidenstraße wurde im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt. An die

Stelle der farbigen Verblender trat ein einfacher, weiß gestrichener Verputz. In der Grundform läßt sich der ursprüngliche Bau dahinter jedoch immer noch erkennen.

*Breitscheidstraße 6,
eine neoklassizistische Sichtbetonfassade*

Am 22. April 1910 wurde an der Militärstraße (Breitscheidstraße 6) der Bau eines 19,00 m langen und 58,20 bis 62,18 m tiefen, fünfgeschossigen Fabrikgebäudes genehmigt. Zunächst sollte die Fassade den bestehenden Gebäuden an der Forst- und Seidenstraße gleichen und ebenfalls mit glasierten Verblendern verkleidet werden. 1912 – das benachbarte Verwaltungsgebäude befand sich ebenfalls gerade im Bau – kam die große Fassadenänderung: Es sollten gegen die Straße nicht mehr Verblendersteine oder Putz dem tragenden Eisenbeton vorgeblendet werden, sondern er sollte, im Sinne der Werkstoffgerechtigkeit, als das, was er war, nämlich Eisenbeton, gezeigt werden. Diese Sichtbetonfassade gilt laut Denkmalamt Baden-Württemberg als die erste Württembergs. Die Nebenseiten wurden verputzt und hell gestrichen.

Die Fassade wurde nun in der Art des Neoklassizismus gestaltet. Die Gliederung erfolgte sehr großrahmig durch vier tragende Mauerpfeiler an der Straßenseite mit unterschiedlich breiten Wandfeldern dazwischen. Die beiden mittleren Pfeiler standen in dichterem Abstand mit nur einer Reihe hochrechteckiger Fenster dazwischen und bildeten die Mittelachse der symmetrisch gegliederten Fassade. Die beiden seitlichen Achsen bestanden aus sehr breiten Drillingsfenstern. Die schmalen Fensterpfeiler waren mit Lisenen versehen, die über die Brüstungsfelder hinwegliefen und über dem zweiten Stock mit einer Art Schulterbogen über dem vierteiligen Fenster abschlossen. Dieses wurde damit von den beiden seitlichen abgesetzt, so daß ein gewisses Gleichgewicht zu der schmalen Mittelachse hergestellt war. Ein breiteres Wandfeld setzte den vierten vom dritten Stock ab und sorgte für Ausgewogenheit des andernfalls sehr hoch und schmal wirkenden Gebäudes.

Obwohl eine Sichtbetonfassade, wurde auf Bauschmuck nicht gänzlich verzichtet. Der Beton wurde nach dem Trocknen steinmetzmäßig bearbeitet. Die Brüstungsfelder lagen vertieft und erhielten Abstufungen und Friese. Die beiden seitlichen Mauerpfeiler wurden profiliert und unter dem Trauf mit einer Schmuckform versehen. Über einem Kranzgesims schloß ein Mansardwalmdach mit Dachhäuschen über den Fensterachsen das Ge-

Bau 19, Detail aus der Fassade.



Bau 19 in der Seidenstraße 20, wie er sich noch heute präsentiert.



bäude nach oben ab. Das Mansardwalmdach erstreckte sich jedoch nur über ca. 25 m Tiefe, das dahinterliegende fast flache Dach war niedriger und wurde über satteldachförmige Oberlichter erhellt. In der inneren Gestaltung sowie in der Nutzung entsprach der Neubau weitgehend den bereits existierenden Fabrikationsgebäuden. Außer einem Aufzug waren noch zwei Paternoster vorhanden, die für eine schnelle Verbindung zwischen den Stockwerken sorgten.

Breitscheidstraße 4, Sitz der Verwaltung

Das Verwaltungsgebäude (Breitscheidstraße 4) wurde am 9. November 1910 genehmigt. Der 21,16 m lange und 31,34 m tiefe, fünfgeschossige Bau um-

schloß in seinem Inneren einen Lichthof von ca. 57 qm. Anfänglich sollte das Gebäude eine ähnliche Fassade erhalten, wie sie auch für das Gebäude Breitscheidstraße 6 vorgesehen gewesen war. Auch hier erfolgte 1912 das Änderungsgesuch, und die Straßenseite wurde mit Sichtbeton in neoklassizistischer Bauweise gestaltet. Auch dieses Gebäude erhielt gegen die Straße eine achsensymmetrische, sachlich strenge Gliederung mit vier tragenden Mauerpfeilern. Diese waren in annähernd gleichmäßigen Abständen gestellt, so daß die Vierlingsfenster der Mittelachse von Fünflingsfenstern in den beiden seitlichen Achsen flankiert wurden. Die Mittelachse erhielt eine Betonung durch den die ganze Achsenbreite einnehmenden Haupteingang und ein Zwerchhaus. Über den seitlichen Achsen

und den Nebenseiten wurde ein zurückgesetztes Attikageschoß aufgeführt und oben durch ein Walmdach abgeschlossen.

Den Mauerpfeilern waren Lisenen vorgelegt. Die beiden äußeren erhielten unter dem Traufgesims eine geometrische Schmuckform. Die beiden mittleren waren mit dem ausladenden Traufgesims verkröpft und besaßen in der Zwerchhauszone Kanneluren und geometrischen Schmuck. Die Fensterpfeiler liefen nur vom ersten bis zum dritten Stock über die vertieften Brüstungsfelder, so daß sich dadurch gleichzeitig eine horizontale Gliederung durch ein angedeutetes Sockelgeschoß ergab. Die Brüstungsfelder waren wiederum mit Friesen und geometrischen Zierformen geschmückt.

Als Verwaltungsgebäude und Sitz der Geschäftsleitung diente das Haus auch Repräsentationszwecken. Im Gegensatz zu den Fabrikationsgebäuden mit ihren unauffälligen Eingängen an den Nebenseiten lag hier der Haupteingang gegen die Straßenseite in der Mittelachse und wurde durch ein segmentbogiges Vordach, das über die gesamte Achsenbreite reichte, betont. Das hölzerne, verglaste Portal bestand aus einer Drehtür in der Mitte und zwei schmälere, seitlichen Türen. Oberlichter mit schmuckvoller Verglasung sorgten für weitere Belichtung des Innenraums.

Da das Verwaltungsgebäude wie die Fabrikgebäude ganz aus Eisenbeton bestand, besaß es im Innern ebenfalls tragende Eisenbetonstützen, zwischen denen eine Raumeinteilung durch nichttragende Wände nach Belieben erfolgen konnte. Ein großzügiges Treppenhaus mit stuckgeschmückten Wänden, teilweise rundbogige Durchgänge und ein verglaster Lichthof hoben es in seiner inneren Gestaltung jedoch von den übrigen Bauten ab. Nach Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg wurde der Eingang an die rechte Nebenseite verlegt. Im Innern sind jedoch einige alte Details noch erhalten.

Seidenstraße 20, fast original erhaltener Bau, mit Glasursteinen verblendet

Am 29. März 1911 wurde dann die Genehmigung für ein weiteres Fabrikgebäude der Firma Bosch an der Seidenstraße erteilt (Seidenstraße 20). Es war 39,69 m lang, 28,00 m tief und zählte vier bis vierinhalb Geschosse.

In seiner Fassadengestaltung wurde es den Gebäuden an der Forst- und Seidenstraße, denen es ja direkt benachbart war, angepaßt, erhielt also ebenfalls eine Verkleidung aus glasierten Verblendern. Es erhielt jedoch nicht deren großrahmige Gliederung, sondern wirkte im Vergleich zu den beiden anderen



Heutiger Zustand des Gebäudes Forststraße 7, Bau 17.

Glasursteinbauten sehr viel kleinteiliger. Es zählte nur vier Fensterachsen, die dafür etwas breiter waren und Vierlingsfenster enthielten. Die größere Fensterbreite gestattete wohl auch den Verzicht auf den anfänglich geplanten Lichthof im Inneren des Gebäudes. Auch erhielt das Gebäude nur auf rund 22 m Tiefe mehrere Geschosse. Ein ca. 6 m tiefer Bauteil an der Rückseite war eingeschossig und mit Glas überdacht.

Die Mittelachse wurde durch ein Zwerchhaus betont. Dieses war, wie aus einem Schreiben der ausführenden Architekten hervorging, nur aus optischen, nicht aus praktischen Gründen notwendig. Die vertikale Gliederung dominierte wiederum durch die stark hervortretenden Mauerpfeiler und die durchlaufenden Fensterpfeiler. Allerdings liefen



Bau 16 in der Breitscheidstraße 6: einer der ersten mit Sichtbetonfassade.

letztere nicht, wie bei den beiden anderen mit Glasuresteinen verblendeten Häusern, vom Sockel bis hinauf zu den abschließenden Segmentbögen, sondern begannen, wie beim Verwaltungsbau, über dem Erdgeschoß und endeten unter dem Trauf, so daß eine Art Sockelgeschoß entstand. Die Fenster schlossen im obersten Geschoß mit einzelnen Segmentbögen ab. Brüstungsfelder und Mauerpfeiler waren entsprechend den anderen Gebäuden ebenfalls mit geometrischen Figuren geschmückt. Das Mansardwalmdach setzte wiederum auf einem Kranzgesims auf und erhielt über den Fensterachsen Dachhäuschen. Die oberste, fast flache Dachfläche wurde mit Glas eingedeckt und sorgte so für eine gute Belichtung des Dachraumes. Die Innengliederung des Gebäudes ähnelte den anderen Fabrikationsgebäuden.

Breitscheidstraße 8, gegliederte Sichtbetonfassade – Seidenstraße 18, moderner Bau der fünfziger Jahre

Als letzter großer Bau vor dem Ersten Weltkrieg wurde am 28. Mai 1911 ein weiteres Fabrikgebäude an der Militärstraße genehmigt (Breitscheidstraße 8). Erstellte wurde ein 20,20 m langer und 54,04 bis 56,74 m tiefer, fünfeinhalbgeschossiger Neubau, der gegen die Straße wiederum eine Sichtbetonfassade zeigte. Er war sehr schlicht und regelmäßig gegliedert durch vier gleich breite Fensterachsen mit Drillingsfenstern. Schmale Mauerpfeiler und durchlaufende Fensterpfeiler betonten auch hier die vertikale Linie. Die Brüstungsfelder blieben ohne Schmuck. Die beiden mittleren Achsen wurden nur indirekt betont durch zwei im Mansardwalmdach angebrachte Dachhäuschen. Das Mansarddach war als solches nur bis auf ungefähr 22 m Tiefe ausgeführt und im oberen Bereich mit Glas gedeckt. Dahinter schloß sich ein fast flaches Dach mit Oberlichtern an. Im Inneren war das Gebäude ähnlich gegliedert und genutzt wie auch die anderen Fabrikationsgebäude.

Die mit kleineren Häusern bebauten Eckgrundstücke zwischen Seiden- und Breitscheidstraße kamen erst sehr spät zum übrigen Boschareal hinzu. So wurde diese Ecke erst zwischen 1952 und 1956 durch einen vier- bis sechsstockigen Neubau geschlossen. Dabei wurde wiederum versucht, auf die Fassaden der jeweils benachbarten Gebäude einzugehen: Während die Fensterbrüstungen gegen die Seidenstraße mit roten Klinkern geschmückt wurden, zeigten sie gegen die Breitscheidstraße schlichten Sichtbeton. Genutzt wurde das nicht denkmalgeschützte Gebäude von den Forschungsabteilungen des Unternehmens.

Erhalt oder Abriss?

Bei den Bosch-Gebäuden handelt es sich um einige der wenigen Fabrikbauten in Stuttgart, die den Zweiten Weltkrieg und vor allem die Phase des Wiederaufbaus wenigstens in Teilen fast unbeschädigt überstanden haben.

Da die Gebäude außer ihrem architektonischen und konstruktiven Vorbildcharakter auch noch heimatgeschichtliche Bedeutung besitzen – untrennbar verbunden mit dem Namen des Weltunternehmens Robert Bosch und dem Aufstieg Stuttgarts zur Industriestadt – wurden die Häuser Breitscheidstraße 4, 4 a, 6 und 8 sowie Forststraße 7 und Seidenstraße 20 als Sachgesamtheit nach § 2.1 Denkmalschutzgesetz unter Schutz gestellt. Als Bosch im Jahr 1901 sein erstes Grundstück hier erwarb, hatte

er bewußt ein Gelände in der Stadt und nicht außerhalb, in einem Industriegebiet, wo es billiger gewesen wäre, ausgewählt. Er folgte damit einer Stuttgarter Tradition, die Wohnen, Arbeiten und Vergnügen – nebenan die Liederhalle – nicht hart trennte, sondern nebeneinander existieren ließ. Noch heute bildet das Areal eine wichtige Schnittstelle zwischen dem Westen mit seiner überwiegenden Wohnbebauung und der Stadtmitte mit den öffentlich genutzten Gebäuden.



*Das Verwaltungsgebäude in der Breitscheidstraße 4, Bau 15.
Aufnahme um 1925.*

Dies macht auch einen Teil der Problematik der weiteren Nutzung des Areals aus. Die Stadt Stuttgart strebt eine Neuordnung des ganzen Gebietes an. Als Erweiterung der Liederhalle wurden das neue Kultur- und Kongreßzentrum sowie ein Hotelkomplex errichtet, wobei architektonisch keine Rücksicht auf die bestehenden Bauten genommen wurde. Besitzer des Boschareals ist das Land Baden-Württemberg, das mit dem Regierungspräsidium nach Stuttgart-Vaihingen umgezogen ist und nun das Gelände natürlich so teuer wie möglich verkaufen möchte. Ein zahlungskräftiger Investor wird sich aber wohl nur finden lassen, wenn ihm signalisiert wird, daß er die alten Gebäude – trotz Denkmalschutz – abreißen lassen kann.

Ein städtebaulicher Ideenwettbewerb im Februar 1992 brachte für das Boschareal unterschiedliche Vorschläge: Während der mit dem ersten Preis ausgezeichnete Entwurf fast alle denkmalgeschützten Gebäude erhielt und mit Glasdächern Passagen schuf, wurde beim zweiten Preis für den Totalabriß und eine gesamte Neubebauung plädiert. Nun soll in Kürze ein weiterer Wettbewerb ausgeschrieben werden, in dem ein Investor gesucht wird, der zugleich Vorstellungen über die zukünftige Nutzung des Geländes mitbringt.

Sollten die Bauten tatsächlich abgebrochen werden, würde Stuttgart wieder einmal einen Teil seiner Identität verlieren. Es würde dann ein Stück weiterkommen auf dem von der Wirtschaftsförderung angestrebten Weg zu jener Internationalität, bei der sich die Städte nur noch in ihren Namen unterscheiden, in ihrem Aussehen aber austauschbar sind. Es bleibt zu hoffen, daß Stadt und Land ihre Chance wahrnehmen und die historischen Bauten als imageträchtige Objekte erkennen und attraktiv zu nutzen wissen. Sonst wird bald nur noch ein rundes Täfelchen an einem gesichtslosen Neubau davon künden, daß hier einmal Unternehmens- und Stadtgeschichte geschrieben wurde.

Werner Richner (Fotos) und **Hermann Bausinger** (Texte): Baden-Württemberg. Landschaft und Kultur im Südwesten. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1994. 176 Seiten mit 113 farbigen Aufnahmen. Pappband DM 98,-

Werner Richner, Fotograf und Saarländer des Jahrgangs 1948, hat für seine Bilder nicht nur auf Sonne und günstigen Lichteinfall gewartet, er hat seine Filme auch bei Dämmerung und Dunkelheit, bei Morgennebel und Wetterumstürzen belichtet. Herausgekommen sind klare, oft stimmungsvolle Fotos, die nicht selten als Landschaftsimpressionen auf Doppelseiten abgebildet sind. Der Typus «Kalenderblatt» mit einem bekannten Motiv ist auch vertreten, ebenso häufig der originelle Ausschnitt, der ungewohnte Blickwinkel des Objektivs. Dem Eindruck, als sei das Land menschenleer und die Gebäude oder Autos von Geisterhänden geschaffen, treten einige Aufnahmen entgegen, die überwiegend junge Leute zeigen. Alles in allem: Es sind meisterliche Bilder, drucktechnisch exzellent wiedergegeben.

Hermann Bausinger, emeritierter Professor für Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen und Landeskind des Jahrgangs 1926, hat sieben Essays geschrieben, die zwischen die Bildblöcke geschoben wurden. Nur bei dem vierten Aufsatz – Städtebilder: Residenzen, Handelszentren, Industriestandorte, Universitätsstädte – ergibt sich ein direkter Bezug zu den folgenden Fotos, vorher und nachher sind die Texte Zäsuren in den Bildsequenzen. Im Vergleich zu anderen Bänden dieser Art ist der schriftliche Anteil recht groß und bietet mit den Stichwörtern «Vielfalt und Einheit des Landes» – «Grenzen, die keine mehr sind» – «Kultur» – «Aus der Fremde, in die Fremde» – «Von der Lust, den Dingen auf den Grund zu gehen» – «Fortschritt und Tradition» – zudem eine gelungene Übersicht des Landes. Entsprechend der geistigen Herkunft des Autors ist es ein Überblick mit historischer und kulturhistorischer Tiefenschärfe, mit gekonnten Zusammenfassungen und verblüffenden Details. Dies alles in einer klaren Sprache, die ohne alle professorale Kunstgriffe auskommt. Für sich genommen – das soll jedoch keine Kritik sein –, ergäben die Texte eine instruktive Monografie über das Land zwischen Main und Bodensee.

Martin Blümcke

PETER BLICKLE (Hrsg.): **Politische Kultur in Oberschwaben**. bibliotheca academica Verlag Tübingen 1993. 310 Seiten mit 9 Abbildungen. Leinen DM 59,-

Es ist erstaunlich, wozu ein Klosterjubiläum zu dienen vermag. Wo früher ähnliche Ereignisse mit einer Festschrift, einem Festvortrag sowie einer Ausstellung samt Katalog zur Geschichte des Klosters begangen wurden, beschritt die Stadt Biberach 1993 im Rahmen der 900-Jahr-Feier des Klosters Ochsenhausen einen völlig neuen Weg. Auf Anregung des Kreisarchivars Kurt Diemer veranstaltete man ein wissenschaftliches Symposium zur Frage der *Formen politischer Kultur in Oberschwaben*. Die dort gehaltenen Vorträge liegen nun in einem von Peter Blickle herausgegebenen Sammelband vor.

Das gemeinhin «Oberschwaben» genannte Gebiet – grob gesagt die südlich der Donau liegenden Landschaften des schwäbischen Landesteils von Baden-Württemberg – werde, nachdem diese vorwiegend katholischen Gebiete im vergangenen Jahrhundert vom protestantischen Alt-Württemberg systematisch zuerst marginalisiert, dann auf Dauer politisch, kulturell und wirtschaftlich dominiert worden waren, auch heute noch vom «Norden», von Stuttgart und Tübingen, als Landesteil zweiter Klasse behandelt. So jedenfalls in den Augen nicht weniger Südwürttemberger, eines in der Regel mit einer gehörigen Portion Selbstbewußtsein ausgestatteten Menschen-schlags. Ein *ihr en Schtuagart* oder *ihr Dibenger* wird wohl jedem Württemberger einmal entgegengestellt sein, wenn er aus nördlich der Schwäbischen Alb gelegenen Landen in politischer oder kultureller Mission nach Oberschwaben gereist ist.

Die Beschäftigung mit der Region als kleinerem politischem Raum hat in den vergangenen Jahren eine vor zwanzig Jahren noch undenkbar Breite gewonnen, ohne daß absehbar wäre, diese Welle werde in naher Zukunft abebben. Offenbar läßt die Erwartung eines immer engeren Zusammenschlusses in Europa, der Regierende und Entscheidungsträger immer weiter entfernt erscheinen läßt, ein Bedürfnis nach kleineren und überschaubaren politischen Einheiten entstehen. Zu klären bleibt freilich, ob den Regionen genügend Eigenständigkeit, Identität und Dynamik innewohnt, innewohnen kann, damit sie in Zukunft einen gewichtigen Part im politischen und kulturellen Leben in Europa übernehmen können.

Der im Titel des Sammelbandes enthaltene Begriff «politische Kultur» ist zunächst verwirrend, behandeln die – meist leicht überarbeiteten – Vorträge des wissenschaftli-

chen Symposiums neben politischen Fragen der Gegenwart doch vor allem Aufsätze zu den vielfältigen Formen politischer Herrschaft in Oberschwaben seit dem Mittelalter.

Bereits der den Band einleitende Beitrag des Berner Historikers Peter Blickle *Politische Landschaft Oberschwaben* widmet sich ausschließlich der Geschichte, nämlich jenem *Hauch von republikanischem Geist*, der durch sechshundert Jahre oberschwäbischer Geschichte – vom Untergang der Staufer bis zum Ende des alten Reiches 1806 – streiche, so Blickles kühne These. Der Autor vermag dann für diesen Geist bemerkenswerte Beispiele anzuführen: so die Verfassungen der vielen freien Reichsstädte in Oberschwaben, die Territorialisierung auch der kleineren Adels-, vor allem aber der Klosterherrschaften, die in vielen Fällen zur Ausbildung von «Landschaften», also Landständen führten, die *Zwölf Artikel* der Memminger Bauernversammlung 1525, die freien Bauern in Oberschwaben. Begründet sei dieser Geist nicht zuletzt in der *Kleinräumigkeit des Politischen*, in den Dutzenden unterschiedlicher geistlicher und weltlicher Herrschaften bis 1806. Als Oberschwaben in heutigem Sinne habe man sich aber kaum verstanden. Erst als der territoriale Fleckenteppich des Alten Reiches südlich der Donau zugunsten von Bayern und Württemberg «weg-mediatisiert» wurde, entstand in dem zu Württemberg gekommenen Teil als Gegenwehr gegen das mehr oder weniger gewaltsame Überstülpen (alt-)württembergischer Werte ein oberschwäbisches Wir-Gefühl.

Peter Blickles Aufsatz ist Einleitung und Zusammenfassung zugleich, enthält er doch bereits vielfach die Quintessenz der zehn weiteren – teils wissenschaftlichen, teils eher essayistischen – Vorträge der Tagung in Ochsenhausen. Wie er sehen Klaus Schreiner, der einige ausgesuchte Beispiele mittelalterlicher und frühneuzeitlicher «oberschwäbischer» Geschichtsschreibung untersucht, und Günther Bradler, der dem Begriff «Oberschwaben» als politischem Raum im Hochmittelalter nachgeht, die Geburt eines oberschwäbischen (Selbst-)Bewußtseins im 19. Jahrhundert unter württembergischer (Fremd-?)Herrschaft. Das Interesse Catherine De Kegel-Schorers gilt dem Phänomen der freien Bauern auf der Leutkircher Heide, Werner Rösner untersucht Herrschaftspraktiken und Lebensformen des oberschwäbischen Adels im Spätmittelalter, Rudolf Endres das Verhältnis von oberschwäbischem Adel und absolutem Staat.

Dem städtischen Republikanismus gilt das Interesse der Beiträge von Rolf Kießling (15./16. Jahrhundert) und Hartmut Zückert (18. Jahrhundert; Wielands «Abderiten»). Das Leben unter der Herrschaft der Klöster beleuchten André Holenstein und Franz Quarthal. Hans-Georg Wehling widmet sich als Sozialwissenschaftler schließlich dem oberschwäbisch-württembergischen Gegensatz mit dem Untertitel *Integrationsprobleme zweier politischer Kulturen*.

Oberschwaben, so viel wird nach Lektüre des Sammelbandes klar, stellt heute eine Region mit einem deutlichen, unverwechselbaren und historisch gewachsenen Profil dar. Mit Württemberg scheint die Oberschwaben

wenig zu verbinden. Wo aber die Gemeinsamkeiten liegen, soll sich die *politische Organisation des kleinen Raumes*, die laut Peter Blickle – sicher nicht zu Unrecht – *auch nach Ochsenhausen gehört und nicht nur nach Brüssel*, nicht erneut in Abgrenzung erschöpfen, dies vermag der Band leider nicht anzudeuten. Es galt – nicht ganz wertfrei – den Wert einer Region unter historischen, also kulturellen Gesichtspunkten – unverzichtbarer Bestandteil der notwendigen Selbstfindung einer Gesellschaft, sprich ihrer Identität – darzustellen. Die Möglichkeiten eines Europas nicht der Politiker, sondern der Regionen und ihrer Bewohner ist ja in der Öffentlichkeit längst nicht aus-, ja nicht einmal richtig andiskutiert.

Raimund Waibel

EDUARD HINDELANG: **Spuren jüdischer Geschichte und Kultur in der Grafschaft Montfort.** Die Region Tettngang, Langenargen, Wasserburg. (Veröffentlichungen des Museums Langenargen). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 192 Seiten mit 103, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 48,-

Wer das Langenarger Schloß besucht, steht überrascht vor einer Reihe von Davidsternen – die religiösen Symbole des Judentums in einer Residenz des württembergischen Königs? Doch zur Erbauungszeit des Schlosses, in der Mitte des letzten Jahrhunderts, war der maurisch-italienische Baustil aktuell – man denke nur an das Wilhelma-Theater in Cannstatt. Gleichzeitig war das der Stil nahezu aller damals errichteten Synagogen. Für den Leiter des Vorarlberger Landesarchivs, Prof. Karl Heinz Burmeister, symbolisieren deshalb die Davidsterne im Langenarger Schloß die Begegnung zweier Kulturen in einer Region, in der die jüdische Vergangenheit – im Gegensatz zu so typischen «Judengemeinden» der Umgebung wie Bad Buchau, Laupheim oder Ulm – nur schwer greifbar ist. Dennoch hat sich der ausgewiesene Kenner jüdischer Geschichte und Kultur im Bodenseeraum auf die Spurensuche begeben und das Ergebnis seiner sorgfältigen Recherchen als Begleitband zur diesjährigen Sonderausstellung des Museums Langenargen herausgebracht. Das aufwendig gestaltete und mit hervorragenden Abbildungen versehene Quellenlesebuch, das auch als Anleitung zur eigenen Spurensuche und -sicherung gelesen sein will, kommt gerade richtig in einer Zeit, in der, wie Ignatz Bubis jüngst beklagte, *die Mehrheit der Deutschen nicht weiß, was Judentum ist, was es war, und daß es in Deutschland 1600 Jahre lang Judentum gegeben hat.*

In sechs chronologisch geordneten Kapiteln entwickelt der Autor vor dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte der «Judescheit an dem Bodmansee» kenntnisreich und anschaulich die Geschichte der Juden in der Grafschaft Montfort. Angefangen von den ersten Kontakten der finanziell bedrängten Montforter Grafen zu jüdischen Geldgebern im Jahr 1286 bis in die nationalsozialistische Diktatur unseres Jahrhunderts ist sie gekennzeichnet von einer Abfolge von schieflich-friedlichem Zusam-

menleben und gewaltsamer Vertreibung, Ermordung sowie Vernichtung ihrer gesamten materiellen Kultur.

Die gewaltsame Suche nach einem Sündenbock für die Pest bereitet 1349 den jüdischen Ansiedlungen in den Städten am Bodensee erstmals ein gewaltsames Ende. Doch bald schon werden die jüdischen Kapitalgeber wieder gebraucht, und so schafft der Rat der kurz zuvor völlig abgebrannten Stadt Feldkirch nur ein Jahr nach der gewaltsamen Austreibung der Feldkircher Juden besondere Anreize, um die zum Aufbau so dringend benötigten Kreditgeber erneut zur Ansiedlung zu bewegen. Auch das Konstanzer Konzil wird wesentlich von jüdischen Geldgebern finanziert. Aber auch die zweite Phase der jüdischen Ansiedlungen endet, ausgelöst durch den Zusammenbruch der regionalen Wirtschaft nach Beendigung des Konzils, mit einer erneuten Vertreibung und Ermordung der Juden 1429 bzw. 1448.

Jahrhundertlang bildet das gegenseitige finanzielle Interesse und der beiderseitige Nutzen – wobei wiederholt auch Geldverleiherinnen in den Quellen aufscheinen – die entscheidende Grundlage des Umgangs. Und so schöpfen wir unsere wenigen Kenntnisse über die Juden in dieser Region vor allem aus Achtbriefen, Schuldrechnungen und anderen Rechtsbelegen, während Überreste der materiellen Kultur bis auf verschwindend wenige, aber dafür um so kostbarere fehlen.

Erst unter dem Einfluß des Humanismus spielen auch humanitäre Erwägungen eine Rolle, wie sie der Konstanzer Bischof Mark Sittich von Hohenems 1559 formulierte: *Es sei uns Christen nicht gestattet, irgendein Leid den Juden zuzufügen!* Nun finden die aus den Bodenseestädten Vertriebenen Zuflucht in der Grafschaft Montfort, wo sie sich «haushäblich» niederlassen. Unter den rund 80 erneut ansässig gewordenen Juden nehmen einzelne Geldgeber und Händler wie Wolf von Langenargen oder Jakob von Thannhausen, einst «Judendoktor» zu Biberach, konkret Gestalt an. Wolf von Langenargen lernen wir auch als erfolgreichen und geschätzten Unterhändler der Montforter bei einer Ansiedlung von Juden 1617 im vorarlbergischen Hohenems kennen, der Fortsetzung der Montforter Judengemeinden am Bodensee. Allerdings macht die nun aufkommende christliche Konkurrenz den Geldverleih für Juden immer weniger einträglich, weswegen sie sich zunehmend auf den Handel mit Textilien, Metallen und Wein verlegen bzw. als Ärzte niederlassen.

Der Regentenwechsel von 1572 bereitet der Montforter Judengemeinde erneut ein Ende, wenn auch diesmal nicht unter Gewalt. Finanziellen Nutzen versucht der neue Graf dennoch in Form eines «Abzugsgeldes» von den Ausgewiesenen zu erpressen. Danach scheint das Gebiet der Montforter Grafen wegen ständig ausgeweiteter Handelsverbote für Juden unattraktiv geworden zu sein, und die Spuren der erwähnten Personen verlieren sich im Dunkel, trotz einiger spektakulärer Taufen. Bei einer verhelfen die gräflichen Paten dem Täufling in Anspielung auf die montfortische Fahne zu dem schönen Namen «Fahnrot»; das Bürgerrecht bleibt dem Getauften aber dennoch verschlossen.

Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts ermöglicht die recht-

liche Gleichstellung von Juden ihre freie Niederlassung. Nun erfolgt in Umkehrung des historischen Prozesses die Rückkehr der Landjuden in die Städte. Allerdings lassen sich im nunmehr württembergischen Oberamt Tettnang Juden nur noch vereinzelt und vorübergehend nieder; lediglich als Hopfenhändler erlangen sie einige Bedeutung. Doch auch an den wenigen Juden gehen Verfolgung und Entrechtung im NS-Deutschland nicht vorbei. Das zeigt beispielsweise das einfühlsam geschilderte Schicksal der kleinen Gabriele Schwarz aus Stiefenhofen, die als Sechsjährige nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde.

Abschließend trägt der Autor noch einmal zusammen, was über die konkrete Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Religion, Kultur und des Alltagslebens bekannt ist. Auch wenn sich dabei ein jüdischer Alltag nur schemenhaft herauschält, so macht diese vorbildliche Spurensicherung anhand von schriftlichen Quellen, aber auch mit Hilfe der Wandmalereien in der Eriskircher Pfarrkirche oder einem überkommenen Siegel doch eindrucksvoll deutlich, daß die Geschichte der Juden ein integraler Bestandteil unserer eigenen Geschichte ist und daß unsere Vergangenheit, so verstanden, von einer kulturellen Vielfalt ist, die sich erst wieder enthüllt, wenn man sich auf die Spurensuche begibt.

Benigna Schönhagen

RAIMUND WAIBEL: **Frühliberalismus und Gemeindewahlen in Württemberg (1817–1855)**. Das Beispiel Stuttgart. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde, Reihe B, Band 125). Kohlhammer Verlag Stuttgart 1993. LVII, 594 Seiten, 1 Karte und 1 Microfiche als Beilage. Kartonierte DM 58,-

Dem Bürger und Bauern – so Justinus Kerner 1818 in einem in der Einleitung des hier zu besprechenden Buches zitierten Brief an Karl Varnhagen von Ense – *ist es gleichgültig, ob 10 oder 18 Herren im Landesausschusse in Stuttgart sitzen, ob man die alten Prälaten in Öl sieden oder leben läßt, aber das ist ihm nicht eins, ob ihn der Beamte prügeln und zwicken und ausbeuten kann oder nicht, ob ihm seine Klage ununtersucht bleibt oder schnell entschieden wird, ob er seinen kleinen Gemeindehaushalt selbst führen oder von anderen führen lassen muß, die ihn durch die Führungskosten aufzehren.*

Das politische Interesse der «kleinen Leute» galt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (und oft auch noch länger) weniger den Themen, die die Politiker und Gelehrten in den Residenz- und Universitätsstädten beschäftigten. Es war vielmehr geprägt von der nicht selten schikanösen staatlichen Obrigkeit «vor Ort»: Die Gemeinde bestimmte und beschränkte den politischen Erfahrungsraum der Bürger im Vormärz, sie war aber auch der Ort, in dem in Württemberg dank der nach der napoleonischen Umbruchzeit eingeführten Wahl der kommunalen Repräsentativorgane politische Partizipation eingeübt werden und ein politisches Bewußtsein breiterer Bevölkerungskreise entstehen konnte. Wie das geschah und welche sozialen Schichten dabei erfaßt wurden, ist das Thema dieser Studie, die in vielerlei Hinsicht Neuland betritt.

Der Politisierungsprozeß in Württemberg und namentlich im schwerpunktartig untersuchten Stuttgart vollzog sich in zwei Schüben. Der erste wurde durch die Verfassungsgesetze der nachnapoleonischen Zeit ausgelöst, die die oligarchische Selbstherrlichkeit der lokalen Magistrate, der durch Familienfilz fest miteinander verbundenen «Ehrbarkeit», eindämmten. Seit 1817 wurden die Magistrats- oder Gemeinderatsmitglieder durch die Bürgerschaft gewählt, und zwar zuerst auf zwei Jahre; bei unmittelbar anschließender Wiederwahl – das war zunächst der Regelfall – behielten sie das Amt allerdings bis ans Lebensende. Seit 1817 wurde ihnen zudem noch eine Kontrollinstanz, die Bürgerausschüsse, gegenübergestellt, deren Mitglieder regelmäßig neu gewählt wurden. Der erste Versuch, das neue Wahlrecht – das einem für die damalige Zeit ungewöhnlich großen Teil der erwachsenen Männer gewährt wurde – zu einem Hebel der allgemeinen Politisierung zu machen, verlief freilich schnell im Sande. Die entsprechenden Bemühungen der liberalen «Volksfreunde» um Friedrich List gingen der Regierung – die zunächst auch daran interessiert gewesen war, das lokale Machtmonopol der «Ehrbarkeit» zu brechen – zu weit; sie trat auf die Bremse, indem sie die Kompetenzen der Gemeindepriester wieder beschnitt.

Die französische Julirevolution löste die zweite, wesentlich wirkungsvollere Politisierungswelle aus. Organisiert wurde dieser Wandel in Stuttgart durch die «Bürgergesellschaft». 1823 als geselliger Verein von der liberalen bürgerlichen Mittelschicht ins Leben gerufen, wirkte sie nun zunehmend als parteiorganisatorisches Fundament der Stuttgarter Liberalen, richtete Wahlversammlungen aus, klärte Kandidatenfragen und koordinierte die Wahl-agitation bei den Landtags- wie bei Kommunalwahlen. Waibel zeigt, daß hier, bei den kommunalen Wahlen und durch die Kommunalpolitik der Politisierungsprozeß recht eigentlich vorangetrieben wurde. Der Bürgerschaft wurde nämlich alljährlich zur Hälfte durch Wahlen erneuert: die Amtsdauer seiner Mitglieder betrug zwei Jahre. Diese – auch für heutige Verhältnisse! – sehr häufigen Wahlen benutzten die Liberalen dazu, das politische Bewußtsein der Bevölkerung in ihrem Sinne zu schärfen.

Der Bürgerschaft wurde freilich nur ein Kontrollorgan, die Geschäfte der Gemeinde führte der Gemeinderat. Unter dessen überwiegend lebenslänglichen Mitgliedern hatten die Liberalen anders als im Bürgerschaft kaum Anhänger. Daher starteten sie Anfang der dreißiger Jahre eine Kampagne gegen die «Lebenslänglichkeit» der Gemeinderäte, die ihnen nicht nur auf breiter Ebene Zugang zu den kommunalen Exekutivorganen verschaffen, sondern auch die Bevölkerung des ganzen Landes bis in die kleinste Gemeinde politisch mobilisieren sollte.

Die liberale Propaganda zielte darauf ab, daß nur noch solche Kandidaten in den Gemeinderat gewählt wurden, die von vornherein dem Genuß der Lebenslänglichkeit abschworen, indem sie sich darauf verpflichteten, unmittelbar nach Ablauf der zweijährigen Amtsperiode nicht wieder zu kandidieren. Tatsächlich setzte sich dieses Verfahren schon in den dreißiger Jahren durch; förmlich abgeschafft wurde die Lebenslänglichkeit erst 1849. Da für

jedes ausscheidende Gemeinderatsmitglied eine eigene Wahl erforderlich war, führte die neue Praxis dazu, daß mancherorts ein halbes Dutzend Wahlen im Jahr stattfanden – Wahlkampf in Permanenz! Politisiert wurde die Bevölkerung aber auch durch die außerhalb der Wahlkämpfe betriebene Propaganda der Liberalen gegen die Lebenslänglichkeit. Als neuartiges Agitationsmittel setzten die Liberalen dabei – ebenso wie in den Wahlkämpfen – massenhafte Unterschriftensammlungen ein.

Innovativ ist Waibels Buch nicht nur durch die detaillierte und stets plastische Schilderung der Agitationsformen und -inhalte, sondern auch, weil er die gesellschaftlichen Grundlagen des politischen Wandels aufweist, dies auf der Basis einer politischen Kollektivbiographie von rund 3500 Stuttgartern. Im Bürgerschaft verdrängten Kaufleute und Akademiker einen großen Teil der bis dahin dominierenden Handwerker. Das politisch ins Abseits gedrängte Handwerkertum wandte sich vom Liberalismus ab und bildete zusammen mit den regierungsnahen und großbürgerlichen Kräften die soziale Basis des in den vierziger Jahren wieder an Bedeutung gewinnenden Stuttgarter Konservatismus. Zwar wurden nicht alle «traditionalen», unteren Schichten gleichermaßen stark ausgegrenzt: Die über ein mächtiges Stimmpotential verfügenden Weingärtner konnten ihre angestammten Plätze bei der Mandatsverteilung bewahren. Aber die Studie von Waibel zeigt doch, daß das von den Liberalen im Vormärz hochgehaltene *Ideal* der «klassenlosen Bürgergesellschaft» mit der politischen Praxis oft wenig gemein hatte. Im Gegenteil: Der Aufstieg der Liberalen ging einher mit der Politisierung der entstehenden Klassegegensätze.

Waibels Buch zum Stuttgarter Frühliberalismus darf als Pionierstudie gelten, der ein breites, nicht nur wissenschaftliches Leserpublikum zu wünschen ist.

Thomas Kühne

RALF BECKMANN: **Das große Haus in Schmidlen.** Eine Hof- und Dorfgeschichte. (Fellbacher Hefte 2). Stadtverwaltung Fellbach 1993. 233 Seiten mit 50 Abbildungen. Pappband DM 25,-

Die Siedlungsgeographie und leider auch ihre historische Komponente, die Untersuchung historischer Haus- und Siedlungsformen sowie die Edition oder wenigstens das Auswerten alter Urbare, Lagerbücher sowie Kauf- und Lebensbriefsammlungen, stehen heute in der geschichtlichen Landeskunde nicht mehr sehr hoch im Kurs; zumindest erscheinen in dieses Fach schlagende Publikationen bereits seit vielen Jahren nur noch sehr vereinzelt.

Um so erfreulicher ist die Tatsache, hier eine Untersuchung vorstellen zu können, die die Geschichte eines Hofes, des «Großen Hauses» in Schmidlen – heute eine Teilgemeinde der Stadt Fellbach –, zum einen mit sehr interessanten Einblicken in die Geschichte, vor allem die Sozialgeschichte des Dorfes verbindet und die zum anderen auch die übergeordneten Voraussetzungen der lokalen Entwicklung berücksichtigt wie staatliche Gesetze und politische Entwicklungen.

1351 erscheint das «Große Haus» erstmals in einem Urbar der Stadt Waiblingen, seit 1494 ist die Geschichte des Hofes und die Abfolge der Hofbesitzer fast lückenlos zu belegen. Doch Ralf Beckmann beläßt es nicht bei einer Aufzählung von Namen und Daten oder langen Listen der von Grund- und Landesherren abgeforderten Abgaben und Steuern. Wesentliche Teile der Arbeit sind sozialgeschichtlichen Fragen gewidmet, etwa Auszügen der «Ehafften-Dorfordnung» von 1532 oder der nicht nur informativen, sondern streckenweise auch amüsanten Auswertung der Unterlagen zu einer in dem nunmehr zur Wirtschaft avancierten Hof gehaltenen Bauernhochzeit im Jahre 1608. Ebenfalls in das Fach Sozialgeschichte fallen die diffizile Untersuchung verschiedener Erbgänge anhand von «Inventuren» und «Teilungen» sowie der Aufteilung des Hofes unter mehrere Besitzer im 19. Jahrhundert. Fast 50 Seiten des Bandes sind der Baugeschichte und bauhistorischen Untersuchung am Haus gewidmet, deren Ergebnisse wiederum nicht ohne Belang für Beckmanns sozialgeschichtliche Aussagen waren.

Dem Niedergang der Landwirtschaft in Schmidlen im 18. und 19. Jahrhundert, der Ablösung der Feudallasten und der Geschichte des Hauses im 20. Jahrhundert sowie der schließlich unlängst durch die Stadt Fellbach vorgenommenen Sanierung des Gebäudes sind die letzten Seiten des Bandes gewidmet. Ein ausführlicher Anmerkungsapparat, eine Übersicht über die verwandten Quellen, ein Literaturverzeichnis sowie eine Zusammenstellung der Hofbesitzer ergänzen die wissenschaftliche Untersuchung. Ein Namens-, mehr aber noch ein Sachregister hätten freilich die Krönung des Werks dargestellt. Gerade ein Sachregister nämlich wird man schon angesichts der weit über Schmidlen und den untersuchten Hof hinausweisenden allgemeinen Passagen zur Entwicklung der Landwirtschaft, insbesondere der Dreifelderwirtschaft, dem Steuer- und Abgabewesen der Vergangenheit, der dörflichen Verwaltung oder dem Gegensatz «Maier – in Schmidlen offenbar gleich Hofbauer – versus Seldner» vermissen.

Ohne die Verdienste des Autors um die Schmidener Lokalgeschichte gering schätzen zu wollen – um so mehr als Ralf Beckmanns Buch in einem auch für Laien, für die Schmidener vor allem, verständlichen Ton gehalten ist –, sei abschließend darauf hingewiesen, daß man vereinzelte Definitionen oder Erklärungen historischer Begriffe vielleicht noch einmal überprüfen sollte. Ob 1532 die «Einspänner» in Württemberg als Synonym für «Seldner» gelten durften (S. 52), wagt der Rezensent – ohne die betreffende Urkunde zu kennen – anzuzweifeln, definierten sich die Seldner doch in weiten Teilen Schwabens gerade dadurch, daß sie *kein* Gespann besaßen, sondern die Hofbauern ihnen gegen Bezahlung, mehr aber noch gegen Arbeitsleistung Gespannhilfe leisteten. Auch bestand in der Regel eine Selde wohl nicht nur aus einem Haus (ebd.), sondern unzählige Urbare der Zeit weisen aus, daß zu einem solchen Lehen auch – wenn auch wenig – Acker- und Gartenfläche gehörte. Ob eine Selde, übrigens wohl eher die Rechte an der Selde, *verkauft, vertauscht oder verschenkt* werden konnte, hing zudem davon ab, wie der

Seldner die Selde zu Lehen erhalten hatte. Auch will die Übersetzung von *Zwing und Bann* mit *rechtsverbindlich organisierter Landwirtschaft* (S. 49) als zu kurz erscheinen, umfaßte dieser Begriff doch in der Regel die Befugnis, Gebote zu erlassen über den engeren Bereich der Landwirtschaft hinaus.

Trotz einiger Fragezeichen also wird man der Publikation wünschen, daß sie bei den Lokalhistorikern und Volkskundlern des Landes Beachtung finde. In Ralf Beckmanns Hof- und in zweiter Linie auch Dorfgeschichte wird der Leser eingeführt in die Bedingungen bäuerlicher Existenz seit dem späten Mittelalter.

Raimund Waibel

ULI KREH: **Die kalten Schönen. Plastiken in Stuttgart.** Betulius Verlag Stuttgart 1993. 160 Seiten mit 124 Farbfotos. Pappband DM 88,-

Ist es das künstlerische Moment, das aus jeder Fotografie Uli Kreh spricht, oder ist es das Wort des Dichters, oder sind es die Blicke und Körper der «kalten Schönen», die diese Sammlung so faszinierend machen? Alles zusammen läßt diesen Spaziergang mit dem «Blick eines Liebenden» durch die Stadt Stuttgart zu einem höchsten und bibliophilen Genuß werden.

Jede Doppelseite zeigt eine weibliche Plastik eines Bildhauers, der in irgendeiner Weise mit Stuttgart in Verbindung stand oder steht. Zugleich ist ihr Standort in der Stadt und ihr Name – sofern sie einen hat – zu erfahren. Zugleich besingt ein Gedicht, das aus der Entstehungszeit der Skulptur stammt, die Schönheit der Abgebildeten, und eine kurze Biographie des Bildhauers ergänzt die Doppelseite zu einer Einheit. Künstler wie Johann Dannecker, Emil Kiemlen, Johann von Hofer oder Karl Stocker vereinen sich mit den Dichtern Wilhelm Waiblinger, Eduard Mörike, Friedrich Hölderlin und Hermann Hesse zu einer *Liebeserklärung an das Vorhandene*, das selbst vielen Stuttgartern nicht bekannt ist.

Die Fülle des Dargebotenen ist überraschend, und die Konzeption des Buches überzeugt auf jeder Seite aufs neue. Die Betrachtung lädt zur Beschäftigung mit dem Künstler, mit dem Dichter und seiner Zeit ein, sie macht aber auch neugierig, den Standort der *schönen Stuttgarterinnen*, die ohne weiteres in Konkurrenz mit *Venus-Statuen* treten können, aufzusuchen und ihnen direkt ins Antlitz zu blicken, ihren Verbleib nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten zu überprüfen und ihre direkte Umgebung kennenzulernen.

Uli Kreh ist es ohne Wenn und Aber gelungen, nach seiner Veröffentlichung *Stuttgart und seine Stäffele* (1989) wieder eine hervorragende Sammlung zu präsentieren. Mit den *kalten Schönen* lädt er den Leser ein, das Sehen neu zu lernen. Wer sich die Zeit nimmt, hat mehr als die dokumentierten Daten und Plastiken gewonnen. Wer sich Zeit nimmt, der unternimmt mit Sicherheit eine neue, ungewöhnliche Entdeckungsreise durch die Stadt Stuttgart.

Gabriela Rothmund-Gaul

JOCHEN BENDER: **Kein Zutritt. Die Geschichte des Scharnhäuser Parks vom Schloßle zur Kaserne 1783–1992** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Ostfildern, Band 1). 2., durchgesehene Auflage, Ostfildern 1994. 196 Seiten mit 72 Abbildungen. Pappband DM 18,- (zu beziehen beim Stadtarchiv Ostfildern, Klosterhof, 73760 Ostfildern)

Herzog Carl Eugens üppiger Hofstaat im absolutistischen 18. Jahrhundert und der Kasernenalltag amerikanischer Truppen in bundesrepublikanischer Nachkriegszeit haben wenig gemein. Auf den ersten Blick zumindest nicht, und doch, denn es ist in diesem Buch die spezifische Örtlichkeit, an dem gänzlich verschiedene Fäden nicht nur lokaler Geschichte zusammenlaufen: württembergische Herrscher-, Architektur- und Agrargeschichte, Verkehrsluftfahrt, Rüstungsforschung und nationalsozialistische Militärgeschichte, Kriegs- und Nachkriegsalltag mit amerikanischen Soldaten. Zu all dem lieferte das Gelände des Scharnhäuser Parks, wo Carl Eugen seit 1783 das von Hofbaumeister Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer entworfene klassizistische Schloßchen mit dem umgebenden englischen Parkidyll planen ließ, die Kulisse.

Was in diesem Fall so unterschiedliche Themen, die nur die gemeinsame Örtlichkeit zu vereinen scheint, miteinander verbindet, hat Ostfilderns Stadtarchivar Jochen Bender zum Leitmotiv und Titel seines Portraits des Terrains zwischen Scharnhäuser, Ruit und Nellingen auserkoren: *Kein Zutritt*. Ob zu Zeiten, da Herzog Carl Eugen das Areal in eine ländliche Idylle verwandelte, als König Wilhelm I. zur beispielhaften Beförderung der Agrikultur in Württemberg einen Musterhof mit legendärer Pferdezucht schuf, die Nazis einen Militärflugplatz bauten oder die amerikanischen Streitkräfte Kasernen – der Scharnhäuser Park blieb stets ein Territorium, in dem die Öffentlichkeit ausgeschlossen war. Nicht die Anwohner der benachbarten Filderorte bestimmten, sondern Fremde.

Sieben Buchkapitel für die 200jährige Geschichte des Ortes werden durch die prägenden Phasen vorgegeben: der Bau von Landschloß und Landschaftspark 1783–1816 unter Franziska von Hohenheim und Herzog Carl Eugen, die Zeit als Dependance des königlichen Privatgestüts 1817 bis 1928, die Planungen zu einem Nellingener Verkehrsflughafen, die Arbeit der Forschungsanstalt «Graf Zeppelin» im angrenzenden Ruitler «Zinsholz», die Zeit als Militärflughafen 1937 bis 1945 sowie der konfliktträchtige Nachkriegsalltag amerikanischer Soldaten in den «Nellingen Barracks» bis zum Abzug der Streitkräfte 1992.

Trotz des solchermaßen fast uferlosen Themenspektrums wird Bender nie vordergründig, sondern arbeitet die vielschichtige Ortsgeschichte stets grundsollide auf. Hie wichtige architekturgeschichtliche Anmerkungen zu den Bauten des Bonatzschülers Günter Wilhelm für das Forschungsinstitut «Graf Zeppelin» im Ruitler «Zinsholz»; da die in Geheimniskrämerei ausgearbeiteten und glücklicherweise nie realisierten Planungen zu einem Verkehrsflughafen Nellingen.

Am Ende dieser Chronik eines für die Öffentlichkeit stets unzugänglich gebliebenen Ortes steht das Exempel eines

kulturellen Annäherungsprozesses. Als Anfang der 50er Jahre die «Nellingen Barracks» im Eiltempo hochgezogen wurden, da beschwor die dörfliche Welt zunächst Angstmetaphern wie «Invasion der Amibräute», und Gaststätten wurden in Apartheitmanier in Zonen für Schwarze und solche für Weiße geteilt. Dann wurden Vereine gegründet zur Pflege einer noch ausstehenden Freundschaft, die schließlich in gemeinsamen Festen und Veranstaltungen mit den bis zu 5000 Amerikanern gepflegt wurde.

Reichlich historische Vorgaben und viel Ballast also für eine Gemeinde wie Ostfildern, die als Kind der Kommunalreform ohnehin keine historische Mitte ihr eigen nennt. Der vorgelegte Band rückt nun die geographische Mitte des Ortes ins Blickfeld und legt dessen historische Sedimente mit fast archäologischer Gründlichkeit frei. Umso wichtiger kommt dies zu einem Zeitpunkt, da die Menschen vor Ort tatsächlich zum erstenmal das Sagen bei der Gestaltung des Areals haben. Mit dem Abzug der amerikanischen Streitkräfte und der Räumung der Kasernen auf dem 140 Hektar großen Gelände steht Ostfildern ein stadtplanerischer Kraftakt bevor; hier sollen Wohnungen für 9000 Menschen entstehen. Nicht zuletzt dafür, indem es die historischen Schichten des Ortes freilegt und ausmißt, liefert das Buch die nötigen Gedächtnishilfen.

Friedemann Schmoll

Schwäbischer Heimatkalender 1995. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund von Karl Napf. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. 128 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 14,20

Auch der 106. Jahrgang dieses Kalenders vereinigt wieder Nützlich und Praktisches mit Lehrreichem und Unterhaltsamem. Er bietet Stoff zum Lachen und Lächeln, doch auch zum Nachdenken, er informiert über das schwäbische Land und seine Menschen, über dessen Geschichte und Gegenwart, über die naturräumlichen Gegebenheiten, über Fauna und Flora. Alles flott, lesbar geschrieben und anschaulich illustriert. Er lädt ein zum Blättern, zum Lesen, zum Rätseln, zum Nachschlagen.

Der Heimatkalender beginnt – wie kann es anders sein – mit einem Kalendarium. Jedem Monat sind zwei Seiten gewidmet, in denen man neben den üblichen Kalenderinformationen mit Bauernregeln zum Wetter, den Tagespatronen oder mit Angaben zu den Mondphasen versorgt wird. Jeder Monat wird zudem durch eine für ihn typische, heimische Pflanze charakterisiert, deren Name und Verwendung ebenso erläutert wird wie deren Bedeutung im Brauchtum oder in der bildenden Kunst. Diesen Monatspflanzen sind zudem Verse von Fritz Schray gewidmet. So etwa der Septemberblume: *Stiefmütterchen wirst du genannt – nach deinem seltnen Blütenstand. Und sollst deshalb mißachtet sein? Ich nenne dich Gedenkemein.*

Weit gespannt ist der inhaltliche Bogen der dem Kalendarium folgenden Aufsätze, Erzählungen, Berichte. Einen

Schwerpunkt bilden die Stadt Haigerloch und das Land Hohenzollern, einen anderen Jubilare und Jubiläen. So beschreibt Heinz Poker das Jahr 1945 mit dem letzten Kriegesgeschehen und dem Beginn des Wiederaufbaus; so erzählt Annemarie Griesinger, wie sie vor 50 Jahren das Kriegsende erlebte; so erinnert Christel Köhle-Hezinger an Anna Schieber, die vor 50 Jahren gestorben ist, und Manfred Rommel an Hegel *aus schwäbischer Sicht*, der vor 225 Jahren geboren wurde. Martin Häffner beschäftigt sich mit *150 Jahre Eisenbahn in Württemberg*. Stellvertretend für die vielen Vereinsjubiläen im Land stellt Wilfried Setzler den Tübinger Weingärtner Liederkranz vor, dessen Gründung und 150jährige wechselhafte Geschichte *als Beispiel dienen kann für die Sangesbewegung allgemein*.

Weitere Beiträge befassen sich unter anderem mit dem Freilichtmuseum Beuren im Landkreis Esslingen, dem Schliffkopf im Nordschwarzwald, dem Stuttgarter Stäffelelsruher, dem Rotfuchs, der die Städte erobert, oder dem Bier, der Konkurrenz des Weines in Württemberg. Erzählungen und Anekdoten aus dem schwäbischen Alltag runden samt einem Preisausschreiben und je einem originellen schwäbischen Koch- und Backrezept den Kalender ab.

Auch dieser Jahrgang kann jedermann zum Schmökern, zum täglichen Gebrauch, zum Weiterschenken wärmstens empfohlen werden.

Sibylle Wrobbel

Hohenstaufen/Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen. Herausgegeben von Walter Ziegler. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn. Band 1 (1991) 210 Seiten, Band 2 (1992) 286 Seiten und Band 3 (1993) 204 Seiten. Alle reichlich illustriert. Pappbände je DM 34,-

Landauf und landab sind im letzten Jahrzehnt neue regional oder lokal ausgerichtete Publikationsreihen entstanden oder wieder belebt worden. So etwa für die Städte Metzingen, Kirchheim oder Mannheim, für den Landkreis Calw, den Zollernalbkreis, für die Region Winnenden oder für Heidenheim und Umgebung. Nun hat also auch der Landkreis Göppingen sein Historisches Jahrbuch, getragen vom Landratsamt – der Kreisarchivar ist Herausgeber –, vom Geschichts- und Altertumsverein Göppingen und vom Kunst- und Altertumsverein Geislingen. Auch hier gab es Vorläufer: Bis 1979 erschienen neunzehn Folgen der «Geschichtlichen Mitteilungen von Geislingen und Umgebung» bzw. des «Helfenstein», bis 1988 legte der Göppinger Geschichts- und Altertumsverein vierzehn Bände des «Hohenstaufen» vor. Die Bände beider Reihen erschienen in zwangloser, unregelmäßiger Folge. Nun sind beide Reihen wieder aufgegriffen, gewissermaßen vereinigt und als Jahrbuch einer kontinuierlichen Erscheinungsweise verpflichtet: äußerst erfolgreich, wie die erschienenen drei Bände belegen.

Der thematische und historische Bogen des Jahrbuchs ist weit gespannt. Er umfaßt Archäologie, Wirtschaftsgeschichte, Genealogie, Naturkundliches, Kirchengenge-

schichte, Botanik, Literarisches, Architektur, Kunstgeschichte und reicht von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart. Die Reihe bietet so ein Podium für lokalhistorische und landeskundliche Forschung, liefert Bausteine zur Geschichte, Naturkunde, Kunst und Kultur des Kreises, seiner Dörfer und Städte, regt Fachleute und historisch Interessierte gleichermaßen an zur weiteren Beschäftigung mit den naturgegebenen und historischen Bedingungen des lokalen Raums und ihrer Entwicklung.

Ein Blick in das die Bände abschließende Ortsregister macht deutlich, daß die Reihe mehr ist als eine Zeitschrift und Jahresgabe für die Mitglieder der beiden Altertumsvereine und durchaus auch Interessantes über den Kreis Göppingen hinaus bietet. Die neue Reihe kann sich sehen lassen. Der angekündigte Band vier macht deutlich, daß es ihr an Stoff und Autoren nicht mangelt. Daß dies so bleibt, sei ihr gewünscht.

Wilfried Setzler

IN EINEM SATZ

ANDREAS BRUNOLD und BERNHARD STERRA (Hrsg.): **Stuttgart von der Residenz zur modernen Großstadt.** Architektur und Städtebau im Wandel der Zeiten. Silberburg Verlag Tübingen/Stuttgart 1994. 184 Seiten mit 212 Abbildungen. Broschiert DM 29,80

Als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Haus der Wirtschaft Stuttgart erschienen, enthält er gut bebilderte Aufsätze über die Entwicklung Stuttgarts von der Stadtgründung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, über Theodor Fischer und die Stuttgarter Architekturtradition, über die Weißenhof- und Kochenhofsiedlung, über das Bauen im Nationalsozialismus, über die Stadt in der Nachkriegszeit, über das Verhältnis von Stadtgestalt und Verkehr sowie über die Entwicklung seit den siebziger Jahren: Ein interessantes Buch für alle, die sich für Stuttgart, aber darüber hinaus auch für Architektur oder Stadtentwicklung ganz allgemein interessieren.

ANDREA HOFMANN: **Erich Heckel. Die Jahre am Bodensee 1944–1970.** (Kunst am See, Band 26). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1994. 88 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe. Pappband DM 48,-

Er stand immer etwas im Schatten seines langjährigen Bodensee-Nachbarn Otto Dix und seiner «Brücke»-Freunde Ernst Ludwig Kirchner, Emil Nolde oder Karl Schmidt-Rottluff – zu unrecht, wie diese Arbeit deutlich macht, die sich mit dem umfangreichen Spätwerk Erich Heckels auseinandersetzt, das seit seiner Übersiedlung aus dem zerbombten Berlin nach Hemmenhofen am Bodensee bis zu seinem Tod entstanden ist.

Mannheimer Geschichtsblätter. Neue Folge, Band 1. Herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde Mannheims und dem ehemaligen Kurpfalz Mannheimer Altertumsverein von 1859 in Verbindung mit dem Stadtarchiv und dem Reiß-Museum der Stadt Mannheim. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 424 Seiten mit 120 Abbildungen. Pappband DM 45,-

Nach über fünfzig Jahren Pause erleben die Mannheimer Geschichtsblätter, heute eine gesuchte antiquarische Rarität, eine würdige Fortsetzung, die jährlich mit wissenschaftlichen Beiträgen zur Archäologie, Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz erscheinen soll; der erste Band jedenfalls mit fünfzehn Aufsätzen ist äußerlich und inhaltlich wohl gelungen, informativ und lesbar. Herzlicher Glückwunsch den Herausgebern. Weiter so!

Wege in die Landschaft. Wanderungen rund um Frauental. (Beiträge zur tauberfränkischen Volkskultur, Heft 2). Verein «Tauberfränkische Volkskultur» Weikersheim 1994. 52 Seiten mit einigen Abbildungen und Skizzen. Broschiert DM 5,-

Auf vier Routen kann man anhand dieses Heftes auf historische Spurensuche rund um das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Frauental bei Creglingen gehen und dabei – wie es sich die Herausgeber wünschen – eine Brücke von der Dauerausstellung im Kloster zur Kulturlandschaft schlagen: zur Nachahmung auch anderen Museen empfohlen.

RUDOLF P. PAVEL: Nebenbahn Geislingen – Wiesensteig. Mit der «Täleskätter» ins «Goißatäle». Verlag Wolfgang Bleiweis Schweinfurt 1994. 80 Seiten mit 73 Abbildungen, mehreren Zeichnungen und Fahrplänen. Broschiert DM 22,80

Mit vielen Fotos, die das Herz des Eisenbahn-Fans höher schlagen lassen, wird die Geschichte der Eisenbahnstrecke «Geislingen – Bad Überkingen – Hausen – Reichenbach – Deggingen – Bad Ditzenbach – Gosbach – Mühlhausen – Gruibingen – Wiesensteig» veranschaulicht von ihren Anfängen zu Beginn unseres Jahrhunderts bis zu der etappenweise erfolgten Stilllegung: 1968 Deggingen bis Wiesensteig, 1980 der gesamte Personenverkehr, 1981 der Güterverkehr, 1982 weitgehender Abbau des Schienenstrangs.

Flurnamenbuch Baden-Württemberg. Flurnamenschreibung in amtlichen Karten. Aufgrund der Vorarbeiten von Karl Bohnenberger und Helmut Dölker unter Mithilfe von Konrad Kunze bearbeitet von ARNO RUOFF. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg 1993. 154 Seiten. Gebunden DM 22,-

Das 1958 von Helmut Dölker unter Mitarbeit von Arno Ruoff vorgelegte Württembergische Flurnamenbuch, das die meist nur mündlich überlieferten Flur- und Landschaftsnamen – wertvolle Quellen zur Geschichte, Besiedlung und Volkskunde – schriftlich fixierte, wird hier neu bearbeitet und um den badischen Landesteil ergänzt vorgelegt: Ein Nachschlagewerk von Aalbach bis Zwirner

Betkopf, ein Beitrag zur Erhaltung des Volksgutes der Flurnamen für die nachfolgenden Generationen, wie der Präsident des Landesvermessungsamtes im Vorwort schreibt.

KURT SEIDEL: Die Zahnradbahn zum Brauenberg. Geschichte einer technischen Pioniertat. Einhorn-Verlag Eduard Dietenberger Schwäbisch Gmünd 1992. 80 Seiten mit 48 Abbildungen. Pappband DM 19,80

Der Autor, renommierter Eisenbahnkenner, geht der Geschichte und Bedeutung der ersten deutschen Zahnradbahn nach, die von 1876 bis 1924 zwischen den Königlich-Württembergischen Hüttenwerken Wasseralfingen und dem Erzplatz am Brauenberg bei Aalen verkehrte und deren Bau den entscheidenden Impuls für weitere Schmalspurbahnen in Württemberg gab.

ANITA KUISLE: Wasser. Vom Hausbrunnen zum Wasserhahn. (Schriftenreihe des Freundeskreises Freilichtmuseum Südbayern, Heft 12). Freilichtmuseum des Bezirkes Oberbayern Großweil 1994. 140 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen. Broschiert DM 11,-

Dieser zu einer Dauerausstellung erschienene Katalog vermittelt alles Wissenswerte zum Thema Wasserversorgung und Brunnenanlagen, wobei nicht nur technikgeschichtlichen Aspekten, sondern auch etwa der Frage nach den Organisationsformen bei gemeinsamer Nutzung von Anlagen oder den Auseinandersetzungen um die Einführung von Ortsversorgungen nachgegangen wird.

Geschichten zur Fellbacher Geschichte. Studien zur Geschichte Fellbachs, Oeffingens und Schmidens. (Fellbacher Hefte 1). Stadtverwaltung Fellbach 1993. 370 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 25,-

Es kann in einer Zeit der Finanznot bei der öffentlichen Hand als Glücksfall, aber auch einer heute immer seltener empfundenen Verpflichtung einer Gemeinde gegenüber der Geschichte gelten, wenn sie sich zur Begründung einer ortsgeschichtlichen Publikationsreihe entschließt: Die *Fellbacher Hefte*, deren Band 2 ebenfalls in dieser Ausgabe der «Schwäbischen Heimat» gewürdigt wird, erscheinen seit 1993; ob man aber gerade gut beraten war, die Reihe mit einem Band zu beginnen, in dem drei längst vergriffene, aber teils von der Forschung doch auch überholte ortsgeschichtliche Abhandlungen zur Geschichte der Orte Fellbach (1908), Oeffingen (1952) und Schmidens (1963) in einem Reprint wieder veröffentlicht werden, dies sei dem Urteil der Käufer und Leser anheimgestellt.

PAUL SAUER: 500 Jahre Hospitalkirche. (Veröffentlichungen der Stadt Stuttgart, Band 62). Klett-Cotta Stuttgart 1993. 82 Seiten mit 54 Abbildungen. Pappband DM 19,-

Der Stuttgarter Stadtarchivar Paul Sauer würdigt in diesem reich mit Abbildungen versehenen Bändchen die nunmehr 500jährige Geschichte der als Dominikanerkirche 1493 gegründeten und im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges in ihrer ursprünglichen Gestalt samt ihrem reichen Inventar untergegangenen Stuttgarter Hospital-

Kirche, einschließlich der an ihr tätigen Pfarrer; ein weiteres Steinchen im Mosaik der Stuttgarter Stadtgeschichte.

Beiträge zur Geschichte der Industrie und Industriebauten im Landkreis Tuttlingen. (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für den Landkreis Tuttlingen, Band 3). Tuttlingen 1994. 175 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 23,- (zu beziehen beim Verein, Kreisarchiv 78532 Tuttlingen)

In vierzehn Beiträgen werden wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte der Industrialisierung im Kreis Tuttlingen verdeutlicht – etwa die Folgen der Industrialisierung im ländlichen Raum oder der Arbeiteralltag – sowie die Geschichte einzelner Firmen dargestellt – Möbelfabrik Spaichingen, Uhrenfabrik Mühlheim, Storz in Tuttlingen, Trikotagenfabrik Kaufmann, Maschinenfabrik Immingen – und die Architektur einiger Industriebauten aufgezeigt.

EBERHARD FRITZ: Die Verbesserung des Weinbaus in Württemberg unter König Wilhelm I. (1816–1864). Silberburg Verlag Stuttgart/Tübingen 1994. 78 Seiten mit einigen, meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 24,80
Der Verfasser zeigt auf, wie unter dem Konkurrenzdruck des Bieres Veränderungen im Weinbau – von der Quantität zur Qualität – durchgesetzt wurden, die bis heute nachwirken: So erhielten arme Wengerter kostenlos Schnittlinge edler Rebsorten, Musterweinberge wurden angelegt, und per Verordnung wurden 1822 erstmals rote und weiße Trauben getrennt gelesen.

Schwabekalender 1995. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1994. 27 farbige Großfotos. Format 23,5 x 34,5 cm. DM 24,-

Wer diesen Kalender, den schöne Aufnahmen und informative, sachkundige Texte auszeichnen, zur Hand nimmt bzw. besser in seinem Haus aufhängt, wird nicht nur sein Wohnzimmer damit schmücken, sondern kann sich alle zwei Wochen durch ein neues Kalenderblatt mit einem Stück Baden-Württembergs, seiner Landschaft, seiner Städte und Dörfer, vertraut machen.

WEITERE TITEL

ALFRED MUNZ: Wacholderbeeren. Besinnliche Spaziergänge auf der Schwäbischen Alb. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 112 Seiten mit 8 Zeichnungen von Eduard Niethammer. Pappband DM 24,80

Die Brezel & Das Vierteile porträtiert von HANS LOHRER, Texte gesucht und gefunden von MONIKA HIRSCHLE. Bleicher Verlag Gerlingen 1994. 128 Seiten mit 90 Zeichnungen. Pappband DM 19,80

Taschenbuch Baden-Württemberg. Gesetze – Daten – Analysen. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Neuausgabe 1994. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. 518 Seiten mit 13 Abbildungen, 13 Karten und 16 Tabellen. Kartoniert DM 29,80

EDUARD NIETHAMMER und ALFRED MUNZ: Mein Blumenbuch. Aquarelle 1956–1982. Selbstverlag der Autoren 1994. 43 Seiten mit 14 farbigen Abbildungen. Pappband DM 29,- (zu beziehen bei Niethammer Im Tiefental, 72813 St. Johann-Gächingen)

MANFRED AKERMANN: Willkommen in Schwäbisch Hall. Wir Verlag Walter Weller Aalen 1994. 48 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe. Pappband DM 24,80

JOHANNES LEOPOLD: Erinnerungen aus meinem Leben (1840–1906). Bearbeitet von Ute Fritz und Ilse Feller. (Lebendige Vergangenheit. Zeugnisse und Erinnerungen, Band 16). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. 136 Seiten mit 10 Abbildungen. Leinen DM 32,-

ARMIN DIETER: Mössinger Berggrutsch. Sturz in den Anfang. Die Entwicklung des Mössinger Berggrutes in einem Zeitraum von beinahe zehn Jahren. 3. Aufl. Verlag Tübinger Chronik 1993. 95 Seiten mit 60 Farbaufnahmen. Broschiert DM 19,80

BERND KLAGHOLZ und HEINZ BARDUA: Die Stadtteile von Leinfelden-Echterdingen im Luftkrieg (1939–1945). Eine Dokumentation. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Leinfelden-Echterdingen, Band 1). 1994. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 26,-

BARBARA KNIRSCH (Hrsg.): Großmutter's Lebensreise. Briefe und Dokumente. 3. Aufl. Barbara Knirsch Verlag Kirchentellinsfurt 1992. 269 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 32,80

DIETER HERZ: Hindelang und seine Gäste. Zum Verhältnis zwischen Einheimischen und Urlaubern in einem Oberallgäuer Fremdenverkehrsort. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1993. 256 Seiten mit 83 teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 39,80

KARL NAFÉ: Der Schwabe als solcher. Eine heitere Charakterkunde. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1994. 158 Seiten mit 14 Zeichnungen von Mechthild Schöllkopf-Hörlacher. Pappband DM 29,80

DOROTHEA KALLENBERG: Hond abschaffe, selber belle. Heiteres und Liebenswertes über sparsame Schwaben. DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1994. 96 Seiten mit 15 Zeichnungen von Ulrike Stifter. Pappband DM 18,-

WALTER SCHULTHEISS: Die Alten spiel' ich gern. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1994. 96 Seiten mit 101 Abbildungen. Gebunden DM 34,-

Individuelle 14-tägige Mitglieder-Reise
ab Frankfurt, buchbar ab
2 Personen

BRAZIL

KLASSISCHES BRASILIEN TERMINE WÖCHENTLICH



Flug mit Varig nach Salvador da Bahia, der ehemaligen Hauptstadt Brasiliens. An die Kolonialzeit der Stadt erinnert die farbenprächtige Altstadt mit barocken Bauten. Keine andere Stadt verkörpert so stark die Vielfalt brasilianischer Kultur und Geschichte. Nächste Station: Brasilia, die moderne, am Reißbrett geplante Hauptstadt. Bei einer Stadtrundfahrt besichtigen Sie die wichtigsten Bauten. Für zwei Tage halten Sie sich anschließend im Amazonasgebiet mit seiner einzigartigen Flora und Fauna auf. Manaus, Hauptstadt Amazoniens mit der weltberühmten Oper aus der Zeit des Kautschuk-Booms, ist Ausgangspunkt für eine Bootsfahrt auf dem Rio Negro und Rio Solimoes

bis zum "meeting of the waters", wo sich die Flüsse zum Amazonas vereinen. Von Belo Horizonte aus besuchen Sie "Ouro Preto", die "Goldstadt", die wegen ihren Schätzen kolonialer und barocker Architektur zum Weltdenkmal erklärt wurde. Die vorletzte Station Ihrer Reise ist Foz do Iguacu mit den einzigartigen Wasserfällen, den 'Cataratas'. Bewundern Sie diese bedeutendste Natursehenswürdigkeit Südamerikas. Ein Ausflug zum Itaipu-Staudamm mit dem größten Wasserkraftwerk der Welt steht ebenfalls auf dem Programm. Rio de Janeiro, die pulsierende Weltstadt, die zweifellos zu den schönsten Städten der Welt zählt, rundet das Programm dieser eindrucksvollen Rundreise ab.

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 4.350.-**
für Nichtmitglieder ab DM 4.550.-,
EZ-Zuschlag DM 630.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten. Stand 11/94

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -22, Frau Buci

Erleben Sie für ein Wochenende
die Weltstadt der Superlative:
The Big Apple

NEW YORK

NEW YORK - BIG APPLE TERMINE WÖCHENTLICH



1.Tag (Donnerstag) Deutschland- New York / JFK. Linienfl. mit Singapore Airlines (Swissair ab versch. deutsch. Flughäfen gegen Aufpreis). Transfer zum Hotel in eigener Regie.
2.Tag (Freitag) New York. Stadtrundfahrt mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Nachmittag zur freien Verfügung.
3.Tag (Samstag) New York. Der ganze Tag steht zu Ihrer freien Verfügung.
4. Tag (Sonntag) New York- Frankfurt (Ankunft am Montag). Vormittags Harlem Gospel-Tour mit Besuch einer Gospelmesse. Abends Transfer zum Flughafen in eigener Regie (Taxi) und Rückflug mit Singapore Airlines nach Frankfurt.

Eingeschlossene Leistungen:

Linienflug mit Singapore Airl. Frankfurt-New York-Frankfurt | 3 Übernachtungen im Hotel Ihrer Wahl (Wellington oder Warwick) inkl. Steuern | Halbtägige, deutschsprachige Stadtrundfahrt | Deutschsprachige Harlem Gospel-Tour | Reiseführer und Stadtplan

TERMINE UND PREISE
pro Person im Doppelzimmer
01.11.94 - 14.12.94
Hotel Wellington **DM 1.120.-**
Hotel Warwick **DM 1.275.-**
15.12.94 - 31.12.94
Hotel Wellington **DM 1.410.-**
Hotel Warwick **DM 1.560.-**
01.01.95 - 31.03.95
Hotel Wellington **DM 1.125.-**
Hotel Warwick **DM 1.275.-**
Zusatznacht im Doppelzimmer
Hotel Wellington DM 75.-
Hotel Warwick DM 125.-
Einzelzimmerzuschlag / 3 Nächte
Hotel Wellington DM 230.-
Hotel Warwick DM 375.-
Preisänderungen vorbehalten Stand 11/94

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -24, Frau De Marné

Termine 1995:
14.01. / 26.01. / 11.02.
25.02. / 11.03. / 25.03.

ARGENTINA

ARGENTINIEN 14-TÄGIGE MITGLIEDERREISE



Von Buenos Aires aus, der argentinischen Metropole am Rio de la Plata, starten Sie nach einer ausführlichen Stadtrundfahrt, mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten, wie dem 'Cabildo', dem alten Rathaus, dem weltberühmten Teatro Colon, La Boca, in dem der Tango lebt, zu Ihrer Patagonien-Feuerland-Rundreise. Sie besuchen die Pinguin-Kolonie in 'Punta Tombo', wo tausende Magellan-Pinguine beobachtet werden können, sowie die auf der Natur-Halbinsel Valdez lebenden Robben und See-Elefanten. Nach dem beeindruckenden Besuch dieser einzigartigen Tierwelt fliegen Sie weiter in die südlichste Stadt der Welt, nach Ushuaia. Der Nationalpark 'Tierra

del Fuego', sowie ein Ausflug in die Seenlandschaft Feuerlands mit den Seen 'Fagnano' und 'Escondido' stehen auf dem Programm. Einer der Höhepunkte dieser Reise ist zweifellos der Nationalpark 'Los Glaciares'. Gewaltige Gletscher ergießen sich in den Lago Argentino. Vor dem Rückflug nach Frankfurt halten Sie sich noch einmal in Buenos Aires auf und lernen beim Tagesausflug auf eine Estancia die Arbeit und das Leben der Gouchos kennen. Eine Folklore-Show und ein 'Asado', ein typisch argentinisches Grillessen, runden diesen Tag ab. Die zwei letzten Tage in Buenos Aires stehen zur freien Verfügung. Diese Reise ist mit einem Anschlussprogramm für Chile kombinierbar!

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 5.490.-**
für Nichtmitglieder ab DM 5.890.-,
EZ-Zuschlag DM 955.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänd. vorbehalten. Stand: 11/94

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -22, Frau Buci

8-tägige begleitete Mitglieder-
Reise zum Mitglieder-
Sonderpreis

ISRAEL

DAS HEILIGE LAND VOM 04. BIS 11. MÄRZ 1995



Eine abwechslungsreiche Rundreise ab Stuttgart o. Frankfurt (and. Abflugorte a. Anfr.) mit Lufthansa nach Tel Aviv. Ihr Reisebegleiter von SI steht während der gesamten Reise zur Verfügung. Auf einer Stadtrundfahrt lernen Sie Tel Aviv kennen und Caesarea, Hauptstadt Palaestinas während der Römerzeit. Über die Via Maris weiter nach Haifa, die Drusendörfer zum Karmelberg mit herrlichem Blick über die Bucht, über Akko nach Tiberias am See Genezareth. Nach Besuch im Kibbuz geht es über die Jordan-Senke und Sachne, einem wunderschönen Naturschutzgebiet, nach Jericho mit Ausgrabungen aus biblischer

Zeit, dann weiter nach Jerusalem, wo Sie 4 Nächte untergebracht sind. Stadtrundfahrt, Besichtigung der ummauerten Altstadt, der Via Dolorosa, der Klagemauer und dem Berg Zion. Vom Ölberg aus haben Sie einen herrlichen Blick auf die Altstadt. Besuch der Neustadt mit vielen Sehenswürdigkeiten (z.B. das Hadassah Krankenhaus und die Hebraische Universität) schließen sich an. Von Jerusalem aus unternehmen Sie Ausflüge nach Bethlehem und besuchen die Geburtskirche. In der Judäischen Wüste erleben Sie die Höhlen von Qumran und Ein Gedi, die blühende Oase. Eine Drahtseilbahnfahrt zur Festung Massada und ein Bad im Toten Meer, ebenso die bunten Märkte und Bazare, runden das Programm ab.

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer
Mitgl.Sonderpreis **DM 1.980.-**
für Nichtmitglieder ab DM 2.110.-,
EZ-Zuschlag DM 360.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen
Preisänd. vorbehalten. Stand: 11/94

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -23, Frau Rückgauer

USA/KANADA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.11.-12.12.94 B ► 13.12.-24.12.94
25.12.94-31.03.95

| | | |
|---|----------------|----------------|
| NEW YORK, BOSTON | A ► DM 880.- | B ► DM 950.- |
| MONTREAL, TORONTO | A ► DM 890.- | B ► DM 970.- |
| CHICAGO, CINCINNATI, ATLANTA, PHILADELPHIA, WASHINGTON DC. | A ► DM 950.- | B ► DM 990.- |
| LOS ANGELES | A ► DM 1.220.- | C ► DM 1.350.- |

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: ► Täglich

| | |
|----------------------------|---------------|
| NEW YORK, BOSTON, TORONTO | ► Auf Anfrage |
| CHICAGO, WASHINGTON DC. | ► Auf Anfrage |
| MIAMI, ATLANTA | ► Auf Anfrage |
| VANCOUVER | ► Auf Anfrage |
| LOS ANGELES, SAN FRANCISCO | ► Auf Anfrage |

SI-SPEZIAL-TARIFE

DELTA AIRLINES CODE 601 ab Frankfurt, Berlin, Hamburg, München, Stuttgart

TERMINE: A ► 01.11.-14.12.94 B ► 15.12.94-31.03.95
01.01.-14.03.95

| | | |
|--|--------------|----------------|
| BOSTON, NEW YORK -KENNEDY | A ► DM 830.- | B ► DM 930.- |
| BANGOR, BALTIMORE, PHILADELPHIA, PITTSBURGH, ROCHESTER, CYRACUSE, WASHINGTON DC., BUFFALO HARRISBURG PA., PORTSMOUTH | A ► DM 880.- | B ► DM 989.- |
| ATLANTA, CLEVELAND, DETROIT, INDIANAPOLIS, CHICAGO, CINCINNATI, MONTREAL, TORONTO | A ► DM 930.- | B ► DM 1.039.- |

FLORIDA, MEMPHIS, NASHVILLE, NORFOLK, RALEIGH, A ► DM 980.- B ► DM 1.089.-
RICHMONT VA., KNOXVILLE, HUNTSVILLE AL,
CHARLESTON SC., CHARLOTTE, COLUMBIA SC., DOTHAN, GREENBORO, JACKSON MS.

AUSTIN, HOUSTON, KANSAS CITY, MINNEAPOLIS, A ► DM 1.030.- B ► DM 1.139.-
NEW ORLEANS, ST. LOUIS, AMARILLO,
EL PASO, KILEEN, LITTLE ROCK, MILWAUKEE, OKLAHOMA CITY, SAN ANTONIO

DENVER, PHÖNIX, SALT LAKE CITY, OMAHA, A ► DM 1.080.- B ► DM 1.189.-
TUSCON, NASSAU, ALBUQUERQUE

LOS ANGELES, SAN FRANCISCO, MEXIKO CITY A ► DM 1.130.- B ► DM 1.239.-

IDAHO FALLS, LAS VEGAS, PORTLAND OR., SEATTLE A ► DM 1.230.- B ► DM 1.330.-
SACRAMENTO, SAN JUAN, BILLINGS, FRESNO,
MONTEREY, SAN DIEGO, BERMUDA,

ANCHORAGE, FAIRBANKS, HONOLULU A ► DM 1.580.- B ► DM 1.689.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ► Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ► Mindestaufenthalt 6 Tage /
max. 180 Tage ► Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ► Umbuchungs-
gebühr DM 50.- pro Person ► Stornogeühr DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE: A ► 17.10.-14.12.94 B ► 15.12.94-31.03.95

NEW YORK A ► DM 680.- B ► DM 930.-

BEDINGUNGEN: ► Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ► Mindestaufenthalt 3 Tage /
max. 35 Tage ► Kinderermäßigung auf Anfrage - Änderungen vorbehalten

AFRIKA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.11.-15.12.94 UND 27.12.94-31.03.95 B ► 16.12.-26.12.94

| | | |
|------------------------|----------------|----------------|
| DAR-ES-SALAM, NAIROBI | A ► DM 1.439.- | B ► DM 1.739.- |
| JOHANNESBURG, KAPSTADT | A ► DM 1.689.- | B ► DM 1.939.- |
| HARARE | A ► DM 1.739.- | B ► DM 1.989.- |

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: ► Auf Anfrage

| | |
|------------------------|---------------|
| HARARE, WINDHOEK | ► Auf Anfrage |
| JOHANNESBURG, KAPSTADT | ► Auf Anfrage |

SI-SPEZIAL-TARIFE

SOUTH AFRICAN AIRWAYS CODE 083 ab Frankfurt, Hamburg, München

TERMINE: A ► 01.11.-15.12.94 B ► 16.12.-26.12.94
27.12.94-13.04.95

| | | |
|------------------------------------|----------------|----------------|
| JOHANNESBURG | A ► DM 1.650.- | B ► DM 2.350.- |
| KAPSTADT (nur ab/bis Frankfurt) | A ► DM 1.850.- | B ► DM 2.550.- |

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ► Preise zuzüglich ca. DM 36.- Steuern ► Mindestaufenthalt 6 Tage /
max. 180 Tage ► Kinderermäßigung unter 2 Jahre 90% ► Umbuchungsgebühr: DM 50.-
pro Person ► Kinder- (2-11 Jahre) und Jugendermäßigung auf Anfrage ► Stornogeühr:
DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten.

ASIEN/AUSTRALIEN/CHINA

INFO: 0711-23729-21

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE: A ► 01.11.-15.12.94 B ► 16.12.-26.12.94
27.12.94-16.04.95

| | | |
|--|----------------|----------------|
| BANGKOK | A ► DM 1.559.- | B ► DM 1.809.- |
| SINGAPUR, KUALA LUMPUR, PENANG | A ► DM 1.659.- | B ► DM 1.959.- |
| MANILA | A ► DM 1.759.- | B ► DM 2.059.- |
| HONGKONG | A ► DM 1.809.- | B ► DM 2.069.- |
| TAIPEH | A ► DM 1.829.- | B ► DM 2.079.- |
| SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE | A ► DM 2.339.- | B ► DM 2.709.- |
| SEOUL, TOKIO | A ► DM 2.259.- | B ► DM 2.459.- |
| AUCKLAND, CHRISTCHURCH | A ► DM 2.459.- | B ► DM 2.959.- |

Preise incl. RAIL & FLY von den meisten deutschen Bahnhöfen.

► Kinderermäßigung auf Anfrage ► Kostenlose Stopovermöglichkeit in Singapur auf dem
Hin- und/oder Rückflug ► Preisauflschlag für Business-Klasse auf Anfrage - Änderungen
vorbehalten

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: ► Auf Anfrage

| | |
|-------------------|---------------|
| SYDNEY, MELBOURNE | ► Auf Anfrage |
| PEKING | ► Auf Anfrage |

SI-SPEZIAL-TARIFE

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ► Preise zuzüglich ca. DM 10.- Steuern ► Mindestaufenthalt 6 Tage /
max. 180 Tage ► Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ► Umbuchungs-
gebühr DM 50.- pro Person ► Stornogeühr DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten

Denkmalpflegerische Glanzpunkte gesetzt

(Fränkische Nachrichten Bad Mergentheim, 17.9.94)

Es war keine leichte Aufgabe für die Jury bei der Verleihung des Denkmalschutzpreises 1994 des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo, unter den 56 Bewerbungen die denkmalpflegerischen Glanzlichter auszuwählen. Dies unterstrich der Vorstandssprecher der Württemberger Hypo, Dr. Jürgen Blumer, im Roten Saal des Deutsch-ordensschlosses bei der Verleihung. Mit dem Preis wolle man die täglich neu gelebte Herausforderung Denkmalpflege unterstützen. Jede gelungene Restaurierung sei immer auch ein Stück weit Identitätszuwachs, betonte Blumer. Alle Preisträger hätten nicht nur große materielle Arbeit in ihre liebevoll restaurierten Baudenkmäler investiert und seien deshalb beispielgebend für andere Projekte.

Bürgermeister Christian Baumgart meinte, daß nach 1945 mehr Baudenkmäler durch Abriß verlorengegangen seien als in beiden Weltkriegen zusammen. Gerade die Stadt Bad Mergentheim verfüge über ein reiches Erbe auf dem Sektor historischer Bauwerke, hob Baumgart hervor. Mit ein Grund für den florierenden Tourismus in der Kurstadt sei sicher auch, daß der Besucher hier Überliefertes und Tradiertes in noch unverfälschter Form erleben könne.

Einen wissenschaftlichen Exkurs über das Themengebiet «Von «richtig» und «falsch» verstandener Denkmalpflege» hielt Professor Dr. Hubert Krins aus Tübingen. Es zeigte sich, daß hier keine eindeutig definierbaren Normen anzuwenden sind, vielmehr müsse sich der Denkmalschutz auf eine vielschichtige Fallbezogenheit einstellen.

Denkmalschutz lebt von der öffentlichen Auseinandersetzung, machte Wirtschaftsstaatssekretär Rainer Brechtken deutlich. Erfreut zeigte er sich, daß beim Denkmalschutz bzw. der Denkmalpflege – zumindest was grundsätzliche Fragen anbelange – ein gesellschaftlicher Konsens bestehe. Diesem sei auch im Haushaltsplan 1995 mit einem Betrag von 52 Millionen Mark als einem der wenigen Posten, die nicht gekürzt wurden, Rechnung getragen worden.

Folgende Preisträger wurden anschließend von Wirtschaftsstaatssekretär Rainer Brechtken mit dem landesweit einzigartigen Denkmalschutzpreis ausgezeichnet:

Für seinen repräsentativen Anspruch und seine harmonische Verbindung zwischen jüngeren und traditionellen Hofteilen wurde das Herrenhaus Üttingshof von Dr. Sabine und Uwe Harms bei Althausen ausgezeichnet.

Ebenfalls ausgezeichnet wurde das von Hans Jakob von Berlichingen, dem Sohne des berühmten Götz von Berlichingen, in der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaute Schloß und Bandhaus Neunstetten. Dieses Gebäude von Eigentümer Professor Dr. Thomas Meyer vermittelt nach



Nach der Verleihung der Denkmalschutzpreise (von links): Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes; Jürgen Kolesch, Biberach; Architekt Rudolf Reiser; Alfons und Christine Bürk, Rottweil; Hansjörg Stein, Schwäbisch Hall; Staatssekretär Rainer Brechtken; Dr. Sabine Harms, Bad Mergentheim; Architekt Friedrich Mathias; Prof. Dr. Thomas Meyer, Krautheim-Neunstetten, Dr. Jürgen Blumer, Vorstandssprecher der Württembergischen Hypothekbank.

Auffassung des Vorsitzenden der Jury, Ulrich Gräf, in den restaurierten und wieder bewohnten Räumen in anschaulicher Weise einen Einblick in denkmalpflegerisches Handeln, welches die Jury vor allem durch seinen selbstverständlichen Umgang mit historischer Substanz überzeugte.

Das Ackerbürgerhaus in der Lange Straße 26 in Schwäbisch Hall von Hansjörg Stein zählt zu den ältesten Gebäuden in der Schwäbisch Haller Katharinenvorstadt. Dem Besitzer ist es gelungen, ein heruntergekommenes und kaum mehr bewohnbares Gebäude wieder zu einem Haus mit hohem Wohnwert zu gestalten, heißt es in der Begründung der Jury für die Preisverleihung.

Weitere Preisträger des Denkmalschutzpreises 1994 waren: Jürgen Kolesch, Besitzer der historischen Weißgerberwalk in Biberach, sowie Christine und Alfons Bürk mit ihrem Fachwerkhaus aus dem 15. Jahrhundert in Rottweil.

Jahresbeitrag und Jahresspende 1995

Die Mitgliederversammlung am 8. Mai 1994 in Blaubeuren hat beschlossen, ab dem Jahr 1995 den Jahresbeitrag für Einzelmitglieder auf DM 48,- festzusetzen. Für juristische Personen werden DM 80,- erhoben. Nicht angehoben wurde der Beitrag für in Berufsausbildung stehende Personen mit DM 20,-. Letzteren soll damit der Beitritt zum Schwäbischen Heimatbund erleichtert werden.

Die Gründe für die Beitragserhöhung wurden in der Mitgliederversammlung dargelegt und liegen insbesondere in den gestiegenen Kosten für die Zeitschrift «Schwäbische Heimat», aber auch in den erhöhten Aufwendungen für Naturschutz und Denkmalpflege.

Der Jahresbeitrag wird entsprechend unserer Vereinssatzung am 1. Januar 1995 fällig. Wir werden Ihnen Anfang des nächsten Jahres die Beitragsrechnung übersenden. Bitte verwenden Sie die dort beigefügten Überweisungsträger. Auf Spenden über den Jahresbeitrag hinaus sind wir dringend angewiesen.

Bei Spenden bis einschließlich DM 100,- (Gesamtbetrag einschließlich Jahresbeitrag auf der Überweisung bis DM 148,-) gilt der Ihnen übersandte Vordruck auch für steuerliche Zwecke. Bei Summen, die über diesen Betrag hinausgehen, erhalten Sie vom Schwäbischen Heimatbund eine besondere Spendenbescheinigung. Wir bitten Sie um die Verwendung des Ihnen mit der Beitragsrechnung übersandten Überweisungsträgers. Sie erleichtern uns so die Buchhaltungsarbeit, da die Mitgliedsnummer schon vorgedruckt ist, und helfen unnötige Fehler zu vermeiden.

Die Abonnenten erhalten eine gesonderte Rechnung.

Wir hoffen, daß Sie unsere gemeinsame Vereinsarbeit in Naturschutz und Denkmalpflege, aber auch die Herausgabe der von vielen Seiten sehr gelobten Zeitschrift «Schwäbische Heimat» wieder durch eine zusätzliche Jahresspende 1995 tatkräftig unterstützen.

Mitglieder werben Mitglieder

Werben Sie neue Mitglieder für den Schwäbischen Heimatbund, und Sie erhalten einen Reisegutschein!

Wir stellen es immer wieder fest: unsere Mitglieder sind wichtige Werbeträger für den Schwäbischen Heimatbund und die Zeitschrift «Schwäbische Heimat». Der größte Teil der neu eingetretenen Mitglieder hat über Bekannte und Verwandte von unserem Verein gehört oder von ihnen ein Heft der Zeitschrift «Schwäbische Heimat» zur Lektüre erhalten.

Wir finden, daß dieses Engagement unserer Mitglieder nicht nur Anerkennung, sondern auch eine Belohnung verdient, und möchten in diesem und im kommenden Jahr allen, die sich ganz besonders dafür einsetzen, daß der Schwäbische Heimatbund neue Mitglieder begrüßen kann, einen Reisegutschein schenken.

Wer in diesem oder im nächsten Jahr **acht neue Mitglieder** wirbt, erhält einen **Reisegutschein über DM 500,-**. Bei Werbung von fünf neuen Mitgliedern winken Reisegutscheine über DM 300,-, bei drei neuen Mitgliedern Reisegutscheine über DM 100,-. Alle Gutscheine können bei einer oder mehreren Studienreisen aus dem Programm des Schwäbischen Heimatbundes eingelöst werden.

Es lohnt sich also heuer und nächstes Jahr ganz besonders, mit Verwandten, Freunden, Bekannten und Kollegen über den Schwäbischen Heimatbund zu sprechen. Wenn Sie in diesem Jahr bereits neue Mitglieder geworben haben, werden diese selbstverständlich mitgezählt.

Informationsmaterial über den Schwäbischen Heimatbund sowie ein Probeheft der «Schwäbischen Heimat» schicken wir Ihnen und Ihren Verwandten und Bekannten jederzeit gerne zu. Rufen Sie uns an (Tel. 07 11/22 16 38) oder senden Sie uns die Adressen der Interessenten zu.

Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart

Vielen Dank für Ihr Engagement!

Wir fragen unsere Leser Fragebogenaktion

Im Heft 3/1994 der «Schwäbischen Heimat» haben wir mit einer Fragebogenaktion um die Meinung unserer Leserinnen und Leser gebeten. Etwa 300 Mitglieder und Abonnenten haben uns diesen Fragebogen, ausgefüllt und mit Anregungen versehen, zurückgeschickt – vielen Dank!

All diejenigen, die noch nicht dazu gekommen sind, den Fragebogen auszufüllen, möchten wir herzlich bitten, dies noch zu tun – Sie helfen uns damit, die Konzeption der «Schwäbischen Heimat» zu überprüfen und sie, wo nötig, zu verbessern. Sie finden den Fragebogen in der «Schwäbischen Heimat» Nr. 3/1994 auf S. 327/328.

Naturschutz-Zentrum Pfrunger-Burgweiler Ried hat seinen Betrieb aufgenommen

(Schwäbische Zeitung vom 12. 10. 94)

Seit gestern gehört die Gemeinde Wilhelmsdorf zu der Handvoll Gemeinwesen in Oberschwaben, die über ein Naturschutz-Zentrum verfügen. Es soll das Pfrunger-Burgweiler Ried, eines der letzten intakten Hochmoore Süddeutschlands, betreuen und wird von einem ausgewiesenen Fachmann in Sachen Naturschutz, Lothar Zier, ehrenamtlich geleitet. Sämtliche Festredner hoben gestern die Besonderheit dieser Einrichtung hervor: Es ist ein Verbandszentrum mit dem Schwäbischen Heimatbund als Träger.

In Vertretung von Umweltminister Harald B. Schäfer (SPD) sprach Dr. Eberhart Heiderich, der Geschäftsführer der dem Umweltministerium zugeordneten Stiftung Naturschutzfonds, von einem «Erfolg zum Anfassen» und wies dem Naturschutz-Zentrum unter anderen die Aufgabe zu, das Naturschutzbewußtsein der Allgemeinheit zu stärken. Noch immer sei der Naturschutzgedanke zu schwach ausgeprägt, werde Naturschutz als Investitionshemmnis betrachtet.

«Naturschutz will jeder, aber»

«Naturschutz will jeder, aber bitte nicht zu Lasten der persönlichen Freiheit», kritisierte Heiderich den aktuellen Bewußtseinsstand vieler Zeitgenossen und machte sich für umfangreiche Sachaufklärung stark. Ausdrücklich wollte Dr. Heiderich die Existenz von staatlich und verbandsgeführten Naturschutzzentren nicht als Konkurrenzverhältnis, vielmehr als Ergänzung verstanden wissen. Der Geschäftsführer der Stiftung Naturschutzfonds kündigte weitere Finanzmittel zugunsten des Wilhelmsdorfer Naturschutz-Zentrums an. Die Stiftung hat zunächst einmal rund 180 000 Mark zur Verfügung gestellt.

Martin Blümcke, der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, der die Betriebsträgerschaft mit jährlich 50 000 Mark übernommen hat, wies seinerseits auf die Besonderheit des Wilhelmsdorfer Naturschutz-Zentrums als verbandsgeführte Einrichtung hin und hob die Mitwirkung der Gemeinde bei der Schaffung des Zentrums hervor. Bürgermeister Traub vergaß in diesem Zusammenhang nicht den Hinweis, daß das Land 70 Prozent der Grundstücks- und Umbaukosten beigesteuert hat.

Als Grundgedanke des Naturschutz-Zentrums nannte der Bürgermeister, eine Einrichtung zu schaffen, «in der alle mitarbeiten können». Daß man mit Lothar Zier einen kompetenten Mann als Leiter des Zentrums gefunden hat, zählte Traub zu den Pluspunkten der Entwicklung. Der Bürgermeister verhehlte jedoch nicht die Existenz kritischer Stimmen, was die Bewahrung des Rieds vor ungezügelter Interesse betrifft, sprach seinerseits indessen von einem «maßvollen Ausbau» des Biotops. Ganz besonders hob der Schultes hervor, «daß viele Kräfte zu-

sammengewirkt haben» bei der Schaffung des Naturschutz-Zentrums.

Die Bedeutung des Rieds für die Patienten der Fachkrankenhäuser Ringgenhof und Höchsten hob deren Direktor Dr. Wilfried Haßfeld hervor. Die Patienten identifizierten sich mit der Einrichtung, versicherte der Mediziner und sprach sich für einen «sanften Tourismus» ohne Gastronomie aus. Franz Moosherr, Leiter des Umweltamtes im Landratsamt Ravensburg, sagte personelle und fachliche Unterstützung zu und begründete die fehlende finanzielle Hilfe – von einem 8500-Mark-Scheck abgesehen – mit dem Engagement des Kreises im Wurzacher Ried.



Dieter Dziellak (links) und Martin Blümcke (rechts) freuen sich über den Scheck mit dem Betrag von DM 62 600,-, den Horst Bülow im Namen der Stiftung «Tiere in Not» in den Händen hält.

Bemerkenswert die kurze Rede des Bauunternehmers Horst Bülow: Der Gründer der gleichnamigen Stiftung «Tiere in Not» stellte den Naturschutzgedanken ganz in den Vordergrund seiner Ausführungen und erwähnte seine Spende in Höhe von immerhin 62 600 Mark lediglich in einem Nebensatz.

Daß sich der Schwäbische Heimatbund an der Schaffung des Naturschutz-Zentrums in Wilhelmsdorf beteiligt hat, führte Geschäftsführer Dieter Dziellak unter anderem auf das Engagement von Lothar Zier und die Sorge des Heimatbundes um den Erhalt dieses wertvollen Lebensraumes zurück. Dziellak würdigte ebenfalls die Tatsache, daß mit den Patienten des Fachkrankenhauses Menschen ins Projekt eingebunden werden können, «die ihr Leben aus den Augen verloren haben».

Mehrere Kooperationspartner

Kooperationspartner des Trägers des Zentrums, des Schwäbischen Heimatbundes, sind das Land Baden-Württemberg, vertreten durch die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen, die Gemeinde Wilhelmsdorf, die Zieglerschen Anstalten in Wilhelmsdorf, die Ortsgruppe des Naturschutzbundes (NABU) sowie der Wasser- und Bodenverband Pfrungen in Wilhelmsdorf.

Bausparen klingt vielleicht etwas konservativ. Ist Miete zahlen etwa fortschrittlich?



LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Classic & **Vario**

Was auch immer Sie mal vorhaben: wohnen gehört schon dazu. Mieten auch? Nicht unbedingt. Denn das absolut bewährte Bauspar-System mit dem aktuellen LBS *Classic* und *Vario* bringt Ihnen klare Vorteile auf dem Weg zur ersten eigenen Wohnung. Sogar kombinierbar mit VL, Ihren vermögenswirksamen Leistungen. Also: wir sollten uns jetzt kennenlernen.

LBS und Sparkasse:
Unternehmen der
Finanzgruppe.

**Wir geben Ihrer
Zukunft ein Zuhause.**



Dieses Haus in Wilhelmnsdorf, Riedweg 3, beherbergt das Naturschutz-Zentrum Pfrunger-Burgweiler Ried. Karten, Tafeln und Objekte vermitteln Wissenswertes zum Moor, zu seiner Entstehung und Ausformung. Ganz in der Nähe beginnt der Ried-Lehrpfad.



Feierliche Eröffnung des Naturschutz-Zentrums: zweiter von links der Bundestagsabgeordnete Bindig im Gespräch mit Lothar Zier, dem Leiter des neuen Naturschutz-Zentrums Wilhelmnsdorf, Bürgermeister Traub, dahinter Dr. Heide rich, Geschäftsführer des Naturschutz-fonds im Umwelt-ministerium, Horst Bülow, der band-schneidende Vorsit-zende Martin Blümcke und der bandhaltende Ge-schäftsführer Dieter Dziellak. Im Hinter-grund die ersten Bäume des Pfrunger Rieds.

Felix Hollenberg (1868–1945)

Malerei – Graphik

14. November bis 31. Dezember 1994
im

Reutlinger Kunstkabinett K. Kraushaar
und

J. W. Fehrle (1884–1974)

einige seltene Bronzen

Nürtinger-Hof-Str. 7, 72764 Reutlingen, Tel. (071 21) 30 02 88
Mo–Fr 10–12.30 Uhr, 15–18 Uhr, Sa 10–12.30 Uhr
oder Voranmeldung.

WEIHNACHTSAUSSTELLUNG

SCHWÄBISCHE MALEREI

23. 11. 94 - 14. 1. 95



KUNSTHAUS SCHALLER

STUTTGART

Treffpunkt der Kunst

Marienstraße 3 • 70178 Stuttgart

Tel. (0711) 162 65-15

Württembergs erster und sein letzter König

Paul Sauer porträtiert sie beide: den »dicken Friedrich«, der als der Schöpfer des modernen Württemberg gilt und Wilhelm II., der bis in unser Jahrhundert hinein regierte und nicht nur ein nobler Monarch war, sondern ein sehr volksnaher dazu.



**Württembergs
letzter König**
360 Seiten
mit 50 Abb., DM 48,-
öS 375,-/sFr. 48,-



Der schwäbische Zar
480 Seiten
mit 41 Abb., DM 42,-
öS 328,-/sFr. 42,-

DVA

Neuerscheinung

Armin Dieter

Naturerlebnis Schwäbische Alb



Broschur mit farbigem Kartonschlag,
Format 21 × 14,8 cm, Umfang 96 Seiten,
60 Farbaufnahmen (Großteil ganzseitig),
Verkaufspreis 23,80 DM,
ISBN 3-9803568-0-9

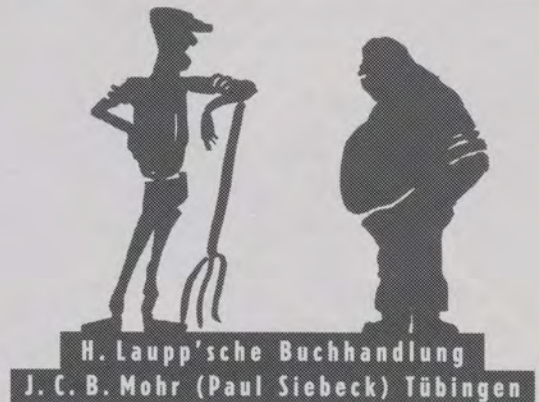
Der Autor zeigt in klaren Worten und mit eindrucksvollen Aufnahmen die vielseitige Landschaft der Schwäbischen Alb mit ihren Tieren, Pflanzen und Naturgewalten auf.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, 72072 Tübingen, August-Bebel-Str. 9, und beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen, An der Neckarbrücke.



Verlag Tübinger Chronik

SCHWÄBISCHES HANDWÖRTERBUCH



H. Laupp'sche Buchhandlung
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

2., verbesserte Auflage 1991.
451 Seiten. ISBN 3-16-145724-2
Pappband DM 58,-

Naturschutzzentrum Pfrunger–Burgweiler Ried

Aus Anlaß der Eröffnung des Naturschutzzentrums Pfrunger–Burgweiler Ried am 11. Oktober 1994 in Wilhelmsdorf, Kreis Ravensburg, sind uns folgende Zuschüsse und Spenden zugegangen. Wir bedanken uns herzlich dafür.

Naturschutzfonds Baden-Württemberg:

| | |
|--|-------------|
| für die Errichtung des Naturschutzzentrums | 75 000,- DM |
| für die Ausarbeitung einer Konzeption | 82 800,- DM |
| für die Riedlehrpfade | 21 000,- DM |

Bülow-Stiftung «Tiere in Not»:

| | |
|--|-------------|
| für die Errichtung des Naturschutzzentrums und die Ausarbeitung einer Konzeption | 62 600,- DM |
|--|-------------|

Rotary-Club Riedlingen-Saulgau:

| | |
|-----------------------|-------------|
| für die Riedlehrpfade | 16 000,- DM |
|-----------------------|-------------|

Landratsamt Ravensburg:

| | |
|--|------------|
| für die Riedlehrpfade | 7 000,- DM |
| für die Errichtung des Naturschutzzentrums | 1 500,- DM |

| | |
|-------------------------------------|------------|
| Oberschwäbische Elektrizitätswerke: | 5 000,- DM |
|-------------------------------------|------------|

| | |
|----------------------------|------------|
| Kreissparkasse Ravensburg: | 5 000,- DM |
|----------------------------|------------|

| | |
|--------------------|----------|
| Volksbank Saulgau: | 500,- DM |
|--------------------|----------|

| | |
|--------------------|----------|
| Volksbank Ostrach: | 500,- DM |
|--------------------|----------|

| | |
|------------------------------|----------|
| Raiffeisenbank Wilhelmsdorf: | 500,- DM |
|------------------------------|----------|

Zieglersche Anstalten und Klinik Ringgenhof,
Rotachheim, Gemeinde Wilhelmsdorf und
Ortsgruppe Wilhelmsdorf des NABU:
Mitarbeit beim Ausbau der Riedlehrpfade

Firma Hagen, Elektrogeschäft Wilhelmsdorf:
Beitrag für die Multi-Media-Ausstattung

Gemeinde Illmensee:
Exponate (Elchschaufel)

Wilhelm Lutz, Wilhelmsdorf:
Fundstücke: Tonscherben und Lanzenspitze

Ernst Haberkorn, Wilhelmsdorf:
Mooreiche (9000 Jahre alt)

Rudolf Mörike, Wilhelmsdorf:
Prähistorisches Fundmaterial

Ludwig Hug, Wilhelmsdorf-Pfrungen:
Torfstechmaschine

Schwäbischer Heimatbund vergab Kulturlandschaftspreis 1994

Stuttgart. Der Schwäbische Heimatbund zeichnete zum vierten Mal seit 1991 vorbildliche Initiativen und mutige Einzelaktionen aus, die zur Erhaltung charakteristischer Landschaftsbilder beitragen. Die Vielgestaltigkeit und Schönheit unserer in Jahrtausenden geschaffenen Kulturlandschaft mit ihrer vielfältigen Tier- und Pflanzenwelt bedeuten einen unersetzlichen Reichtum, der auch kommenden Generationen erhalten bleiben soll. Über Jahrhunderte bewährte Bewirtschaftungsformen werden heute überall in Frage gestellt. Landnutzung im Einklang mit Natur und Landschaft ist heute keine Selbstverständlichkeit mehr. Umso wichtiger ist es, Beispiele für eine naturverträgliche, die kulturelle Tradition aufgreifende und dennoch wirtschaftliche Nutzung herauszustellen. Sie sollen Beispiel geben für einen Ausgleich von Ökonomie und Ökologie. Die Preisträger können für viele, die mit ihren Entscheidungen und ihrer Arbeit die Zukunft unserer Kulturlandschaft bestimmen, Vorbild sein und Orientierung bieten.

Die Preisjury des Schwäbischen Heimatbundes hatte die schwierige Aufgabe, aus über sechzig Einreichungen diejenigen Projekte herauszusuchen, die die Landnutzung unter Berücksichtigung von Natur und Landschaft besonders zum Ausdruck bringen. Die ausgewählten Preisträger bewirtschaften und pflegen Beispiele traditioneller Kulturlandschaften. Die Gesamtpreissumme in Höhe von 10 000 DM wurde unter sechs Bewerbern aufgeteilt.

Die Jury zeichnete folgende Gruppen und Einzelpersonen mit einem Hauptpreis aus:

- Karl Baumgärtner in Leonberg/Heimsheim, Enzkreis, für die Pflege des geplanten Naturschutzgebiets «Betzenbuckel» im Sinne der traditionellen Schäferei;
- Familie Kugler in der Rümelinstraße in Murrhardt, Rems-Murr-Kreis, für die Wiederherstellung und den Betrieb der Rümelinsmühle als Beispiel einer traditionellen Wasserkraftanlage;
- die Ortsgruppe Ravensburg des BUND, Landkreis Ravensburg, für die Aktion «Apfelsaft aus Streuobstbau» als beispielhafte Vermarktung von Obst aus landschaftsprägenden Obstwiesen;
- die Projektgruppe Streuobstwiesen Beilstein-Ilsfeld-Oberstenfeld, Landkreise Heilbronn und Ludwigsburg, für die beispielhafte Vermarktung von Obst aus gefährdeten landschaftsprägenden Obstwiesen;
- die Ortsgruppe Feldstetten des Schwäbischen Albvereins, Alb-Donau-Kreis, für langjährige umfassende Pflegemaßnahmen auf den Heiden und an den Hülen in der Umgebung von Feldstetten;
- die Bezirksgruppe Geislingen des Bundes Naturschutz Alb-Neckar, Landkreis Göppingen, für langjährige umfassende Pflegemaßnahmen auf Heiden, an Hülben und in den Heckenlandschaften der Geislinger Alb.

Für beispielhafte Einzelmaßnahmen wurden folgende acht Wettbewerbsteilnehmer mit einer öffentlichen Anerkennung geehrt:

- die Ortsgruppe Bisingen des Schwäbischen Albvereins, Zollernalbkreis, für langjährige Pflegemaßnahmen am Ebersberg bei Thanheim;
- die Ortsgruppe Ebingen des Schwäbischen Albvereins, Zollernalbkreis, für die Rettung und Sicherung der Schwenninger Steige als kulturhistorisches Denkmal;
- Friedrich Bauer in Aidlingen, Landkreis Böblingen, für die Pflege der Wiesenau des Naturschutzgebietes im Würmtal bei Aidlingen;
- der Obst- und Gartenbauverein Haigerloch-Weildorf, Zollernalbkreis, für das Projekt «Ein Grüngürtel um Weildorf» und vielfältige Aktivitäten zur Pflege der Gemarkung;
- Familie Birgit und Hans Fruh in Eppingen-Richen, Landkreis Heilbronn, für die Rettung und Pflege eines kulturhistorisch bedeutsamen Hohlweges sowie die Pflege von Trockenrasen;
- die Naturschutzgruppe Schwäbische Alb des Schwäbischen Albvereins, Landkreis Reutlingen, für die Anlage von Feuchtgebieten im Gossenzuger Tal sowie zahlreiche weitere Landschaftspflegemaßnahmen;
- Gerhard Bauer in Meßstetten-Tieringen, Zollernalbkreis, für die langjährige Pflege des Naturschutzgebietes «Hülenbuchwiesen» in der traditionellen Art einer Holzweiese;
- Gustav Ritter in Nusplingen, Zollernalbkreis, für die Pflege des Naturschutzgebietes «Westerberg» mit seinen Wiesen und Hecken.

Der Umweltminister des Landes Baden-Württemberg, Harald B. Schäfer, und der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke, übergaben die Preise am Freitag, 21. Oktober 1994, in einer öffentlichen Veranstaltung in der Stadthalle von Heimsheim (Enzkreis). Eine Besichtigung des Heidegebietes «Betzenbuckel», das vom ersten Preisträger, dem Schäfer Karl Baumgärtner, vorbildlich bewirtschaftet wird, ging der Preisverleihung voraus.

Richtfest bei den Stuttgarter Altstadt-häusern am 18. November 1994

Baubericht über das Vorhaben Weberstraße 2, Richtstraße 1 und 3

Das Richtfest steht bevor, und damit sind sämtliche Mauer-, Zimmerer-, Blechner- und Dachdeckerarbeiten beendet. Noch rechtzeitig vor dem Wintereinbruch ist das Haus unter Dach, so daß die Ausbauarbeiten beginnen konnten. Die Heizungs- und Sanitärfirma ist im Haus, und auch mit den Elektroarbeiten wird in Kürze begonnen. Der Stahlbauer ist damit beschäftigt, in die beiden Geschosse der Bibliothek ein Stahlgerüst einzuziehen, das aus statischen Gründen für die Standsicherheit des Gebäudes Richtstraße 3 erforderlich ist und die notwendige Grundkonstruktion für die einzubauende Bibliothek auf zwei Ebenen schafft. Anfang Oktober lärmte und staubte es zwei Wochen lang im Gebäude durch die Verpressung von Beton in das alte Mauerwerk im Untergeschoß und

durch das Abdampfen der Natursteine. Zwei Tonnen Zement wurden in die Fugen des Mauerwerks und dahinter geblasen, um die Standsicherheit zu verbessern und gleichzeitig die Feuchtigkeit im Mauerwerk zu minimieren. Diese Kosten waren erheblich, aber notwendig und betrugen ca. 40 000,- DM. Nur ein Teil dieser Summe war im bisherigen Kostenvoranschlag enthalten.

Mit den Finanzen sah es von Juli bis Oktober recht ruhig aus, lediglich um 3000,- DM füllte sich das Spendensäckel, weshalb der Vorstand beschlossen hat, diejenigen Mitglieder mit einem besonderen Spendenaufruf anzuschreiben, die bisher noch nichts für das Baukonto tun konnten; dies betrifft 4800 Mitglieder. Nicht auszudenken die Freude bei Vorstand und Geschäftsführung, wenn jeder 100,- DM spenden würde! Dann wären wir alle Sorgen mit dem Bau los. Aber wir sind für jede noch so kleine Spende dankbar – jeder nach seinem Vermögen.



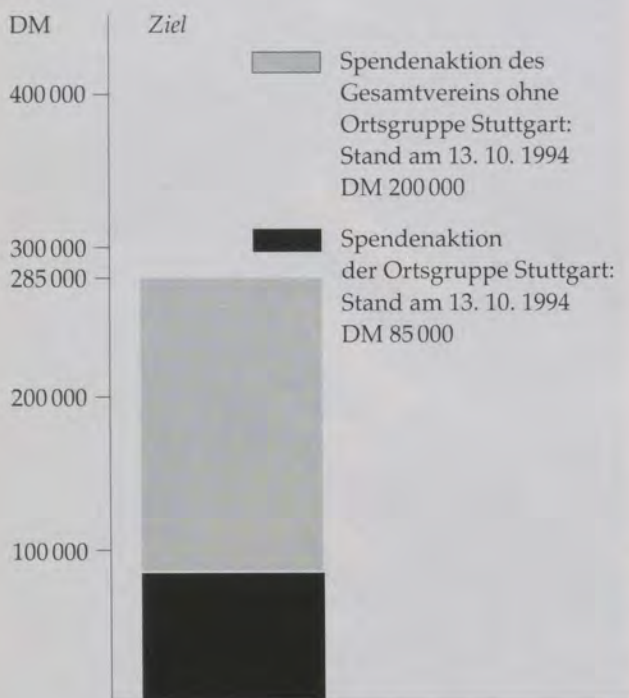
Blick auf die Dachbalken in der Richtstraße 3 im Stuttgarter Leonhardsviertel; bald wird den Giebelbalken ein Richtbäumchen schmücken.

Benefizkonzert

Zur Auffüllung des Spendensäckels hat auch der Chor des Schwäbischen Heimatbundes mit einem Konzert in der Hospitalkirche in Stuttgart am 9. Oktober 1994 beigetragen. 2500,- DM konnten dem Baukonto gutgeschrieben werden, da die Landesgirokasse Stuttgart sämtliche Unkosten des Konzerts übernommen hatte. Aber nicht nur des Geldes wegen kamen ca. 120 Zuhörer in die Hospitalkirche, sondern wegen des ansprechenden Programms und dem Chor zuliebe, der verstärkt durch Instrumentalisten einen respektablen Auftritt hatte und gekonnt klassische geistliche Musik intonierte. Herzlichen Dank allen Sängerinnen und Sängern mit Dirigenten für dieses Engagement zum Wohl unseres Vereins.

Spendenbarometer für die Rettung der Altstadt Häuser in Stuttgart

– Neue Geschäftsstelle –



Dr. Oswald Schoch geehrt

Die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg und damit die höchste von der Landesregierung zu gebende Auszeichnung ist kürzlich dem jetzt in Mühlheim lebenden ehemaligen Leiter des Staatlichen Forstamts Enzklösterle, Forstdirektor a. D. Dr. Oswald Schoch, verliehen worden. Den Lesern dieser Zeitschrift ist er durch seine waldgeschichtlichen Aufsätze, den Teilnehmern unseres Reiseprogramms als sachkundiger und temperamentvoller Führer bestens bekannt. Dr. Schoch durfte die Auszeichnung im Rahmen eines Empfangs der

Landesregierung im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses aus der Hand von Ministerpräsident Erwin Teufel entgegennehmen.

Bei der Aushändigung der Verdienstmedaille nebst Urkunde würdigte Ministerpräsident Erwin Teufel das von großem Engagement geprägte Wirken Dr. Schochs auf dem Gebiet der Heimatforschung. Dazu der Ministerpräsident wörtlich: «Der Tatsache, daß bei Ihnen Hobby und Beruf eine geglückte Symbiose eingingen, sind wichtige und gewichtige Beiträge zur Erforschung der Heimat-, Forst- und Waldgeschichte des Nordschwarzwalds zu verdanken. Ohne Ihren enormen persönlichen Einsatz wären viele Kenntnisse und Zeugen der Vergangenheit, Materialien und Werkzeuge, bauliche Anlagen und Standorte untergegangener Berufe möglicherweise endgültig verloren gegangen. Aus der Schaffung von Walderholungseinrichtungen in den 60er Jahren entwickelten Sie in mühsamer Arbeit und mit einem hohen zeitlichen Aufwand geschichtliche Untersuchungen der alten Waldberufe im Enztal wie den des Köhlers und Flößers. Entdeckt und wiederhergestellt wurden Kohlenmeiler, Floßweiher und Flößerstuben sowie die Rußhütte in Enzklösterle.»

REISEPROGRAMM

Veranstaltungsprogramm 1995

Studienreisen, Exkursionen, Führungen

Das Reise- und Veranstaltungsprogramm des Schwäbischen Heimatbundes präsentiert sich 1995 in einem neuen Gewand: die nun handlicher und übersichtlicher gestaltete Broschüre erhalten alle Mitglieder und Abonnenten des Vereins zusammen mit diesem Heft der «Schwäbischen Heimat» zugesandt.

Wir haben uns wieder viel Mühe gegeben, ein vielfältiges und interessantes Jahresprogramm zusammenzustellen, das von der zweistündigen Führung entlang der Stuttgarter Stadtmauer bis zur zweiwöchigen Studienreise nach Siebenbürgen ein breites Spektrum an Veranstaltungen umfaßt. Auch 1995 können wir Ihnen eine Vielfalt an Themen präsentieren. Dabei stehen Geschichte und Kunstgeschichte wieder an der Spitze der Themenbereiche, aber wie immer sind auch Naturkunde, Archäologie und andere Themenbereiche vertreten. Nicht zuletzt gibt es auch wieder Exkursionen, die die ganze landeskundliche Breite eines Landstriches oder einer Stadt (von der Geologie bis zur Kunstgeschichte) beleuchten.

Im Anschluß finden Sie einen kleinen Auszug aus unserem Reiseprogramm 1995. Gerne senden wir Ihnen die ausführliche Veranstaltungsbroschüre zu, wenn sie nicht mehr vorhanden sein sollte.

Investoren brauchen Partner mit Erfahrung

TIGGES KOMMUNIKATION



Das gilt besonders bei der Immobilienfinanzierung. Ob Bauträger-, Grundstückankaufs- oder Zwischenkredit, ob kurzfristiges Vorausdarlehen oder langfristige Festzins-hypothek: Wir stehen Ihnen mit unserer umfassenden Erfahrung zur Verfügung und erarbeiten für die unterschiedlichsten Projekte fallgerechte Finanzierungsvorschläge. Rufen Sie uns an.

**Württembergischer
Hypo**

DIE IMMOBILIENBANK



Berlin: 030/8 8198 90; Bielefeld: 05 21/6 90 10; Dresden: 03 51/4 98 91 40; Düsseldorf: 02 11/35 20 35; Frankfurt: 0 69/24 26 26-0;
Freiburg: 0761/355 35; Hamburg: 0 40/33 60 06; Köln: 02 21/91 28 48-0; Karlsruhe: 072 42/50 15;
Leipzig: 03 41/2 1144 99; Mannheim: 06 21/2 08 78; München: 0 89/22 15 34; Stuttgart: 07 11/2 09 62 38

Veranstaltungen Januar – März 1995:

- Chur: Uralte Bischofsstadt mitten in den Alpen
Führung: Dr. Raimund Waibel
Freitag, 17. Februar, bis Sonntag, 19. Februar 1995
- Die freien Reichsstädte im deutschen Südwesten:
Ravensburg
Führung: Dr. Raimund Waibel
Samstag, 11. März, bis Sonntag, 12. März 1995
- Vom Heuchelberg zum Bottwartal:
Der altwürttembergische Landgraben
Führung: Reinhard Wolf
Sonntag, 19. März 1995
- Die Kelten: Ein Volk voller Geheimnisse –
Der Herbst des kontinentalen Keltentums:
Die gallo-römische Kultur
Führung: Dr. Raimund Waibel
Donnerstag, 23. März, bis Sonntag, 26. März 1995

Weitere Veranstaltungen (Auszug):

- Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes in Maulbronn
Samstag, 8. April, bis Sonntag, 9. April 1995
- Sizilien. Insel zwischen Morgenland und Abendland
Führung: Dr. Wilfried Setzler und Sibylle Setzler
Sonntag, 9. April, bis Freitag, 21. April 1995
- Das Schwabenland mit den Augen Eduard Mörikes gesehen
Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler
Samstag, 29. April, bis Montag, 1. Mai 1995
- Die Westgoten: Studienreise nach Zentralspanien und Nordportugal
Führung: Dr. Raimund Waibel
Samstag, 6. Mai, bis Sonntag, 21. Mai 1995
- Dem Blauen Reiter auf der Spur: Die Expressionisten Kandinsky und Klee in München und Murnau
Führung: Thomas Becker
Samstag, 20. Mai, bis Sonntag, 21. Mai 1995
- «Wanderungen durch die Mark Brandenburg»:
Mit Fontane in das preußische Kernland
Führung: Dr. Friedrich Schmid
Montag, 5. Juni, bis Sonntag, 11. Juni 1995
- Archäologie und frühes Christentum in Friaul
Führung: Dr. Christoph Unz
Montag, 3. Juli, bis Samstag, 8. Juli 1995
- Heimatkunde auf zwei Rädern: Historisch-naturkundliche Radwanderung auf der Schwäbischen Alb
Führung: Regina Schmid und Astrid Waibel
Freitag, 28. Juli, bis Sonntag, 30. Juli 1995
- Zu den Kirchenburgen in Siebenbürgen und den Klöstern der Moldau
Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt und Ingeborg Luthardt
Montag, 21. August, bis Sonntag, 3. September 1995

- Auf den Spuren der Templer. Der Beitrag der schwäbischen Templer zur Entwicklung Palästinas
Führung: Ludwig Bez und Ulrich Gräf
Samstag, 9. September, bis Samstag, 23. September 1995
- Romanische Baukunst um Oberstenfeld und Murrhardt
Führung: Prof. Dr. Hans-Martin Maurer
Mittwoch, 13. September 1995
- Adventsfahrt: Krippenbauer, Christbaumschmuckbläser, Spielzeugmacher in Franken und Thüringen
Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt und Harald Schukraft
Freitag, 1. Dezember, bis Sonntag, 3. Dezember 1995

Ausstellungssonderfahrt nach Tübingen

«Der frühe Kandinsky»

Führung: Sibylle Setzler, M. A.

Freitag, 9. Dezember 1994

Abfahrt:

13.30 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühr und Führung): 45,- DM

Diese neue große Ausstellung in der Tübinger Kunsthalle ist die erste, die ausschließlich dem frühen Schaffen von Wassily Kandinsky (1866–1944) gewidmet ist. Gezeigt wird seine Entwicklung von 1900 bis zur einsetzenden Abstraktion 1910. Im Mittelpunkt stehen neben den impressionistisch anmutenden Ölskizzen vor allem die sogenannten Märchenbilder mit ihrem romantischen Inhalt, mit mittelalterlichen Szenerien und Rittern, mit orientalischen und altrussischen Motiven. Eine große Anzahl in Öl gemalter Landschaftsbilder, die Kandinsky in den Sommermonaten 1908 in Murnau im Voralpenland gemalt hat, zeigt die Entwicklung des russischen Malers in dieser Zeit.

Zahlreiche Arbeiten, vor allem aus Privatbesitz, werden bei dieser Ausstellung zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgestellt.

Informationen und Anmeldung:

Schwäbischer Heimatbund

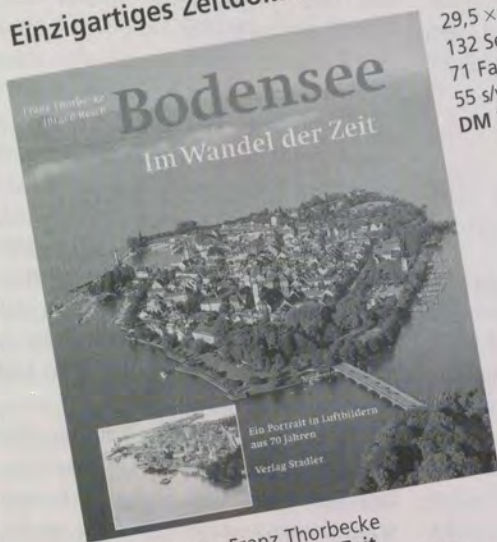
Charlottenplatz 17

70173 Stuttgart

Tel. (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84

Aus Liebe zur Heimat...

Einzigartiges Zeitdokument in Luftbildern:



29,5 x 32,5 cm,
132 Seiten,
71 Farbbabb.,
55 s/w Abb.,
DM 78,—

NEU

Jürgen Resch · Franz Thorbecke
BODENSEE Im Wandel der Zeit
Ein Portrait in Luftbildern aus 70 Jahren.
Gelungene Gegenüberstellung von Luftbildaufnahmen der 20er und 90er Jahre. 56 ganzseitige Farbaufnahmen zeigen den Zustand der Bodensee-Region heute im Vergleich zu Anfang dieses Jahrhunderts. Fundierte Einführung mit Aussagen zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Für Oberschwaben-Liebhaber ein Muß:



24 x 29 cm,
160 Seiten,
90 Farbbabb.,
DM 64,—

NEU

Werner Dürrson · Peter Horlacher
OBERSCHWABEN Behüt dich Gott, schöne Gegend
Einfühlsame und aufschlußreiche Texte von Werner Dürrson. Aussagestarke und sensible Fotos von Peter Horlacher. Beide Autoren zeigen Dank ihrer fundierten Kenntnis nicht nur die Fülle des Schönen und Harmonischen, sondern gehen auch kritisch mit dieser Gegend um.

In jeder Buchhandlung oder direkt über den Verlag.



Stadler Verlagsgesellschaft mbH
Max-Stromeyer-Straße 172
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31/898-0

Ein einmaliges Geschenk...



Justin Lang **Herzens-Anliegen**

Die Mystik mittelalterlicher Christus-Johannes-Gruppen
104 Seiten · 57 meist farbige Abbildungen
Hardcover · DM 48,—
ISBN 3-7966-0695-4

... für Menschen, die sich an der sakralen Kunst des Mittelalters erfreuen. Darüber hinaus vermittelt dieser großartige Band etwas von der Stille und der innigen Zuneigung, der Zärtlichkeit und der Utopie, die diese Bildwerke aus dem Südwesten Deutschlands ausmachen.

Schwabenverlag

Senefelderstraße 12 · 73760 Ostfildern · Telefon 07 11/44 06-1 62

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten
– Kostenlos und unverbindlich!

Schlüpf 'rein in die Freizeit...

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen
0407,
für Herren
1007



schuh-verlässlich



Ganter

Schuh-Haus

Abele

70178 Stuttgart S · Tübinger Str. 18
Fernsprecher 290816

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

Ehepaar baute sich selber eine Kapelle

(epd) Eine «Bonifatius-Sebastian-Kapelle», von dem Ehepaar Theresia und Erich Krause eigenhändig errichtet, ist in Braunsbach am Kocher als «Zeichen der Ökumene» eingeweiht worden. Zu dem Bau des Kirchleins wurde das Ehepaar – die Frau ist katholisch, ihr Mann evangelisch – bei einer Wanderung ange-regt. Beide planen seit Jahren ihre Ur-laubstreifen in Deutschland nach dem Reiseführer «Tausend Wallfahrtsorte in Deutschland». Auf einer dieser Routen entdeckten sie die Kapelle eines Privatbesitzers und nahmen sich vor, in Braunsbach etwas ähnliches anzulegen. In Abstimmung mit Ortschafts- und Gemeinderat und dem Landratsamt nahm das Ehepaar seine Arbeit an der Kapelle auf.

Maschinenbauingenieur Erich Krause sorgte für das gesamte Baumaterial, ehe seine Frau und er gemeinsam mit dem Mauern begannen. Gelegentlich halfen einige Freunde beim Bau mit. Die Chor-Schranke schmiedete Erich Krause selbst, seine Frau bemalte die hohen Bogenfenster. Sebastian und Bonifatius sind als Werke eines Tiroler Holzschnitzers zu sehen.

Während der Bauarbeiten mußte Erich Krause Spaziergänger mehrfach versichern, daß er weder ein Verbrechen zu sühnen noch für Errettung aus Lebensgefahr zu danken habe. Vielmehr verstehe er diese Kapelle einfach als Zeichen gelebten Glaubens und als «ökumenische Revolution von unten». Nur zögernd spricht er über die Baukosten: «soviel wie ein stattliches Auto». Die Summe liegt bei etwa 60 000 Mark.

Furt für die Seeforelle im Bodenseezufluß Argen

(STZ) Zwischen Kreßbrunn und Langenargen, ein paar Schritte unterhalb der sehenswerten alten Kabelbrücke, rauscht die Argen über dicke Gesteinsbrocken, ehe sie sich nach 900 Metern in den Bodensee ergießt. Dieser künstliche Wassersturz hat nicht weniger als 1,4 Millionen Mark gekostet. Der Baubeginn war dem Umweltminister einen Besuch am Bodensee wert, und jetzt hat der Tübinger Regierungspräsident Max Gögler die Fertigstellung als wichtigen Beitrag für die Herstellung natürlicher Verhältnisse in dem Voralpenfluß gepriesen. An der gleichen Stelle fiel der Fluß bis vor wenigen Monaten über eine 3,5 Meter hohe Betonschwelle, und diese Stufe war selbst für große Fische unüberwindlich.

Demnächst wird auch die nächste Schwelle, einen Kilometer oberhalb, eingerissen und die Argen mit Felsblöcken von 1,5 Tonnen Gewicht verbaut. So entsteht ein flacher Wasserfall, über den die Fische aufwärts schwimmen und springen können. Ein weiteres Argenwehr wird eine Fischtreppe erhalten und später ebenfalls umgebaut. Dann haben die Flußbewohner auf 23 Kilometer freie Furt, vom Bodensee bis unterhalb von Wangen im Allgäu. Die Argen hatte im Laufe der Zeit immer mehr Geröll und Schutt mitgerissen, das Flußbett wurde immer tiefer. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden deshalb die Betonschwellen eingebaut. Die Eintiefung wurde damit zwar zum Stillstand gebracht, doch die Leistung der Flußbauer erwies sich als fatal für die Fische, die nicht mehr zu ihren Laichgründen gelangen

konnten. Dies hatte Rückwirkungen auf die Fauna im Bodensee. Innerhalb von drei Jahrzehnten sank der Bestand an Seeforellen drastisch; in den 80er Jahren schien der Fisch fast ausgestorben.

Die Seeforelle legt ihren Laich in den Bodenseezuflüssen ab. Dort schlüpfen die Larven, und bis sie zu Jungfischen heranwachsen, sind sie an die spezielle Eigenheit, vielleicht an den Geschmack des Wassers, gewöhnt. Sie schwimmen dann zwar in den Bodensee, die erworbene Prägung zwingt sie aber zum Laichen genau dorthin zurück, wo sie aufgewachsen sind. Diese Rückwanderung und damit die Fortpflanzung wurde durch die hohen Wehre verhindert, die jetzt zumindest in der Argen eingerissen werden. Sie behindern auch nicht nur die Seeforelle, sondern noch viel mehr die vielen Kleinfische und alle anderen Kleinlebewesen, und dies nicht nur in der Argen. Nicht weniger als 132 Wehre und andere Querbauwerke zerschneiden die Bodenseezuflüsse allein auf dem Gebiet Baden-Württembergs, hat das Tübinger Regierungspräsidium ermittelt. Sie zerschneiden das natürliche Biotop, das jedes Gewässer darstellt.

Diese Zahl zeigt, daß noch große Aufgaben zu bewältigen sind. Das Land sei mit seinen Millioneninvestitionen Vorbild auch für die privaten Kraftwerksbetreiber, die in die Renaturierung der Flüsse einbezogen werden müßten, stellt das Präsidium fest. Die neue Blocksteinrampe ist so ausgelegt, daß sie auch ein Jahrhunderthochwasser aushält. Denn bei starker Wasserführung könnte der Fluß rasch die Fundamente der beiden Brücken oberhalb der Schwelle unterspülen.

Freiherr Ulm-Erbach gab heiligen Alexius her

(swp) Mehr als 470 Jahre lang war die vom Augsburger Bildhauer Sebastian Loscher geschaffene Figur des heiligen Alexius Schloßpatron in Erbach. Als Constantin Freiherr Ulm-Erbach das Gebäude umbauen ließ, wurde die Figur von ihrem Freiluftplatz am Eingang der Zugbrücke ins Innere des Schloßmuseums gebracht. Vor zwei Jahren «verschwand» sie. Der Schloßpatron war in einem englischen Auktionshaus angeboten und vermutlich für über 400 000 Mark nach Augsburg verkauft worden. Erbach erhält dafür eine Kopie der Figur des heiligen Alexius.

Siegfried Mall aus Ehingen hatte beim Treffen der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis das Verschwinden der Figur beklagt und vermutet, daß sie nach Spanien verkauft worden sei. Über diesen Umweg sei sie nach Augsburg gelangt.

Richtig ist: Die Figur wurde direkt über ein Auktionshaus in London im Kunsthandel angeboten und ist so in den Heimatort «ihres» Meisters nach Augsburg in ein Museum zurückgekehrt. Unterstützt von großzügigen Spendern haben der Augsburger Kunstverein und der Freundeskreis des Museums vermutlich mehr als 400 000 Mark für die kunstgerecht restaurierte Figur bezahlt, um die Sammlung mit dieser Arbeit Loschers zu bereichern. Im Handel inbegriffen war die Zusage an Erbach, daß eine Kopie des Kunstwerkes angefertigt wird. Die Augsburger und das Londoner Versteigerungshaus hielten ihr Versprechen. Der heilige Alexius kehrte als Kopie nach Erbach zurück.

«Wir hätten unseren Schloßpatron sonst niemals weggegeben», versichert der heutige Schloßherr, Constantin Freiherr Ulm-Erbach. Er glaubt, daß das Original in Augsburg in den richtigen Händen ist. Das Museum dort werde vom Bund finanziell unterstützt. Ein kleines Museum wie Erbach hätte sich eine grundlegende Restaurierung der Figur, die lange Zeit der Witterung ausgesetzt gewesen war, nicht leisten können. Dazu komme außerdem, daß die An-

förderungen an die Sicherung solcher Kostbarkeiten immer größer würden. Die Räume müßten stets richtig klimatisiert werden, und die Versicherungsprämien für solche Kunstgegenstände seien für ein kleines Museum wie das in Erbach unbezahlbar, sagte der Freiherr.

Wie wichtig ist Denkmalschutz?

(PM) Vor rund 20 Jahren entwickelte das Institut für Demoskopie Allensbach eine Frage, mit der gemessen wurde, welche Bedeutung die Bevölkerung dem Denkmalschutz gibt. «Für wie wichtig halten Sie es, daß es einen Denkmalschutz gibt?» Die Frage konnte anhand einer elfstufigen Skala beantwortet werden, Stufe Null bedeutete: «Überhaupt nicht wichtig», Stufe 10 besagte: «Denkmalschutz ist mir außerordentlich wichtig». Damals, 1975, ordneten sich 54 Prozent der Westdeutschen auf einer der obersten Skalenstufen ein und machten damit klar, daß sie Denkmalschutz für besonders wichtig hielten. Nur jeder Zwanzigste sah in den Bemühungen um Denkmalschutz kein dringendes oder wichtiges Thema. Das Jahr 1975, in dem die Allensbacher Frage zum ersten Mal gestellt wurde, war von den Vereinten Nationen als internationales Denkmalschutzjahr ausgerufen worden.

Seitdem ist die Frage von Allensbach aus noch zweimal – 1986 und jetzt kürzlich im Mai 1994 – gestellt worden. Und mit jeder neuen Nachfrage ist die Gruppe derjenigen, die dem Denkmalschutz ganz besondere Bedeutung zumessen, größer geworden. Die Ergebnisse der neuesten Umfrage zeigen: 66 Prozent der Westdeutschen und 63 Prozent der Ostdeutschen halten Denkmalschutz heute für besonders wichtig.

Mergentheimer Schloß in Museum umgewandelt

(STZ) Nach 150jähriger «Stoffwechselerkrankung» ist die Kur beendet. Am 10. September offenbarte das Hochschloß Bad Mergentheim seine ebenso erstaunliche wie erfreuliche Genesung. Die Kur wurde 1987 begonnen, jetzt, nach drei Bauabschnitten, beträgt die «Arztrechnung» des Landes 26 Millionen Mark. Begonnen hat der Verfall des Deutschordenschlosses mit der Gleichgültigkeit, Unbekümmertheit und dem Schlendrian nach der Säkularisation ab 1809. Von 1525 bis dahin war die Residenz des Deutschen Ordens als Bau von besonderer Kostbarkeit und kultureller Bedeutung noch Vorzeigebjekt der Hoch- und Deutschmeister. Sodann begann die kontinuierliche Verwahrlosung als Kaserne, Notunterkunft, Schule und Fabrik.

Erst 1985 wurde der Dornröschenschlaf beendet, als das Schloß vom Land Baden-Württemberg in das Denkmalnutzungsprogramm «Substanzerhaltung und bedarfsorientierte Nutzung herausragender Baudenkmale» aufgenommen wurde. Die damalige Therapie: das teilweise unzureichend genutzte und leerstehende Schloß soll «eine seiner Bedeutung angemessene und denkmalpflegerisch verträgliche, für den Bürger interessante Nutzung erhalten. Man einigte sich darauf, es insgesamt als Museum auszubauen.

Zunächst erfolgte 1987 bis 1989 die Innenrestaurierung der Schloßkirche für 3,4 Millionen Mark. Der zweite Bauabschnitt verschlang für Maßnahmen zur Jubiläumsausstellung Deutscher Orden 5,4 Millionen Mark. Weitere 13,3 Millionen Mark kosteten die Außensanierung, die Generalinstandsetzung im Innern und der Ausbau des Deutschordensmuseums. Als Bestandteil dieses dritten Bauabschnitts wurden der Ausstellungsbereich – Stadtgeschichte Bad Mergentheim, Puppenstubensammlung, Adelsheim-Sammlung – sowie die Räume für Veranstaltungen, die Museumsverwaltung und die Studiensammlung der Öffentlichkeit übergeben.

Tübinger «Museum» glänzt jetzt innen

(Isw) Das historische Tübinger «Museum» ist in fünf Jahren mit 4,5 Millionen Mark restauriert und modernisiert worden. Am 1. September weihte es die Museumsgesellschaft ein. Das neoklassizistische Gebäude von 1823 erstrahlt aber nur innen im neuen Glanz. Die Außenrenovation steht noch aus; sie soll erst folgen, wenn der Verein mit über 400 Mitgliedern die Kosten, wie Vorsitzender Walter Mäck sagt, «verdaut und verkraftet» hat. Das neue Außenkleid werde sicherlich noch mindestens zwei Millionen kosten. Das «Museum» ist eines der markantesten Tübinger Bauten. Es hat an der Nahtstelle von Altstadt, Universität und Grünanlage Alter Botanischer Garten eine wichtige Sozial- und Kulturfunktion.

Die zweite Baustufe diente der Restaurierung der Oberen Säle, die nun verstärkt von Vereinen genutzt werden sollen. Vor allem der einzigartige Silchersaal wurde nach Denkmalaufgaben in die historische Erstfassung zurückgeführt. Handwerker putzten auch den danebenliegenden Uhlandsaal auf. Mit dem vergrößerten, lichter gestalteten Foyer entstand «eine vernünftige gesamt optische Lösung». Die Saalarbeiten kosteten 2,5 Millionen Mark. Von den Gesamtausgaben trug die Stadt 1,1 Millionen. Zuschüsse kamen von Feuerversicherung, Landesdenkmalstiftung und Denkmalamt. Eine Spendenaktion brachte über 100 000 Mark. Mit 1,5 Millionen Mark Hypotheken ist die kleine Museumsgesellschaft «an der äußersten Grenze der Belastung».

Die Gesellschaft hat nichts mit Museum zu tun, fühlt sich aber der Tradition verpflichtet. Sie ist selbst «museal», hat sich den Musen verschrieben. Museums- und Lesegesellschaften waren nach den Freiheitskriegen im Zeitalter der Restauration um 1820 gegründet worden von bildungshungrigen Bürgern. Sie pflegten Kauf und gemeinsame Lektüre von Büchern sowie gesellige Aussprache. Mit der Industrialisierung und den Medien, dem Verschwinden

des alten Bildungsbürgers, verloren die Gesellschaften Sinn und Funktion und gingen nacheinander rasch ein – zuletzt 1976 die Reutlinger, deren Rest sich Tübingen anschloß. In Deutschland gibt es jetzt nur noch drei Museumsgesellschaften in Würzburg, Ulm und Tübingen.

Die Tübinger Gesellschaft besitzt als einzige noch ihr Haus und ihre historisch gewachsene Bibliothek mit rund 30 000 Bänden. Mitglieder sind Professoren, Geschäftsleute, Handwerker, höhere Beamte. Die Gesellschaft soll sich aber der jungen Generation öffnen; so spielte zur Eröffnung des renovierten Hauses eine Jazzband und kein Orchester.

Faustregeln für die Fotoarchivierung

(PM) Unter diesem Titel ist seit Mitte September 1994 eine Broschüre erhältlich, die klare Regeln für den bewahrenden Umgang mit Fotografien gibt. Die Darstellung ist systematisch und nähert sich den schützenswerten Bildern schrittweise: Raum, Schrank, Schachtel, Hülle. Die z. T. schwierigen Sachverhalte werden in sechzig Punkten einprägsam dargestellt und knapp begründet: Vermeiden Sie dies, nutzen Sie jenes. Eine Liste mit Basis-Literatur sowie ein kommentiertes Bezugsquellenverzeichnis erleichtern die notwendige Vertiefung und die Anschaffung geeigneter Materialien.

So werden aktuelle Kenntnisse auf dem Gebiet der vorbeugenden Bestandserhaltung praxisbezogen zusammengefaßt, vorhandenes Wissen der Nutzer geordnet, neue Hinweise vermittelt. Inhalt und Form der Veröffentlichung sind ein Ergebnis langjähriger Beschäftigung des Autors und der Autorin mit der Materie und aus ihren Erfahrungen als Leiter von Fortbildungskursen: Wolfgang Hesse ist Fotohistoriker und Redakteur des «Rundbrief Fotografie», die Fotorestauratorin Marjen Schmidt veröffentlichte unlängst ein ausführliches Buch zum Thema.

Die «Faustregeln für die Fotoarchivierung» erscheinen außer Abonnement als Sonderheft der Vierteljahresschrift «Rundbrief Fotografie» (ISSN 0945-0327), die sich allen Fragen des Umgangs mit Fotografien in den Sammlungen widmet. Die Broschüre hat 60 Seiten im handlichen Format 21 × 10 cm, Notizraum unterstützt den Gebrauchswert für Alltag und Weiterbildung. Sie kostet 15,00 DM, im Ausland 20,00 DM (inkl. Versand). Buchhandlungen wird ein Rabatt eingeräumt. Bei Abnahme von 20 und mehr Exemplaren gilt ein Einzelpreis von 10,00 DM (inkl. Versand).

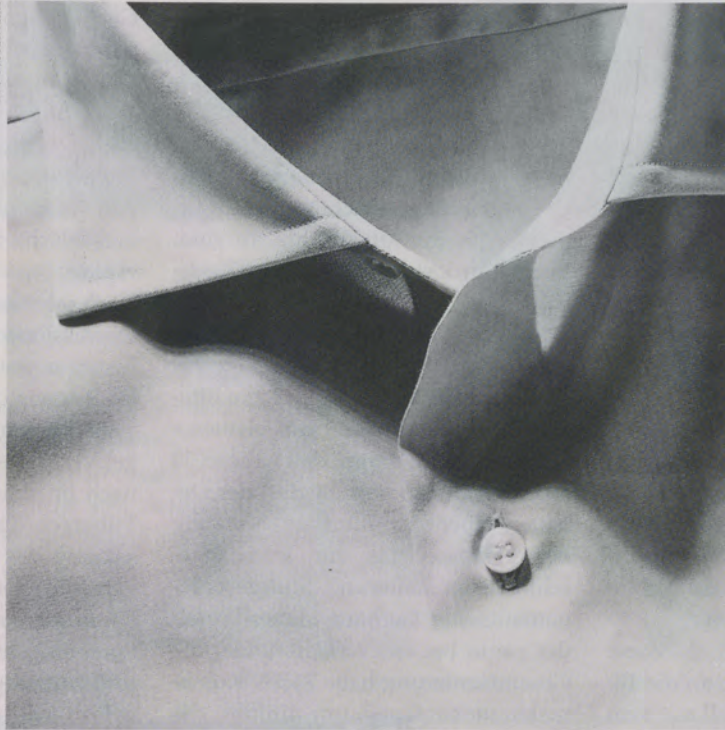
Bestellungen richten Sie bitte an: Redaktion Rundbrief Fotografie Wolfgang Hesse, postlagernd, Postamt 44, Tauernstraße 16, 01279 Dresden.

Windräder liefern Strom

(Isw) Umweltminister Harald B. Schäfer hat auf der 1164 Meter hohen Hornisgrinde im Nordschwarzwald Europas höchstgelegene Windkraftanlage in Betrieb gesetzt. Zu hoher Energieverbrauch und der drohende Treibhauseffekt verlangten nach neuen Lösungen, sagte Schäfer in Sasbachwalden.

Der Minister forderte einen bundesweiten Strukturwandel der Energiewirtschaft. Dabei gehe es vorrangig um den massiven Ausbau der Kraft-Wärme-Kopplung und um den Einsatz von erneuerbaren Energien. Die Energieversorgung müsse zudem dezentralisiert werden. Die Kernenergienutzung sollte auslaufen. Das Potential der Windkraftnutzung schätzte Schäfer für Baden-Württemberg zwar geringer ein als für die Küstenländer, dennoch sei der Ausbau eine wichtige landespolitische Aufgabe. Die beiden Windräder kosteten rund 600 000 Mark. Ihre maximale Leistung beläuft sich auf 110 Kilowatt. Die Anlage ist mit einer 20-Kilovolt-Leitung des örtlichen Stromversorgers verbunden. Die Herstellerfirma «Seewind» plant bei einem positiven Langzeitbetrieb den Ausbau des jetzigen Standorts zu einem Windpark.

RTS NIEGERTAM



Auf Ihr Gefühl können Sie sich verlassen – in privaten wie in geschäftlichen Dingen. Auch wenn es meist nur den letzten Impuls gibt für das richtige Vorgehen. Auf die Baden-Württembergische Bank können Sie sich verlassen, wenn es um die Verwaltung Ihres Vermögens geht oder die Finanzierung Ihrer Geschäfte. Hier nehmen wir genau Maß. Damit Sie mit einer privaten Bank Entscheidungen treffen, die Ihren Wünschen und Zielen angemessen sind. Ein gutes Gefühl, nicht wahr?

OB IHRE BANK ZU IHNEN PASST,
IST NICHT NUR EINE FRAGE DER GRÖSSE,
SONDERN DES GEFÜHLS.



Die Baden-Württembergische Bank

Historische Buchbestände jetzt im Handbuch

(lsw) Einen umfassenden Überblick über die historischen Buchbestände vom Beginn des Buchdrucks bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in deutschen Bibliotheken liefert das umfangreiche «Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland». Baden-Württembergs Wissenschaftsminister Klaus von Trotha stellte in Stuttgart der Öffentlichkeit drei Bände vor, mit denen rund 180 Bibliotheken Baden-Württembergs und des Saarlandes «benutzerfreundlich» erschlossen werden.

Insgesamt sind 19 Bände für diese kulturhistorische Dokumentation geplant. Rund 1200 Bibliotheken von den Staats- und Universitätsbibliotheken über die Regional- und Stadtbibliotheken bis zu Schul-, Kirchen- und Klosterbibliotheken werden nach Angaben der Volkswagen-Stiftung, die das Projekt mit 8,6 Millionen Mark unterstützt, erfaßt.

«Haben Sie Literatur zu ...?», diese Frage, die immer häufiger an die Bibliotheken gestellt wird, soll mit dem «Schlüssel» zu den deutschen Bibliotheksbeständen beantwortet werden, erläuterte Hauptherausgeber Prof. Bernhard Fabian. Hunderte von Wissenschaftlern sind nach seinen Angaben an dem Projekt beteiligt, das nicht einzelne Buchtitel katalogisiert, sondern die Literatursammlungen in den einzelnen Bibliotheken beschreibt. Dies sei um so wichtiger, als eine deutsche Nationalbibliothek fehle und die meisten Bücher aus konservatorischen Gründen an Ort und Stelle eingesehen werden müßten.

Geplant sind ferner ein «Handbuch der historischen Buchbestände in Österreich» und ein «Handbuch deutscher historischer Buchbestände in europäischen Bibliotheken des nicht-deutschsprachigen Bereichs». Zahlreiche europäische Länder sind, so hieß es in Stuttgart weiter, an diesem Projekt beteiligt.

Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, hrsg. v. Bernhard Fabian, Hildesheim 1992 ff., Verlag Olms Weidmann, Subskriptionspreis je Band 118,- DM.

Schloß Hohentübingen: Sanierung ist beendet

(STZ) Gut 15 Jahre lang währte die Generalsanierung des Schlosses Hohentübingen, jetzt erfolgte die Bauübergabe. Das breite Publikum freilich muß sich noch gut ein Jahr gedulden, bis es das Schloß und die Schätze der Universität besichtigen kann. Dabei handelt es sich um die Schausammlungen der Archäologen, Ägyptologen, Altorientalisten oder Ur- und Frühgeschichtler, deren Exponate bis zu 30 000 Jahre alt sind. Erst dann kann die Eberhard-Karls-Universität den Anspruch erfüllen, den Uni-Präsident Adolf Theis an dieses Baudenkmal stellt: «Das Schloß Hohentübingen muß ein offenes und zugängliches Haus bleiben.» Theis erinnerte daran, daß nahezu 30 Jahre vergingen vom Beginn der Debatten über die künftige Nutzung des Schlosses bis zur jetzt abgeschlossenen Sanierung. Stuttgarts Finanzminister Gerhard Mayer-Vorfelder sagte bei einer Feierstunde, die Gesamtanierung habe 74 389 Kubikmeter umbauten Raum umfaßt, das entspreche einem Volumen von 150 Einfamilienhäusern. Dabei seien 44 Millionen Mark investiert worden. Mit diesen beachtlichen Aufwendungen komme das Land seiner Verantwortung in der Denkmalpflege in besonderem Maße nach und «trägt gleichzeitig durch Investitionen in den Bereichen Wissenschaft, Forschung und Lehre seiner wichtigen Aufgabe zur Bewältigung der Zukunft Rechnung». In den nun fertiggestellten Nord- und Ostflügeln des Schlosses werden auf 2000 Quadratmetern Nutzfläche das archäologische und das ägyptologische Institut untergebracht.

Der Bau der ehemaligen Festung hoch über der Tübinger Altstadt wurde im Jahr 1507 während der Regierungszeit Herzog Ulrichs (1498–1550) begonnen. Zunächst errichteten die Baumeister vier Ecktürme, dann kamen die vier Schloßflügel hinzu, Bastionen und Friedrichstor wurden 1606 nach einer Gesamtbauzeit von knapp 100 Jahren fertiggestellt. Während des 30jährigen Krieges endete eine Belagerung

1647 mit der Sprengung des Südostturms, der 1667 durch den vorgelagerten Fünfeckturm ersetzt wurde.

Die Universität Tübingen war bereits 1477 gegründet worden. In das Schloß hielten Studiosi erst 1752 Einzug. Im Jahr 1816 wurde der gesamte Gebäudekomplex vom König förmlich der Universität übertragen. Eine Sanierung von Grund auf wäre bereits zur Jahrhundertwende notwendig gewesen, doch der Erste Weltkrieg stoppte entsprechende Planungen. In den folgenden Jahrzehnten verschlechterte sich die Bausubstanz rapide.

Nach jahrelangen Vorplanungen und Diskussionen auch darüber, wie die Institute untergebracht werden sollen, begann die eigentliche Sanierung 1979 mit dem West- und dem Südflügel. 1987 gab die Landesregierung nach finanziellen Zusagen der Stadt Tübingen die Mittel für die Instandsetzung des Nord- und des Ostflügels frei. Professor Hubert Krins vom Landesdenkmalamt spricht jetzt vom Spannungsfeld zwischen Erhaltung und Nutzung, das letztlich «optimal» gelöst worden sei. Krins meint die Gegensätze, einerseits die Gebote der Denkmalpflege zu achten und andererseits die Anforderungen zu erfüllen, die die Einrichtung der Institute mit sich bringt. Dennoch sei es gelungen, die teilweise auf das 16. Jahrhundert zurückgehenden, aber jetzt erstmals genutzten Dachstühle ebenso zu erhalten wie die hölzernen Geschoßdecken, die nun ganze Bibliotheken zu tragen hätten. Auch die Grundzüge der Raumstruktur sind beibehalten worden.

Älteste Bauernschule in Württemberg

(SK) Die Fachschule für Landwirtschaft Ravensburg, die älteste in Württemberg, feiert ihr 125jähriges Bestehen. Die Ravensburger Schule ist eine der ältesten Deutschlands und die erste, die sich – anders als die Akademien in Hohenheim und Weihenstephan – um die Ausbildung der Landbevölkerung bemühte.

Haben Sie das Zeug zum Bauherrn?



Immer mehr Wohnraum kostet immer mehr Miete.

Höchste Zeit, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob die Miete nicht auch für etwas Eigenes reicht.

Fragen Sie uns. Denn wir haben das Zeug zur Beratung: „drebau“.

Mit diesem Computerprogramm können wir Ihnen im Handumdrehen Ihr individuelles Finanzierungsmodell erstellen.

Dabei bleiben keine Fragen offen. Wir rechnen für Sie aus, in welcher Preisklasse Sie sich ein Haus oder eine Wohnung leisten können. Wir informieren Sie über staatliche Förderungen und steuerliche Vorteile. Und wir prüfen, welche der zahlreichen Finanzierungsmöglichkeiten für die eigenen vier Wände in Ihrem Fall am besten ist.

Wenn Sie es jetzt ganz genau wissen wollen, kommen Sie am besten einmal persönlich vorbei.

DEUTSCHE WEINBERGBOULE C & M



Was macht den Württemberger Wein so unverwechselbar? Neben dem Klima, den tiefgründigen Böden und den hochwertigen Rebsorten ist es vor allem das Können biesiger Weingärtner und Kellermeister. Ist ihnen doch ein Wein zu verdanken, der in puncto Qualität und Sortentypik seinesgleichen sucht.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

Dresdner Bank



Gotthard Sinn
Geistesriesen

Ein Literarisches Duett
im Stile zweyer
geharnischter Alter Meister
des deutschen Sprachbarock

Mit Abbildungen
von André Aurich

157 Seiten, fh., 28 Mark



Ranitzke: Guten Morgen, Walther!

Bentz: Auch dir sei verziehen.

Eine Satire aufs literarische Leben.

Ra **Eine »etwas andere« Hommage an »Ralph Ranitzke« und »Walther Bentz«:**

verziehen. Schau mal auf
»Ein intellektueller Spaß, eine gelungene Persiflage, eine glänzende Satire auf zwei Geistesriesen, die seit Jahrzehnten das literarische Leben in Deutschland dominieren.«

Bentz: Winfried Hönes, ekz-Informationsdienst

Ra **»Und von Sinn ist Jens fast besser als von sich. Auf diese Weise gibt ein Zweitjens sehr wohl einen Sinn. Oder umgekehrt.«**

Bentz: Hans Mentz, Titanic

Ranitzke: Eins zu eins

Klöpfer & Meyer Verlag Tübingen

Gedenkfeier in Grafeneck für «Euthanasie»-Opfer

(lsw) In einer Gedenkfeier mit Kranzniederlegung ist am 1. September in Gomadingen-Grafeneck der «Euthanasie»-Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft gedacht worden. Auch in Brandenburg, Bernburg/Saale, Hadamar und Sonnenstein veranstaltete der Bund der «Euthanasie»-Geschädigten und Zwangssterilisierten (Detmold) an diesem Tag zur Erinnerung an den vor 55 Jahren erfolgten »Euthanasiebeschluß« Gedenkfeiern. Die überlebenden Opfer von «Euthanasie» und Zwangssterilisation kämpfen noch immer um ihre Anerkennung als Verfolgte des NS-Regimes.

Am 1. September 1939 hatten die Nazis mit der Vernichtung angeblich erbkranker Menschen zunächst in Schloß Grafeneck begonnen. Allein in dieser seit 1930 von der Samariterstiftung betriebenen Behinderteneinrichtung wurden, bis die Aktion wegen des öffentlichen Protestes beendet wurde, 10 654 Menschen vergast. Damit ist Grafeneck der Ort in Deutschland, in dem die Nazis ihren ersten organisierten Massenmord begingen. In den «Euthanasie»-Anstalten wurden insgesamt 1940/41 mehr als 70 000 Menschen umgebracht.

Die Samariterstiftung hatte 1962 den Heimfriedhof als Gedenkstätte gestaltet und 1980 eine Gedenktafel im Heim angebracht. Später wurde auf Initiative des Arbeitskreises Grafeneck in einem internationalen Aufbauvertrag ein ans fünfte Gebot (Tötungsverbot) erinnernder offener Fünfeckbau mit Altar geschaffen und 1990 übergeben. Er bildet mit der alten Mahnstätte ein Gesamtensemble. Seither werden dort jährlich am Buß- und Bettag Gedenkgottesdienste gehalten.

In seiner Rede bezeichnete Dietrich Sachs von der Samariterstiftung die Gedenkfeiern als notwendig, um das Vergangene nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Grafeneck habe «die ganz wichtige Aufgabe, als Wunde zu wirken, die nicht heilen darf», zumal das Schloß noch heute eine Einrichtung für Behinderte und psychisch Kranke sei.

Öl-Quellen werden zu Erdgasspeichern

(STN) Baden-Württemberg ist nicht Texas: Die vor allem in Oberschwaben betriebene Förderung von Erdöl ist in den vergangenen 20 Jahren von 106 762 auf 29 678 Tonnen, die Erdgasgewinnung von 145 Millionen auf 28,6 Millionen Kubikmeter zurückgegangen. Das Landesbergamt Baden-Württemberg in Freiburg rechnet in Kürze mit der Einstellung der Produktion. Die früheren Lagerstätten sollen künftig als Erdgasspeicher genutzt werden.

Für den Leitenden Bergdirektor des Landesbergamts, Klaus Nast, gewinnen statt dessen bisherige Erdöl- und Erdgaslagerstätten als Untertage-Erdgasspeicher immer größere Bedeutung. Grund für das Versiegen früher munter sprudelnder Erdöl- und Erdgas-Quellen in den ober-schwäbischen Regionen ist einerseits die natürliche Erschöpfung der Lagerstätten. Andererseits besteht auf dem Weltmarkt ein Überangebot an Rohöl, das drückt auf den Preis. Das Erdölfeld «Offenburg» ist deshalb schon stillgelegt, und mit Ausnahme zweier kleinerer Gebiete sind sämtliche Förderberechtigungen auf Erdöl und Erdgas erloschen. Wie Nast bei der Vorlage seines Jahresberichts 1993 weiter mitteilte, könnte außer in Sandhausen/Heidelberg auch in der ausgeförderten Erdöllagerstätte Wilhelmsdorf/Fronhofen bald Erdgas gespeichert werden.

Die Erwartungen an die Kapazität von Baden-Württembergs erstem Erdgasspeicher unter Tage in Sandhausen sind gedämpft worden: Bei der ersten Füllung mußte ein Teil leer bleiben, weil bislang unbekannte geologische Unregelmäßigkeiten festgestellt wurden. Außerdem konnte dort mit 60 Millionen Kubikmetern Gas nur halb so viel gespeichert werden wie erwartet.

Grundsätzlich sagte Nast, daß die Aufgaben seiner Behörde dem Umweltschutz nicht widersprechen, sondern diesen vielmehr ergänzen. So habe der Bergbau im vergangenen Jahr etwa 30 Prozent weniger Fläche in Anspruch genommen als im Vorjahr. Mit großem finanziellem Auf-

wand würden immer mehr Flächen nach dem Abbau der Natur zurückgegeben. Bauschutt soll nach Nasts Worten künftig in Baden-Württemberg wiederverwertet werden. Die Verwendung solcher Stoffe als Auffüllmaterial für unbenutzte Tongruben wurde vom Landesbergamt für den Bodenseekreis und den Kreis Sigmaringen verboten. Lediglich Erdaushub darf noch als Auffüllmaterial genutzt werden.

Vermehrt gefördert wurde in Baden-Württemberg im vergangenen Jahr Kohlensäure mit einem Plus von 4,9 Prozent bei 34 075 Tonnen, Ton (plus 3,4 Prozent bei 2,36 Millionen Tonnen) und Anhydrit (plus 2,9 Prozent bei 318 945 Tonnen). Sonst waren neben Erdöl und Erdgas alle bergbaulichen Förderungen wie Gips und Thermalwasser rückläufig.

WEG wird ab 1996 Schönbuch-Bahn betreiben

(lsw) Die Württembergische Eisenbahn-Gesellschaft (WEG) wird von Juni 1996 an im Kreis Böblingen die Schönbuch-Bahn betreiben. Dies entschied der Zweckverband in Böblingen im Juli. Auf der 17 Kilometer langen Strecke sollen in den Hauptverkehrszeiten im Halbstundentakt drei Triebwagenzugpaare und ein Steuerwagen zwischen Böblingen und Dettenhausen (Kreis Tübingen) verkehren.

Eine Verlängerung der Privatbahn nach Sindelfingen und nach Reningen sei nach einem Bericht des Böblinger Landrats Reiner Heeb durchaus denkbar. Der Zweckverband hatte Heeb zufolge der WEG vor der Deutschen Bahn AG (DB) den Zuschlag gegeben. Nach Schätzungen der WEG werden an Vorlauf- und Planungskosten etwa 852 000 Mark und an Betriebskosten 1,9 Millionen Mark im Jahr anfallen. Die DB hatte zur Planung 1,3 Millionen Mark und für den Betrieb 1,86 Millionen Mark berechnet.

Naturschützer sind gegen Storchenaufzuchtstation

(lsw) Naturschützer fordern, die Storchenaufzuchtstation Schwarzach im südlichen Odenwald zu schließen. Es nütze nichts, Störche aufzuziehen und sie in einer Landschaft ohne Nahrungsgrundlage auszusetzen, meinte Martin Klatt vom Landesverband Baden-Württemberg des Naturschutzbundes (Nabu) Deutschland vor Journalisten in Riedlingen. Ziel müsse es sein, «daß der Storch allein zurechtkommt in der Landschaft».

Davon könne aber derzeit keine Rede sein. Nach Klatts Darstellung verbringen zum Beispiel über 100 Albstörche aus Aufzuchtstationen – anders als ihre wilden Artgenossen – den Winter nicht im Süden, sondern in Baden-Württemberg: «Sie warten an den Futterstellen auf ihre tägliche Ration Eintagsküken», sagte Klatt. Dies belege den fragwürdigen «Erfolg» des vor zehn Jahren aufgelegten Wiedereinbürgerungsprojektes zur Rettung des Weißstorchs.

Das zu Beginn vom Naturschutzbund und vom Land Baden-Württemberg gemeinsam getragene Projekt zielte darauf ab, den vom Aussterben bedrohten Weißstorch zu retten. Deshalb wurde in Schwarzach eine Zuchtstation für Störche gebaut. Die Störche wurden später vor allem im Rheintal und in Oberschwaben ausgesetzt.

1984 gab es in Baden-Württemberg nur noch 20 Brutpaare. Die Zahl der Storchpaare ist jetzt auf rund 100 angewachsen; doch es fehlt an Lebensraum: Feuchtgrünland, Flußniederungen, Auengebiete sowie extensiv genutzte Wiesen und Weiden. Zur erfolgreichen Aufzucht ihrer Jungen braucht ein Storchpaar nach Angaben der Naturschützer etwa 200 Hektar feuchtes Grünland. In Oberschwaben gibt es im laufenden Jahr 18 Brutpaare; das sind zehn mehr als im Jahr 1984.

Private Archive als Problemfälle

(STN) Spätestens seit Peter Sehr mit seiner Kaspar-Hauser-Verfilmung für reichlich Gesprächsstoff sorgte, sind die Privatarchive vieler Adelshäuser einem verstärkten öffentlichen Interesse ausgesetzt. Nicht nur zur Freude der Besitzer. Eine Diebstahlserei, die 1993 aufgedeckt werden konnte, zeigt, daß mit historischen Schriften inzwischen ein florierender Handel getrieben wird: Der Schutz privater Überlieferungen war eines der Themen einer Tagung über archivistischen Denkmalschutz, im Rahmen der Heimmattage in Ettlingen.

Große Sensationen seien bei der Durchforstung der Privatarchive zwar kaum zu erwarten, meinte Peter Müller von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, aber allein schon der «Flickenteppich Baden» biete mit Sicherheit noch hochinteressantes Material, das es zu entdecken und schnellstens zu sichern gelte. Daß Eile geboten ist, bestätigt auch Freiherr Maximilian vom Holtz. Der Ritterhauptmann der Vereinigung der reichsritterschaftlichen Familien in Württemberg verweist allerdings noch auf eine ganz andere Gefahr. Durch die bei Generationswechsel immer wieder fällige Erbschaftssteuer, die auch für die Archive zu bezahlen ist, drohe vielen Familien das Geld knapp zu werden. Vom Holtz verweist in diesem Zusammenhang auf die Diebstähle und die horrenden «Phantasiepreise», die auf dem Markt teilweise bezahlt werden. Andererseits hätten die Besitzer von kulturell wertvollen Archiven große Schwierigkeiten mit dem Denkmalamt, wenn sie dieses Material «versilbern» wollten.

Polizei, Zoll und Staatsanwaltschaft sprächen nach den Erfahrungen eines Stuttgarter Rechtsanwalts bei der Verfolgung von Urkundendiebstählen von nur geringen Werten und ermittelten nur sehr zögerlich. Angesichts solcher Diskrepanzen, die schon zwischen staatlichen Dienststellen auftreten, sei es also kein Wunder, wenn zwischen privaten Besitzern und Behörden Mißtrauen herrsche, so Müller.

Daß es immer wieder Probleme gibt, bestätigte auch eine weitere Archivbesitzerin. Solange das Familienarchiv unter Verschuß gewesen sei, sei nichts abhanden gekommen. Als ein Teil des Materials aber als Leihgabe an eine Ausstellung des Landes ging, fehlte anschließend eine Urkunde – und als die Schriftstücke nach der staatlichen Archivierung wieder zurückkamen, mußten erst einmal die rostigen Büroklammern wieder entfernt werden.

Richtfest in Sachsen für Landwirtschaftsmuseum

(lsw) Auf dem zukünftigen Agrar- und Forsthistorischen Museum in Leipzig-Markkleeberg ist im August die Richtkrone aufgezogen worden. Das Haus werde die einzige Einrichtung in Deutschland sein, die die Geschichte der DDR-Landwirtschaft von 1945 an lückenlos veranschaulicht, sagte Sachsens Landwirtschaftsminister Rolf Jähnichen. Es solle die Entwicklung von der Bodenreform über die Zwangskollektivierung bis hin zur industriell betriebenen Landwirtschaft in den Produktionsgenossenschaften dokumentiert werden.

Markkleeberg bot sich laut Jähnichen als Standort an, nachdem hier 37 Jahre lang die größte ostdeutsche Landwirtschaftsmesse stattgefunden habe. Seit den 80er Jahren sei eine einmalige agrar- und forsthistorische Sammlung zusammengetragen worden. Ein Teil der über 100 000 Objekte – Landmaschinen, Gerätschaften für Hof und Garten, Filme, Fotos sowie weitere Dokumente – müßten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Der Bau der 2000 Quadratmeter großen Ausstellungshalle soll bis Jahresende abgeschlossen sein. Die Kosten von rund 3,8 Millionen Mark tragen das Land Sachsen und das Bundeslandwirtschaftsministerium. Die Einrichtung in Markkleeberg versteht sich als Teil des «Deutschen Landwirtschaftsmuseums» in Stuttgart-Hohenheim.

Ende der Rebspritzungen vom Hubschrauber aus

(STZ) Die einzige Weingärtnergenossenschaft im Raum Stuttgart, die ihre Weinberge in den vergangenen Jahren noch per Hubschrauber spritzte, ist in diesem Jahr aus der luftgestützten Spritztechnik ausgestiegen. Statt dessen setzen nun auch die Uhlbacher Winzer auf den Pflanzenschutz vom Boden aus.

Inzwischen wird nur noch in einigen Steilstagen auf Ludwigsburger und Heidelberger Gemarkung aus der Luft gespritzt. Im Bereich des Regierungspräsidiums Stuttgart werden von insgesamt 11 000 Hektar Rebfläche heute nur noch 180 statt in Spitzenzeiten 350 Hektar aus der Luft gegen Pilzbefall behandelt.

Drei Gründe brachten die Uhlbacher aus der Luft auf den Boden zurück: Zum einen die höheren Kosten der Hubschrauberspritzung, dann die immer stärkeren Einschränkungen bei Helikopter-Einsätzen und schließlich die Entwicklung neuer Fahrzeuge für Rebhänge. So gibt es zum Beispiel erst seit vier Jahren besonders schmale Raupenschlepper, die selbst Steigungen bis zu 50 Prozent schaffen.

Während ein Hubschraubereinsatz – ohne Spritzmittel – pro Hektar rund 3500 Mark kostet, schlägt die Verwendung von Bodengeräten nur mit 1500 bis 2000 Mark pro Hektar zu Buche, rechnet der Vorstandsvorsitzende der Weingärtnergenossenschaft Uhlbach, Andreas Kurrle, vor. «Die Kosten steigen, die Erlöse bleiben gleich, da muß man die wenigen Einsparmöglichkeiten nutzen, die es gibt.»

Während bei Beginn der Spritzflüge noch die gesamte Uhlbacher Rebfläche von rund 180 Hektar aus der Luft bespritzt werden konnte, sei diese Fläche im Laufe der Zeit durch gestiegene Umweltauflagen und größere Sicherheitsabstände auf die Hälfte geschrumpft. Die Winzer mußten sich daher nach und nach eine aufwendige Spritztechnik für den Rest ihrer Betriebsfläche zulegen.

Zunehmende Probleme hatte die Weingärtner auch mit der geringeren

Präzision der Hubschraubereinsätze. Dies ist aber beim umweltschonenden Weinbau, dem sich die WG seit fünf Jahren verpflichtet fühlt, eine wichtige Voraussetzung.

Schlepper oder Rückenspritze bedeuten zwar mehr Arbeit, jedoch auch exakteres Dosieren und Platzieren. Mit Hilfe moderner Computertechnik können die Uhlbacher den Zeitpunkt einer möglichen Pilzinfektion mit dem Hauptfeind der Reben, dem Mehltau, fast auf den Tag genau bestimmen. Ein bis drei Spritzterminen durchschnittlich (sieben) können dadurch jedes Jahr gespart werden. So wurde der Hubschraubereinsatz immer unrentabler.

Mit Bürgerprotesten hängt der Verzicht auf die Helikopter-Einsätze hingegen nicht zusammen. «Beschwerden gab es nur bei der Einführung der Flüge Ende der 70er Jahre», sagt Obertürkheims Bezirksvorsteher Gerhard Dickert. Die meisten Bewohner Uhlbachs hätten noch selber Gärten und daher Verständnis für einen kontrollierten Pflanzenschutz, ergänzt Andreas Kurrle.

Vier Heimatmuseen mit Vorbildcharakter

(lsw) Die diesjährigen Preisträger des Wettbewerbes «Vorbildliches Heimatmuseum» in Nordbaden wurden am 9. September ausgezeichnet. Nach Angaben des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden ging der mit 10 000 Mark dotierte Hauptpreis an das Heimat- und Landschaftsmuseum Erfatal in Hardheim (Neckar-Odenwald-Kreis). Der erste Förderpreis in Höhe von 3000 Mark wurde dem Bauernhausmuseum Altburg in Calw-Altburg zuerkannt. Der zweite Förderpreis wurde geteilt und ging mit je 1000 Mark an das Bauländer Heimatmuseum in Adelsheim (Neckar-Odenwald) und an das Heimatmuseum Dornstetten (Landkreis Freudenstadt).

Die Auszeichnungen wurden am 9. September im Rahmen der Baden-Württembergischen Heimattage im Ettlinger Schloß vergeben.

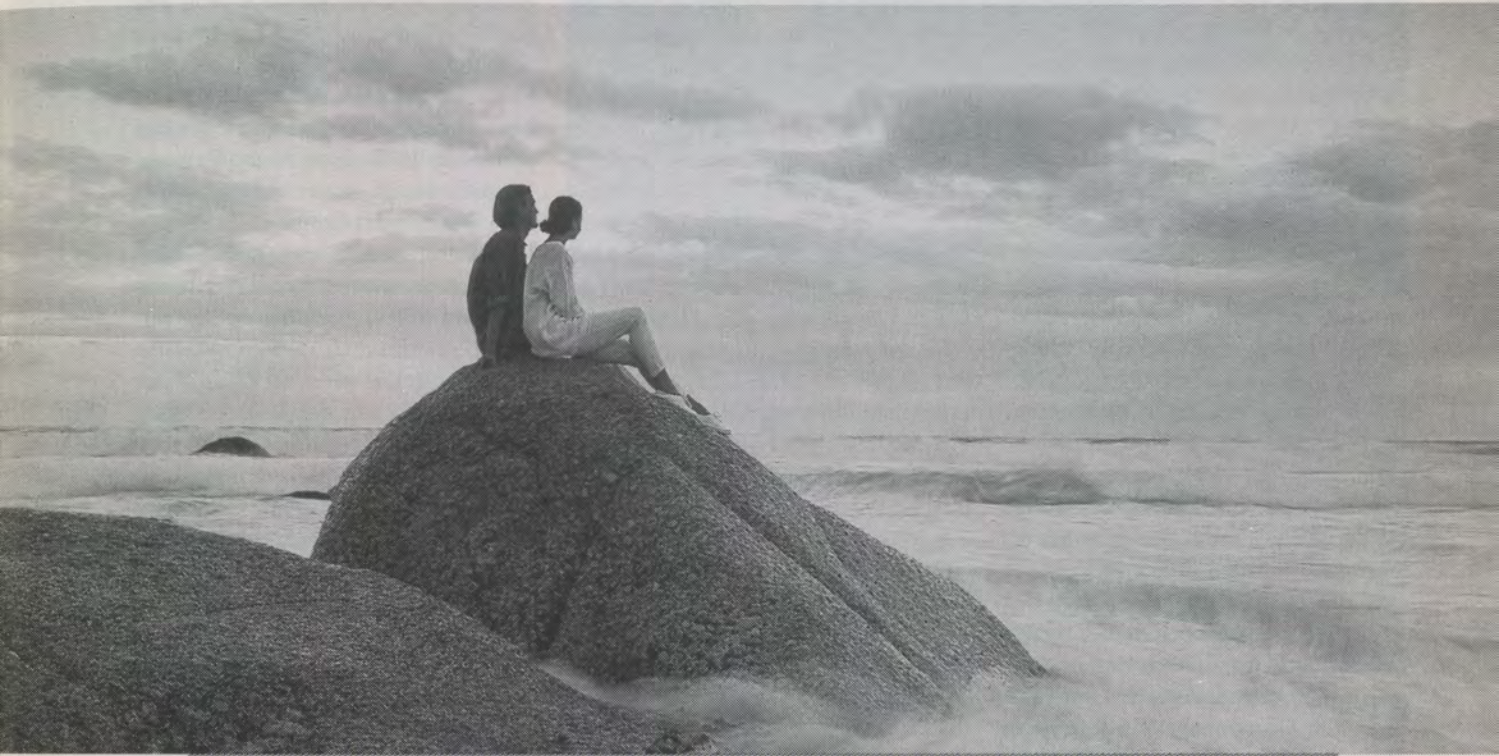
Bauern empört über Kuhglocken-Urteil

(dpa) Im Oberallgäuer Kuhglocken-Streit werden harte Töne angeschlagen. Der Bayerische Bauernverband erwägt einen Musterprozeß gegen das Urteil des Amtsgerichts Sonthofen, das einem Bauern in Ofter Schwang unter Androhung von 30 000 Mark Strafe oder drei Monaten Haft verboten hatte, das Vieh mit Glocken auf seiner Wiese weiden zu lassen. Bei dem klagenden Pensionswirt, dessen Gäste sich unter anderem bei einer TV-Tennis-Übertragung gestört fühlten, gehen derweil «laufend telefonische Drohungen» ein, wie der Betreiber berichtete. «Wir sind von Ortsobermännern massiv gedrängt worden, einen Musterprozeß zu führen», sagt der stellvertretende Kreisobmann des Bauernverbandes, Josef Zengerle. Das Anti-Kuh-Urteil wende sich gegen die Tradition des Allgäus. «Jetzt sind wir gefordert», so Zengerle. Zur Finanzierung eines Prozesses denkt der Bauernverband an einen Spendenaufruf unter Berufskollegen. Der betroffene Landwirt erhielt nach Angaben seiner Berufsorganisation so viele solidarische Anrufe, daß er mittlerweile gar nicht mehr ans Telefon geht, «weil sonst seine Arbeit auf dem Hof liegenbleibt». Unter «Telefonterror» leidet derweil der Betreiber der Pension, dessen Grundstück an die Wiese des Bauern grenzt. Von massiven Beschimpfungen bis hin zur Drohung, das Haus anzuzünden, reiche die Palette, sagte er. Dabei sei es ihm lediglich darum gegangen, seine Gäste vor Lärm zu bewahren. «Die konnten sich bei geschlossenem Fenster nicht mehr unterhalten. Stammgäste sind deswegen abgereist. Es war ein Alptraum», so der Gastronom. Dabei habe er nicht grundsätzlich etwas gegen Kuhglocken. «Wenn sie 100 Meter weg sind, höre ich sie gern.»

MONATLICH 1000 DM RENTE MEHR.

DAS WÄR'S.

WIR SAGEN, WIE ES GEHT:



PRIVATE RENTE

Ergänzen Sie Ihre gesetzliche Rente durch eine private Rente. Monatlich 1000,- DM* zusätzlich ab dem 62. Lebensjahr kosten eine heute 34jährige Frau nicht mehr als 146,- DM. Bei einem gleichaltrigen Mann sind es sogar nur 127,- DM im Monat.

Interessiert? Schreiben Sie uns. Heute noch. Oder rufen Sie einfach an: 0137 / 33 22 33.

* Der angegebene Rentenwert gilt, wenn die derzeitigen Überschußanteile konstant bleiben. Diese können jedoch nicht garantiert werden.

Bitte Coupon ausfüllen und senden an: Württembergische Versicherung, Stichwort: Private Rente, 70163 Stuttgart.

Name / Vorname:

geb.:

Straße / Nr.:

PLZ / Ort:

Tel.:

- Bitte schicken Sie mir Informationsmaterial über die private Rentenversicherung zu.
- Bitte vereinbaren Sie mit mir ein Informationsgespräch. Rufen Sie mich an.
- Ich bin bereits Kunde der Württembergischen.

wk2



Württembergische

VERSICHERUNG

DER FELS IN DER BRANDUNG



Comburg bei Hall ist auf Abwegen

(STZ) Eines der bedeutendsten, ursprünglich romanischen Bauwerke im Land, die Comburg bei Schwäbisch Hall, gerät ins Wanken. Nach 800jähriger permanenter Bautätigkeit an dem im Jahre 1075 gegründeten ehemaligen Benediktinerkloster sind im Ostbereich der gewaltigen Anlage Setzungen und Risse aufgetreten. Zwei Türme über dem als Michaelskapelle bezeichneten Hauptportal weisen Neigungen bis zu 13 Zentimeter auf. Mit einem Sanierungskonzept von zunächst 4,3 Millionen Mark hat jetzt das staatliche Hochbauamt Heilbronn damit begonnen, dem seit einiger Zeit beobachteten Zerstörungswerk Einhalt zu gebieten. In engem baulichem Zusammenhang damit steht der Umbau der sogenannten Alten Dekanei für Zwecke der Akademie für Lehrerfortbildung. Der kritische Punkt, der jetzt bei allen beteiligten Behörden Alarmstufe eins ausgelöst hat, liegt im Osten der Anlage, und zwar nach dem Eingang der Vorbürg im Bereich des überdimensional hohen Portals. Über den massigen Unterbau ist ein Laufgang mit neun Arkaden gesetzt. Darüber stehen zwei Türme, die den Chor der einstigen, vermutlich Mitte des 16. Jahrhunderts dort aufgebauten Michaelskapelle im Obergeschoß flankieren. Wo die beiden sich nach Osten neigenden Türme gegründet sind, ist bis heute noch ein Geheimnis der Comburg. Experten des Landesdenkmalamts vermuten, daß ihre Fundamente etwa drei Meter über dem jetzigen Straßenniveau innerhalb der noch nicht erforschten meterdicken Torwandung enden. Grabungen im Torbereich förderten eine mächtige Muschelkalksteinplatte zutage, in deren Mitte ein etwa drei Zentimeter breiter Riß klapft. Dieser Stein des Anstoßes könnte möglicherweise mit ein Grund für den Talschub sein. Warum Teile der Comburg jetzt nach Osten entgleiten, konnte die zwanzigköpfige Expertenrunde an Ort und Stelle nicht klären. Als wahrscheinlich gilt jedoch, daß Kanalisierungsmaßnahmen vor 1930, die mit Stemm- und

Sprengarbeiten verbunden waren, das Gefüge der romanischen Mauern in Mitleidenschaft gezogen haben.

Nach Auswertung mehrerer Schürfgruben und Bohrungen sollen jetzt die beiden kritischen Bauteile Tor und Alte Dekanei durch Auffüllungen frostfrei gegründet werden. Mauerecken werden ferner «zusammengeklammert» und vorhandene Erdrücke abgebaut. Rätsel gibt in der an das Tor unmittelbar angrenzenden Alten Dekanei das Erdgeschoß auf, wo ein die Torwandung flankierender Raum etwa zwei Meter tief mit Bruchmaterial aufgefüllt worden ist. Wann dies geschah und warum, ist nicht mehr feststellbar. Nach Darstellung des Heilbronner Baurats Hansjörg Engelmann wird zur Sicherung der Michaelskapelle außerdem ein Langzeitprogramm erarbeitet, bei dem die zwei inzwischen gesicherten Türme 15 Jahre beobachtet werden.

Handwerker helfen den Mönchen umsonst

(STZ) Beuron mit seiner berühmten Barockkirche gehört zu den weltbekanntesten Klöstern. Das Kloster, im Kreis Sigmaringen am Donaudurchbruch gelegen, zählt zu den schönsten Süddeutschlands. Das 1075 gegründete, 1687 zur Abtei erhobene Augustiner-Chorherrenstift wuchs im Laufe der Zeit zu einem mächtigen Komplex. Doch die Bauten sind stark angegriffen, die Anlage ist akut gefährdet.

Das Tübinger Denkmalamt stellte «teils besorgniserregende Mängel an der Bausubstanz» fest. Die Mönche aber sind finanziell nicht in der Lage, verschiedene Gebäude gleichzeitig zu sanieren. Es wird geschätzt, daß über 30 Millionen Mark für die nötigsten Maßnahmen erforderlich sind. Wegen der überregionalen Bedeutung der Anlage wurde ein Verein der Freunde der Erzabtei Beuron gegründet, der sich Erhalt und Restaurierung zur Aufgabe gemacht hat.

Zu den Helfern gehört auch das regionale Handwerk. Innungen und Betriebe im Bezirk der Handwerks-

kammer Reutlingen beteiligen sich an der Restaurierung des ältesten Klostergebäudes, der Schneiderei. Im ersten Halbjahr wurden das komplette Dach und eine defekte Giebelwand kostenlos erneuert. So konnten über 100 000 Mark eingespart werden.

Die wenige Kilometer vom Kloster entfernte Mauruskapelle ist eng mit der Baugeschichte der Klosteranlage verbunden. Der Haigerlocher Bildhauer, Maler und Architekt Peter Lenz verwirklichte beim Bau der Kapelle um 1868 seine Vorstellungen: Vereinfachung statt der üblichen Mischform aus Gotik und Renaissance. Der aus blockhaften Einzelquadern geformte Bau vereint historisierende Elemente der altägyptischen, griechischen und frühchristlichen Kunst. Die strengen Wandbilder zeigen das Leben des heiligen Maurus. Die Kapelle gilt als Initialwerk der Beuroner Kunstbewegung.

Die Mauruskapelle ist im Gegensatz zur älteren Klosteranlage nicht gefährdet, aber auch dort mußte einiges erneuert werden. 1992 wurde mit der Restaurierung begonnen. Die Kosten werden auf 370 000 Mark geschätzt. Die Dachkonstruktion mußte repariert, das Dach erneuert werden. Außerdem wurden die Wandfresken restauriert.

Geschichtswerkstatt sucht Zeitzeugen von 1940

(STZ) Die «Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach und Umgebung» sucht für eine Ende dieses Jahres geplante Dokumentation über den Mord an 120 Insassen der Landesfürsorgeanstalt Markgröningen im Jahre 1940 Zeitzeugen und Angehörige jener Menschen, die damals von der SS mit grauen Bussen abgeholt und auf der Schwäbischen Alb umgebracht wurden. Die meisten der Behinderten stammten aus dem Kreis Ludwigsburg und den umliegenden Landkreisen. Wer der Geschichtswerkstatt bei ihrem Projekt helfen will, kann sich unter der Telefonnummer (071 41) 90 15 87 melden.

Kultur als ruraler Entwicklungsfaktor

(lsw) In der Dorfentwicklung wird meist die Kultur als wichtiger Entwicklungsfaktor für den ländlichen Raum vernachlässigt. Die Bedeutung des «Lebensmittels» Kultur für die ländliche Zukunft dokumentiert ein neues Buch, das Herausgeber Eckart Frahm und als Mitautor Volkskundler Prof. Hermann Bausinger in Tübingen vorstellten. Kultur auf dem Land sei mehr, so Bausinger, als die traditionelle Vereins-, Musik-, Kunst- und Brauchtumpflege, umfasse den Gesamtalltag mit Bildung und Sozialbezügen. Dorferneuerung sei integrierte Gemeinwesenarbeit mit Jugend-, Frauen-, Alten-, Sozio-, Alternativkultur, Umweltfürsorge und Regionalentwicklung.

Baden-Württemberg habe als eines der ersten Länder Dorfentwicklung betrieben, so Frahm, und sei in der Regionalpolitik bis 1985 führend gewesen, nun aber «ins Mittelfeld abgedriftet». Es habe viel Geld ausgegeben und «viel platt gemacht», dann die Förderung abgebrochen. «Es ist in eine Falle geraten, von der sich die Dorferneuerung nicht erholt hat.» Damit habe man es aber nicht geschafft, die Abwanderung aufzuhalten. Dagegen machten Hessen und Bayern mit weniger Geld eine zwar langsamere, aber wirksamere Strukturpolitik. Der Dorfentwicklung gehe eine kulturelle Vorphase voraus: Die Bewohner erarbeiteten mit Dorfmoderatoren Leit- und Entwicklungsbilder für die Zukunft des Ortes: Das Dorf «muß sich die Zuschüsse durch das Konzept verdienen». Diesen Weg gingen nun auch die Neuländer Brandenburg und Sachsen.

Das Buch belegt in zahlreichen Beispielen und Thesen die wichtige Funktion der Kulturarbeit und gibt Anregungen, Orientierungshilfen und Argumente für die praktische Arbeit.

Frahm, Magel, Schüttler: «Kultur – ein Entwicklungsfaktor für den ländlichen Raum. Anregungen, Tips und Beispiele für die Praxis», Kommunal-schriftenverlag J. Jehle, München, 297 Seiten, 58 Mark.



Kürzlich haben in Römerstein-Zainingen, einem Dorf auf der Uracher Alb, zwei Viehhändler die letzte Milchkuh des Orts aus dem Stall des Landwirts Jakob Eisen-schmid (in der Mitte) abgeholt und zum Metzger gebracht. Vor 26 Jahren standen noch 655 Kühe, Kälber und Ochs in den Ställen rund um die Zaininger Hüle. Im Februar 1972 hat sich die örtliche Molkereigenossenschaft aufgelöst. Wie anderswo ist auch in diesem Alldorf ein Stück bäuerliche Tradition zuende gegangen.

Wanderwege erweitern Museum Kloster Frauental

(epd) Mit der kulturhistorischen Wanderbroschüre «Wege in die Landschaft» ergänzt das Museum «Vom Kloster zum Dorf» im ehemaligen Zisterzienserinnenkloster Frauental bei Creglingen seine Museums-konzeption. Wie Gerhard Layer, Geschäftsführer des Vereins Tauberfränkische Volkskultur, vor der Presse betonte, sollen die vier Wander- und Radwege rund um Frauental die Konzeption des Museums «Vom Kloster zum Dorf» fortführen. Das einzige deutsche Museum, das den Untergang eines Klosters und die nachfolgenden Entwicklungsstränge veranschaulicht, weist bereits im Museumsbereich in der Klosterkirche auf die landschaftsprägenden Funktionen des im frühen 13. Jahrhundert gegründeten Klosters hin mit Wald-, Weide- und Fischwirtschaft, Wein- und Flachs-anbau.

Ein Weg von zehn Kilometern Länge ist dem Klosterforst gewidmet mit Dolinen und einer Lehmgrube. Eine weitere Zehn-Kilometer-Route weist auf Spuren von Weinbau und Schäferrei und auf die Herrschaftsgeschichte Frauentals hin. Von der Karolingerzeit bis heute verfolgt ein sieben Kilometer langer Rundwanderweg die

Entwicklung der Landwirtschaft. Ein Dorfrundgang von einer dreiviertel Stunde Gehzeit spiegelt die Kloster- und Ortsgeschichte mit den kleinen Seldnerhäusern wider, wo die Markgrafen von Ansbach nach Auflösung des Klosters Kleinhandwerker ansiedelten, mit Zehntscheune auf dem Klosterberg, Amtshaus, Schule und dem Kloster selbst.

Bis 1550 wurde Frauental vom Klosterleben der bis zu 13 Zisterzienserinnen geprägt. Sie wurden von drei Höfen, einer Schäferei und einem Weingut versorgt. Im Bauernkrieg des 16. Jahrhunderts wurde das Kloster zerstört und säkularisiert. Ab 1792 war Frauental dann selbständig bis zur Eingemeindung nach Creglingen bei der baden-württembergischen Gemeindereform von 1972.

»Wege in die Landschaft« wurde unter Federführung des Geologen und Privatdozenten an der Universität Würzburg, Winfried Schenk, sowie des Volkskunders Gerhard Layer erarbeitet. Acht Studentinnen und Studenten eines Projektmittelseminars der Universität Würzburg wirkten mit. Das Heft wird vom Museumsverbund im Main-Tauber-Kreis finanziert und ist für einen Kostenbeitrag von fünf Mark in allen Museen des Verbunds sowie im Verkehrsamt der Stadt Creglingen zu erwerben.

Stauffenberg-Schloß bald Widerstands-Gedenkstätte?

(HT) Das Stauffenberg-Schloß in Albstadt-Lautlingen im Zollernalbkreis soll nach dem Willen des Europa-Zentrums Tübingen eine zentrale Gedenkstätte des Widerstands für Baden-Württemberg werden. Das Schloß gehört der Familie der beiden Widerstandskämpfer Berthold und Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Die beiden Brüder wurden wegen des Attentats auf Hitler im Sommer 1944 in Berlin hingerichtet. An die beiden Stauffenberg-Sprossen und ihren Einsatz gegen die Nazi-Diktatur erinnert bereits eine von Gerhard Marcks gestaltete Kapelle im Schloß. Die Idee, das Stauffenberg-Schloß zu einer Gedenkstätte zu machen, ist ein Ergebnis von Veranstaltungen, die das Europa-Zentrum, das überwiegend vom Land finanzierte Institut für Europafragen, schon seit Jahren an diesem Ort abhält. Am 16. September war ein Forum über «historische, politische und ethische Aspekte des Widerstands gestern und heute», unter anderem mit Professor Karol Jonca von der Stiftung Kreisau im polnischen Wroclaw (Breslau), mit der das Europa-Zentrum seit einiger Zeit zusammenarbeitet. In diesem Kreisauer Kreis entstand 1942 die deutsche Widerstandsbewegung. Berthold Schenk Graf von Stauffenberg hatte schon früh Kontakte mit Mitgliedern dieser Gruppe. Das Lautlinger Schloß ist seit 1971 in kommunalem Besitz. Es beherbergt eine musikhistorische Sammlung mit alten Instrumenten, Notenhandschriften, Erstausgaben und Briefen. Über das Vorhaben, das Schloß zu einer zentralen Gedenkstätte des Widerstands zu gestalten, ist dem Albstädter Rathaus bisher noch nichts genaues bekannt. Oberbürgermeister Hans-Martin Haller will sich die Vorstellungen des Europa-Zentrums erläutern lassen.

Tübingen hatte ersten Botanischen Garten

(epd) Die Universitätsstadt Tübingen hatte den ersten botanischen Garten der Welt. Bisher galt der 1545 gegründete Universitätsgarten in Padua/Italien als der älteste. Neueste Forschungsergebnisse deuten aber darauf hin, daß der 1535 an die Universität Tübingen berufene Arzt und Botaniker Leonhart Fuchs (1501 bis 1566) wenige Jahre vor Padua im Klostersgarten des heute noch erhaltenen Nonnenhauses einheimische und ausländische Arzneipflanzen kultivierte. Beweis dafür ist das von Fuchs 1542 herausgegebene Heilpflanzenbuch «De historia stirpium ...», das Fuchs mit 511 Holzschnitten von Pflanzen aus seinem Garten illustrierte. Es zählt zu den bedeutendsten botanischen Schriften der Weltliteratur und hat Fuchs den Ehrentitel des bis heute anerkannten «Vaters der Botanik» eingetragen.

Klaus Dobat, Akademischer Direktor in Tübingen und Leiter des Botanischen Gartens der Universität, hat in einer bisher unveröffentlichten Untersuchung festgestellt, daß der von Fuchs einst benutzte Klostersgarten entgegen der bisher vertretenen Auffassung nicht Privateigentum des Gelehrten war, sondern der Universität zugewiesener Staatsbesitz.

Der heutige «Neue Botanische Garten» der Universität wurde ab 1967 eingerichtet. Er ist über zehn Hektar groß und zeigt nach Angaben der Universität über 10 000 verschiedene Pflanzenarten aus aller Welt. An sein 25jähriges Bestehen erinnerte die Universität am 9. September mit einer akademischen Feier.

Aktion Sühnezeichen in Buttenhausen

(epd) Das vierte Sommerlager der Aktion Sühnezeichen in Württemberg fand auf dem Gelände des jüdischen Friedhofs Buttenhausen statt. Zwanzig junge Leute vorwiegend aus osteuropäischen Ländern und aus den neuen Bundesländern säuberten dort unter Anleitung von Wal-

ter Ottauf die Grabsteine und Gartenanlagen und richteten sie her. Gruppenleiter in Buttenhausen war Hans Martin Widmann aus Neuenstadt am Kocher. Unterstützt wurde die Sühnezeichen-Aktion von der Regionalgruppe Tübingen sowie dem Landessynodalen Helmut Morlok aus Isny und Schuldekan Christian Buchholz, die beide Kuratoriumsmitglieder der Aktion Sühnezeichen/-Friedensdienste sind.

Die Arbeit der Aktion Sühnezeichen begann vor vierzig Jahren, um Zeichen der Versöhnung zwischen ehemals verfeindeten Ländern und Menschen zu setzen und Verständigung zwischen Jugendlichen verschiedener Nationen, Konfessionen und Weltanschauungen zu ermöglichen. In der Regel geschieht dies durch einen ein- bis zweijährigen Freiwilligendienst in Ländern, die durch den Zweiten Weltkrieg besonders in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Form der Sommerlager entstand in der ehemaligen DDR, weil dort langfristige Einsätze nicht möglich waren.

Geschäftsstelle zur Jahreswende geschlossen!

Von Freitag, 23. Dezember 1994, bis Donnerstag, 5. Januar 1995, bleibt die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes geschlossen.

Erster Arbeitstag im neuen Jahr ist Montag, 9. Januar 1995.

Öffnungszeiten der Geschäftsstelle:

Montag bis Donnerstag

9.00 bis 12.00 Uhr

14.00 bis 16.00 Uhr

Freitag

9.00 bis 12.00 Uhr

14.00 bis 15.30 Uhr

Der Vorstand und die Mitarbeiter der Geschäftsstelle wünschen allen Mitgliedern und Freunden des Schwäbischen Heimatbundes

ein frohes Weihnachtsfest und alles Gute für das neue Jahr!

Ein Weihnachtsgeschenk für 365 Tage – Ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat

für Eltern
für Kinder
für gute Freunde
für Tanten und Onkel
für aufmerksame Nachbarn
für Kollegen und Mitarbeiter

• für alle bietet der Schwäbische Heimatbund ein passendes Weihnachtsgeschenk – ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat. Dazu brauchen Sie sich auch nicht in den vorweihnachtlichen Einkaufstrubel zu stürzen – das Geschenk-Abonnement kommt (beinahe) ohne Ihr Zutun ins Haus. Die Zeitschrift Schwäbische Heimat erinnert 365 Tage im Jahr an Ihre gute Geschenk-Idee.

Und so bestellen Sie ein Geschenk-Abonnement:

- Sie bestellen formlos ein Geschenk-Abonnement beim Schwäbischen Heimatbund.
- Sie nennen uns Ihre Anschrift sowie Namen und Anschrift des Beschenkten.
- Sie erhalten vom Schwäbischen Heimatbund einen Geschenkgutschein, den Sie selbst ausfüllen und dem Empfänger überreichen können. Wenn Sie es wünschen, senden wir den Geschenkgutschein auch (rechtzeitig zum Fest) an den Empfänger.
- Mit dem Gutschein geht Ihnen auch die Rechnung für das Geschenk-Abonnement zu. Jährlicher Bezugspreis: DM 48,- inklusive Porto.
- Der von Ihnen Beschenkte erhält für ein ganzes Jahr (4 Ausgaben) kostenlos unsere Zeitschrift Schwäbische Heimat.

Sollten Sie noch Fragen oder besondere Wünsche haben, so wenden Sie sich an die Geschäftsstelle. Wir helfen Ihnen gerne weiter.

GESCHENK-GUTSCHEIN

ein Abonnement
für die
Zeitschrift

SCHWÄBISCHE HEIMAT

– 4 Ausgaben –

im Jahre:

1995

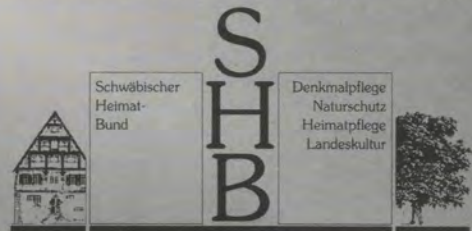
von: _____

Ort: _____

für: _____

Ort: _____

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND



Charlottenplatz 17 • 70173 Stuttgart
Telefon: 07 11 / 22 16 38 • Telefax: 07 11 / 29 34 84

Bitte richten Sie Ihre schriftliche oder telefonische Bestellung an unsere Geschäftsstelle:
Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84

Buchbinderei Mende
Inh.: Fritz Schwarzbach

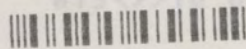
1 4. OKT. 1996

Kilgenstraße 123
7000 STUTTGART 1



WÜRTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

N13<>>29 99402 5 024



WLB stuttgart

